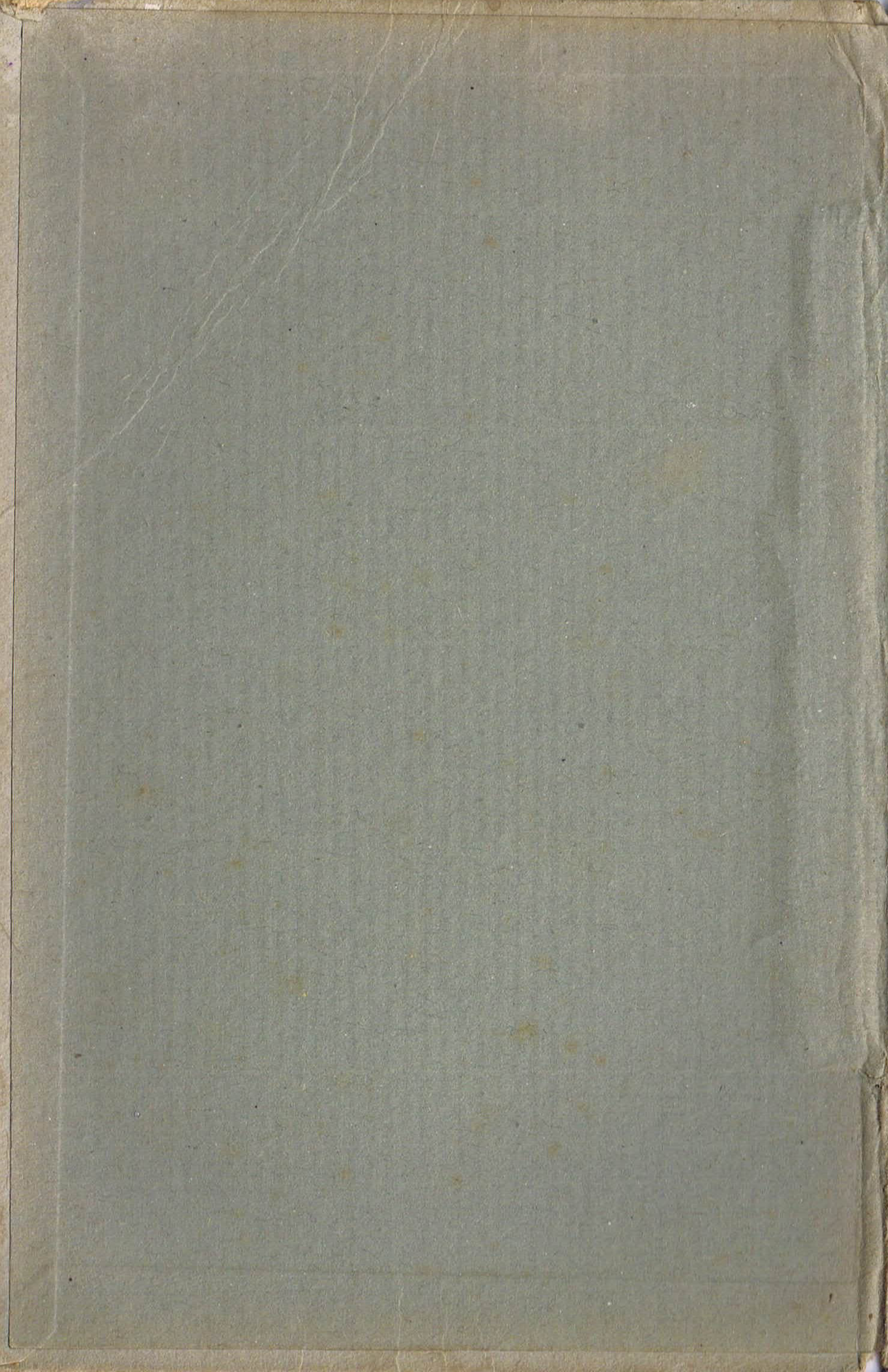
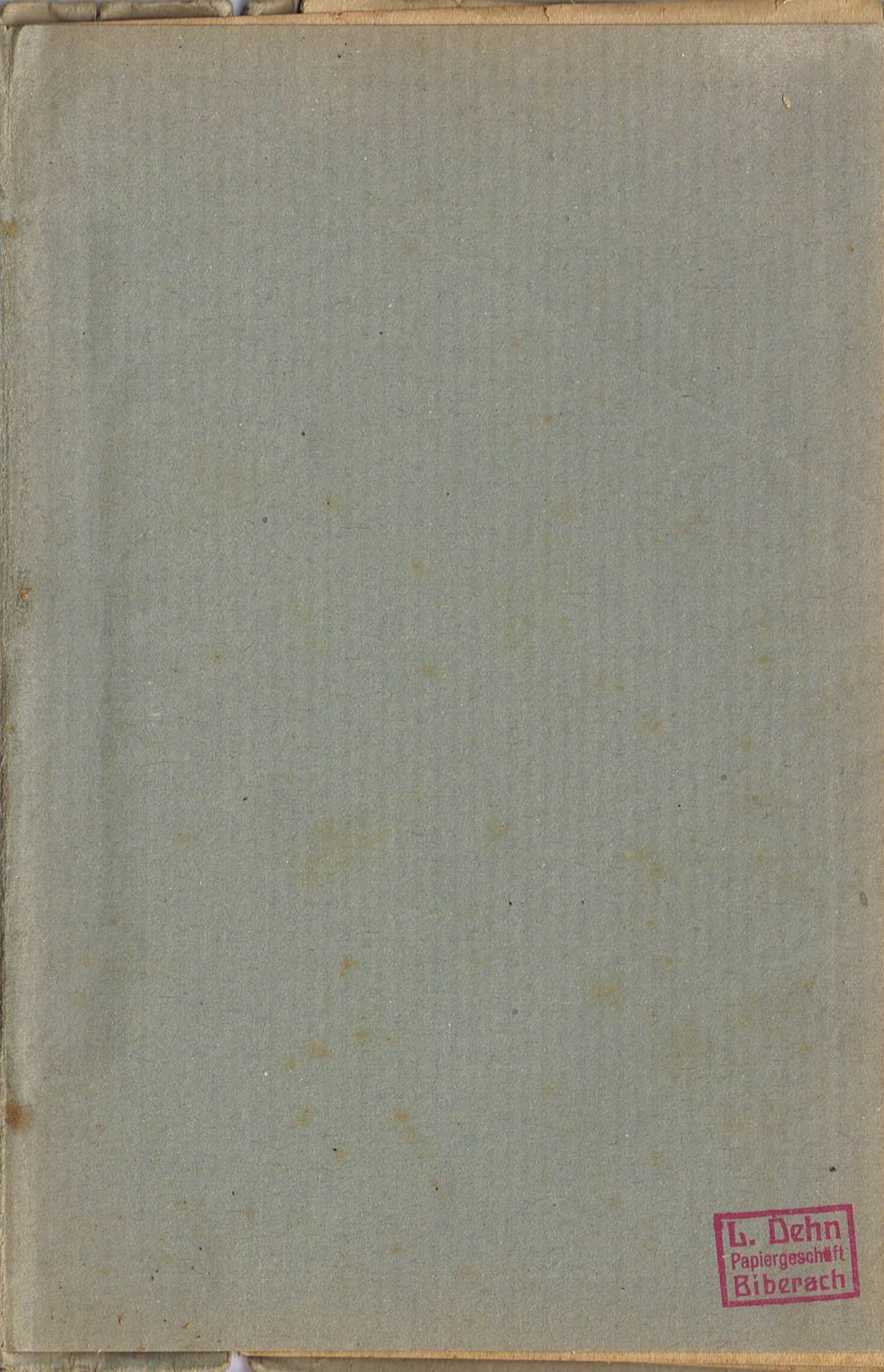

Unter der
Fremdherrschaft
von
E. Roch-Stein
Unter der
Fremdherrschaft
von
E. Roch-Stein




L. Dehn
Papiergeschäft
Biberach

# Unter der Fremdherrschaft

# Unter der Fremdherrschaft

Roman

von

E. Roch-Stein



Phönix-Verlag Carl Siwinna
Breslau 2 * Kattowitz * Berlin SW 11

Druck von G. Siwinna, Kattowitz.

# I.

Der Familienrat tagte. Warum diese Versammlung der männlichen Familienmitglieder eigentlich „tagen" genannt wurde, wußte keiner von ihnen so recht zu sagen, denn das Zusammenkommen fand immer des Abends statt. Aber Herr Friedrich Walter Hattling hatte dieses „tagen" eingeführt, und da wagte natürlich niemand ein Wort der Entgegnung. Friedrich Walter Hattling war nach dem Tode seines älteren Bruders, August Friedrich Wilhelm, Senior der Familie geworden, und behauptete diese Würde mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit. Er war eine Respektsperson; war es heute mehr wie je, und war es auch bei der Jugend schon immer gewesen.

So saßen die Herren um den großen, runden Eßtisch, der zu diesem Zweck aus dem Speisezimmer in den Saal geschoben wurde, denn zu dieser Feierlichkeit gehörte unbedingt auch die feierliche Umgebung der Prunkstücke der alten Familie. Es war hier alles alt. Von der Rokokoeinrichtung an, bis zu den Bildern der Hattlings an den Wänden, von dem getäfelten Sternenfußboden bis zum wundervollen Stuckplafond mit seinen kostbaren Malereien. Freundlich und herzig grüßten die rosigen Kindergesichtchen zu den ernsten Männern unten, streuten duftende Rosen aus runden Kinderhänden auf sie nieder, und schwan-

gen jubelnd und tanzend herrliche Blumengewinde von einer Zimmerecke zur andern. Aus dem Himmel kamen diese kleinen Engelkinder, man meinte hinter leichtem Gewölk die Sonne leuchten zu sehen.

Alt war das ganze, prächtige Patrizierhaus. Festgefügt, glanzvoller denn vorher wieder aufgebaut, nachdem es durch Tillys Beschießung im Dreißigjährigen Kriege, fast dem Erdboden gleichgemacht worden war. So strebte es empor, inmitten des breiten Weges, sah sein stolz ragender Giebel, mit den aus Sandstein gehauenen Zieraten von Arabesken und auf breiten Sockeln ruhenden Kugeln, ruhig hinein in das Leben und Treiben der Handelsstadt. Des Hauses äußerer, schönster Schmuck aber war sein Erker. Er ruhte auf den Schultern eines Mannes, hatte unter und über den Fenstern der beiden Stockwerke feine ausgehauene Reliefs, des Frühlings Einzug und Werden, des Sommers Blühen und des Herbstes Ernten darstellend, und endigte in einem sanft gerundetem Dach, welches eine goldene Kugel krönte. Ebensolche Kugel schmückte den runden Treppenturm im Hof, zu dem man durch die große Einfahrt gelangte. In ihm führte die steinerne Wendeltreppe bis hinauf zu den drei Böden, welche sich hinter dem geraden, schönen Giebel in steiler Dachhöhe aufbauten.

Im Erker saß Frau Juliane Hattling, geb. von Pawlowska, am liebsten. Konnte sie doch von hier aus weit hinauf und hinab die belebte Straße sehen, ehrerbietige Grüße erwidern. Viel weniger gern sah sie nach ihrem Gegenüber, weil dort, einige Zoll über der Straßenhöhe vor dem niedrig gestreckten, weit

zurückgebauten Haus, eiserne Ketten als Abgrenzung gegen die Straße sich in schönen Bogen hinzogen, auf welchen sich die Gassenbuben tagaus, tagein schaukelten. Das ging natürlich nicht ohne Geschrei und Zank ab, und oft kam es vor, daß einer der Jungens sich auf einmal auf dem Straßenpflaster befand, ohne daß er selbst die Treppenstufen hinunter gegangen wäre. Das war für Frau Juliane in ihre vornehme Stille hinein störend, aber sie mußte es ertragen, denn selbst die traurigsten Zeiten der Festungs- und Handelsstadt, hatten darin nichts ändern können. Ja, es erschien der stattlichen Dame ärger wie je, denn die durchziehenden Trupps fremder Soldaten gab der Gassenjugend viel Anlaß sich schreiend zu versammeln.

Man schrieb seit einigen Tagen das Jahr 1807. Seit Wochen waren die französischen Eroberer Herr in der alten Feste, taten ganz als ob sie schon Jahre lang hier gewesen wären, und hausten mit den Sachen der Bewohner als ob sie die ihrigen seien. Die Einquartierungslasten für jedes Haus waren groß, als Herren fühlten sich die Eindringlinge noch dazu, denn selten übte einer der Fremden Rücksicht auf seine Gastgeber.

Die reichen Bürger merkten ja den Zwang nicht so wie der ärmere Mann, aber auch sie murrten schon heute, trotzdem erst einige Wochen vergangen waren, seitdem die Heere Napoleons ihren Einzug in die alte Festung am rauschenden Elbstrom gehalten hatten.

Friedrich Walter Hattling murrte auch. Er liebte das Geld, liebte es beinahe mehr wie Weib und Kinder, und mußte nun zusehen wie die Ausgaben

für die fremden Gäste ins Ungemessene wuchsen. Das tat seinem Herzen bitter weh, und da mußte Abhilfe geschaffen werden. Aber wie? Er allein konnte nichts gegen die Fremden unternehmen, nicht allein sich auflehnen gegen Lasten und Tribute, die man ihnen aufzwang. Vielleicht wußte irgendeiner der Vettern einen Rat, hatte da und dort etwas gehört, woran man sich halten konnte, um Abwehr gegen die Unterdrückung zu schaffen.

So hatte er den Familientag einberufen, hatte er der Familie ja auch sonst noch eine Mitteilung zu machen, die ihm, wenn er an sie dachte, das Blut ins blasse Antlitz steigen ließ.

Der große, starkknochige, hagere Mann, mit den grauen, die Stirn freilassenden Haaren, den kalten, hellgrauen Augen saß zurückgelehnt im blumigen Rokokosessel. Seine Finger spielten nervös gegeneinander, das tat er immer, wenn er über irgend etwas aufgeregt war. Scharf fuhren seine hellen Augen um die Tischrunde.

Da ging es noch lebhaft zu. Ein jeder klagte dem andern sein Leid, die alten wie die jungen, ein jeder war aufs äußerste entrüstet über das Gebahren der Eroberer. Mitten in das Durcheinander aber klopfte Friedrich Walter plötzlich energisch auf die Tischplatte. „Wollt Ihr mich nun anhören?" fragte er in die eingetretene Stille hinein.

Umständlich ließ sich neben ihm ein älterer Herr auf seinen Stuhl nieder, nachdem er einen dort stehenden Sessel zurückgeschoben hatte, und sagte dann langsam und bedächtig: „Na, denn schieß man los, Wal-

ter, wir hören." Friedrich Walter räusperte sich leicht, fragte dann leise aber deutlich:

„Wie sollen wir uns denn nur verhalten?"

„Wie so denn verhalten — wobei denn?" fragten die Herren.

„Nun, gegen die Eindringlinge! Das kann doch nicht so fortgehen!"

Achselzucken — Stillschweigen.

„So redet doch und überlegt mit, ratet doch. Dazu habe ich Euch hergebeten," eiferte Friedrich Walter.

„Ja, aber bester Vetter, was sollen wir da raten? Da ist doch nichts zu machen, nichts dagegen zu tun, wir müssen eben auch still halten wie die andern alle."

„Das liegt ganz und gar nicht in meiner Absicht," sagte das Familienoberhaupt kopfschüttelnd und gereizt, „und ich kann mir nicht denken, das Ihr ruhigen Blutes zusehen werdet, wie Euch die fremden Soldaten alles wegschleppen und wegessen. Also überlegt mit mir und ratet."

Sie schwiegen alle die da um den runden Tisch im Staatszimmer saßen, trotzdem sie heimlich die Fäuste ballten. Aber sie wußten auch, daß ihr lieber Senior schon ganz genau seine Wege kannte, daß er doch nie einen anderen ging als denjenigen, den er sich vorgezeichnet hatte.

„Nun — will keiner von Euch einen Rat geben?"

Es lag schon eine kleine Befriedigung in den wenigen Worten, ein Klang, der zu sagen schien: Aha — du, bist doch wieder allein der helfende Mann.

„Du, Walter, was meinst du, wenn wir nun so heimlich mit unseren Bekannten losgingen und die vermaledeiten Kerle zum Tempel hinausschmissen? Du, das müßte ein Heidenspaß sein." Friedrich Walters Nachbar sagte es gemütlich mit leisen Lachen, wobei er die Augen ganz zudrückte. Es war Heinrich Vollbrecht, der Schwager des Hausherrn.

„Idealist! Willst du vielleicht mit der Mistgabel losgehen?"

„Wär vielleicht noch nicht das Schlechteste, chacun à son goût; was würdest du denn nehmen? Die Elle?"

„Herrgott, Vollbrecht, die Zeiten sind doch zu ernst, um Scherz in dieser Weise zu treiben — —"

„Weiß ich, weiß ich, lieber Schwager. Ich wollte dir nur das Unmögliche deines Vorgehenwollens gegen die Eindringlinge etwas klar machen. Wir können uns nur durch kalte Höflichkeit schützen, durch sparsames Verteilen, das andere überlasse man ganz getrost unserm König und seinem Heer. Es wird auch schon wieder besser werden. Napoleon ist zwar ein Genie, aber Genies sind wie Meteore. Sie sind plötzlich da, überstrahlen alle Sterne, blenden unsere Augen, aber ehe wir ‚Ah' sagen können, sind sie schon wieder verschwunden — ausgelöscht."

„Du sprichst ja äußerst klug, mein Lieber," sagte Walter Hattling spitz und ließ die Finger einen Geschwindgalopp gegeneinander tanzen, „wo hast du denn deine Weisheit her?"

„Man bloß aus der lieben, einfältigen Natur, mein Freund."

Walter Hattling lehnte sich mit geringschätziger, eisiger Miene in seinen Sessel zurück.

„Ich habe den Familienmitgliedern noch eine weitere Mitteilung zu machen," hub er dann nach einer Weile wieder an und klopfte wieder, Gehör heischend, auf den Tisch, „eine Mitteilung, die mich und unsere liebe Schwägerin und Base Elsbeth tief erschüttert hat. Fritz schreibt hier nämlich," Friedrich Walter hob einen großen Brief in die Höhe, „daß er sich — verlobt habe und heute — am 6. Januar — Hochzeit haben würde."

„Das ist ja herrlich," rief Heinrich Vollbrecht lebhaft, sprang auf und schlug freudig auf den Tisch, „Kinder, das ist eine Freude, eine wirkliche Freude zur jetzigen Zeit."

Erstaunt sah der hagere Schwager den fröhlich Redenden an, hörte gar nicht auf die frohen Rufe der anderen.

„Eine Freude, sagst du, Heinrich? Wieso denn? Wir kennen doch das Mädchen gar nicht, welches er uns als Familienmitglied zuführt. Wir, Elsbeth und ich, haben es nicht als Freude empfunden."

„Das glaube ich dir gern," murmelte Vollbrecht.

„Fritz," fuhr Hattling dann weiter fort, „ist nun von seiner Verwundung geheilt, wie er schreibt, durch die Treue und andauernde mühevolle Pflege ‚seiner' Beate. Beate Hattling, geb. Winhold, ist die Tochter des Pfarrers in Krippendorf, wohin man Fritz gebracht hatte, als er durch die Granatsplitter verwundet worden war. Er schreibt, daß der Demoiselle seine ganze, feste und treue Liebe gehöre, daß sie

ein Engel sei. Der gute Fritz ist wie immer etwas überschwänglich, zu sehr Idealist für die heutigen, schweren Zeiten — — —"

„Wie ich," unterbrach Vollbrecht den Redenden. Ein ärgerlicher Blick flog aus den kalten, grauen Augen in das freundlich wohlwollende Gesicht des Gutsbesitzers, der sich gemütlich in seinem dicken, graumelierten Vollbart kraulte.

„Ja, Idealist," redete Walter Hattling mit gefurchter Stirn weiter, „solchen Leuten aber wird es nicht gut ergehen, die Zeiten sind nicht danach, um zu träumen und Luftschlösser zu bauen — —" „Wie ich," nickte Vollbrecht wieder dazwischen. „Sei doch so gut und unterbrich mich nicht immer," rief aber nun der Senior laut und ärgerlich, innerlich wütend, „du natürlich nimmst Fritz wieder in Schutz, du hast ja auch nicht mit ihm zu leben, mit ihm und — mit seiner Frau."

„Ich weiß gar nicht, was du nur gegen dieses junge, unschuldige Weib hast — weil Fritz nicht erst Eure gnädige Erlaubnis zur Verlobung und Hochzeit eingeholt hat, deshalb verdammst du gleich diese Heirat! Wart's doch man erst ab! Sie ist freilich für Euch ein fremdes Wesen, nicht von bekannter Familie —"

„Das ist es eben, eines Pfarrers Tochter!" — Es klang sehr geringschätzig. — „Vielleicht ist dieser Pfarrer der Sohn eines Bauern — und seine Tochter wird nun Madam Hattling. Wer weiß, was für Künste sie angewendet hat, um Fritz so zu umgarnen, daß er ihr seinen Namen gab."

„Vielleicht aber ist sie auch eine liebliche Blume, Walter, in frischer, herrlicher, aber warmer Thüringerluft erblüht, und vielleicht — ja, ich fürchte sogar sicher — wird ihr das Einwurzeln hier im kalten Erdreich sehr schwer werden, wenn nicht Fritzens Liebe die Sonne ist, die sie weiter blühen läßt. Ich meinerseits werde das fremde Blümlein freudigen Herzens begrüßen, wenn ich auch man en oller Onkel bin. Na, und damit will ich mich aus Eurer Tagung rausscheren, denn mich rochert, und hier im Allerheiligsten von Frau Juliane darf man doch nicht rauchen."

Heinrich Vollbrecht hob sich langsam vom Stuhl, nickte den anwesenden Herren zu, klopfte einem der jüngsten auf die Schulter und sagte leise: „Werdet man nicht zu klug — sondern kommt bald," und verschwand hinter der Tür, die nach den Wohnzimmern führte. Er durchschritt einen kleinen, einfenstrigen Raum, öffnete die dem Saaleingang gegenüberliegende Tür und stand nun inmitten einer lustig schwatzenden Gesellschaft von Damen. Das waren die Frauen und Mütter, die Töchter, Tanten und Basen der drüben anwesenden Herren. Man merkte sein Kommen gar nicht in dem durch mehrere Lampen und Kerzen erhellten, großen Gemach, und so ging Vollbrecht stracks auf das Sofa zu, wo die saß, die er suchte. Natürlich, wo sollte sie auch anders sitzen? Sie beanspruchte den *rechten* Sofasitz und nahm ihn in der Familie mit steifer Würde ein. Also tauchte Heinrich Vollbrecht plötzlich neben dem Sofa auf und sagte fröhlich: „Guten Abend, verehrte Frau Schwägerin." Frau

Elsbeth Hattling, die Witwe von August Friedrich Wilhelm Hattling und Stiefmutter Fritz Hattlings, fuhr erschreckt von ihrem Strickzeug in die Höhe. Sie hatte gerade die Nätchen der Ferse gezählt.

„Wie du mich erschreckt hast, Vollbrecht — so leise und heimlich anzukommen. Editha, das mußt du unbedingt deinem Mann abgewöhnen!“ Mit Nachdruck sagte es die spitze Stimme Elsbeths, und ihre schöne, aber zu spitze Nase ragte dabei wie das lebende Ausrufungszeichen in die Luft. „Na ja, das wird meine Alte un—be—dingt tun, davon sei man ganz felsenfest überzeugt. Aber jetzt kam ich nur, um dir so recht freudig zur Schwiegertochter zu gratulieren.“ Vollbrecht hob dabei die kräftige Stimme ein wenig, so daß alle Anwesenden es hören mußten, und nahm die schmale, weiße Hand der Schwägerin in seine derbe, harte Landwirtsfaust und schüttelte sie kräftig.

Unwillig entzog sie ihm diese.

„Zerdrück mich doch nicht, denke doch man daran, daß du keine Magd vor dir hast —“

„Ne, so einer schüttle ich selten freudig die Hand.“

„Und freudig gratulierst du? Ich bin durchaus nicht freudig gestimmt. Wer weiß denn, was diese Beate für ein Wesen ist, vielleicht ganz ungebildet und unerzogen und wir müssen uns womöglich ihrer schämen,“ sagte Frau Julianne Hattling, welche auch mit am Tisch saß, mit vornehmer Sorge.

„Du hast vollkommen Recht, liebste Julianne, man nimmt doch nicht gern jemanden in den engsten Familienkreis auf, von dem man nicht weiß, wie seine Familie ist. Vergiß nicht, Vollbrecht, daß ich eine

geborene Kanner aus Staßfurt bin. Wie alt unsere Familie dort ist — —"

„I, das weiß ich ganz genau, edle Frau und verehrte Schwägerin, ich habe immer mit großer Bewunderung das Alter der Familie Kanner angesehen, ist sie doch zwei volle Jahre älter wie die Familie Vollbrecht, welche allerdings nur auf dem Rosenhof gelebt und gearbeitet hat."

Um Heinrich Vollbrechts Mund zuckte der Bart, in seinem gutmütigen Gesicht zuckten alle die kleinen Fältchen und er nickte lustig zu seiner Frau hinüber, welche neben Frau Elsbeth auf dem Sofa saß.

Da schob sich ein runder Arm durch den seinen, ein lockiges Blondköpfchen guckte schelmisch in die Höhe.

„Du, Väterchen," zwitscherte Ina, Vollbrechts Jüngste, „bleiben wir noch hier, bis Base Beate und Vetter Fritz kommen? Ich bin so furchtbar neugierig auf die fremde Base und Mina und Lina auch und wir wollten sie doch zu gern sehen."

„So? Wollt Ihr? Na, vielleicht, wenn's nicht zu lang dauert und die Herren Franzosen freundlich gegen uns sind. — —"

„Dann brauchen wir sie nur mal liebreich — en amour anzusehen, dann sind sie's gleich," rief vom Mädchentisch die dunkelhaarige Lina scherzend herüber.

„Na, ich will Euch! Mädels, wenn Ihr mir einen französischen Offizier als Schwiegersohn bringt, enterbe ich Euch! Daß Ihr's man wißt."

„Ach, du drolliges Väterchen," lachte Ina, „glaubst

du das von deinen Töchtern? Wir sind doch deutsche Mädels und überhaupt — Mina —"

„Pst!" scholl es vom Mädchentisch.

Vollbrecht lachte und nickte seiner Frau wieder fröhlich zu und freute sich innerlich über seine Frauenzimmerchen, sein Vierteldutzend, wie er seine Töchter scherzend nannte. Und auch über seine liebe Alte freute er sich, weil sie nicht so war, wie ihre beiden Schwägerinnen. Diese Freude dünkte ihm ganz berechtigt und kein Pharisäertum, standen sie beide doch in Liebe zusammen auf der eigenen Scholle, säten und ernteten dort, erzogen ihre Mädels und ihren einzigen Jungen zu tüchtigen Menschen.

„Wie wird's denn mit der Wohnung? Ziehst Du nun aus?" wandte er sich fragend an Frau Elsbeth.

„Ich?!" So entrüstet klang dieses „ich", daß der Mann ordentlich erschrocken zurückfuhr — „wie käme ich dazu, dieser Fremden meine Wohnung zu räumen, sie kann sich einfügen, sie wird auch keine großen Säle gewöhnt sein."

„Sie würde es vielleicht tun, aber Fritz? Fritzens Rechte wirst du respektieren müssen. Na, wenn du bei dem jungen Ehepaar nicht mehr bleiben willst, kannst du ja zu uns auf den Rosenhof kommen." Frau Vollbrecht fuhr bei diesen Worten ihres Mannes auf, aber ein Blick in sein Gesicht zeigt ihr den Schelm in seinen Augen, und still lächelnd beugte sie wieder den Kopf auf ihre Arbeit.

„Wohin? Auf den Rosenhof?" fuhr auch Frau Elsbeth entsetzt auf, „lieber tot!"

„O, — ich danke dir für dies Kompliment, ver-

ehrte Schwägerin, aber daß es sich auf den schönen Rosenhof, inmitten der duftigen Waldberge ganz gut leben läßt, zeigt dir doch Edithes Aussehen zur Genüge. Meine Alte ist jung geblieben an Körper und Geist."

„Aber Alter!" unterbrach ihn seine Frau.

„Bist du es nicht? Immer frisch, immer gesund, keine bläßliche Stadtfarbe, keine Zufälle nach Gesellschaften und ästhetischen Tees. Dabei lesen wir auch was Schiller und Goethe uns Großes und Herrliches geschrieben haben —"

„Und Lessings Minna von Barnhelm," rief die vorwitzige Ina wieder, „die mag ich am liebsten."

„Sei still kleines Frauenzimmer und stecke die Nase in deine Arbeit — was treibt Ihr denn eigentlich? Was wird denn das wieder?" Heinrich Vollbrecht trat bei diesen Worten an den Tisch, woran seine drei frischen Mädels und noch zwei andere junge Damen saßen, und zog Inas Blondkopf an ihren langen Hängezöpfen in die Höhe.

„Au, Väterchen, du tust mir ja weh."

Der glückliche Vater bog sich nieder und küßte seine Jüngste auf die rosige Wange.

„Na, was wird denn das alles?" fragte er wieder.

„Alles in den Hamsterkasten, Väterchen," antworteten die beiden großen schlanken Mädchen.

„So? Nun, ist er denn noch nicht bald voll?"

„Ach, noch lange nicht, das geht doch nicht so rasch," sagte Lina.

„Na, und so lange muß wohl mit dem Heiraten gewartet werden, ja?"

„Wenn Mutter nicht ein Einsehen hat," seufzte das junge Mädchen und zog eifrig weiter den feinen Faden aus der Leinwand.

„Wünsche ich gar nicht," brummte Vater Vollbrecht wieder, „seid noch viel zu jung zum Heiraten."

„Aber, Vater, ich bin bald zwanzig," rief Mina.

„Potztausend, so eine alte Tochter habe ich schon, da hat's freilich Eile, einen passenden Schwiegersohn zu suchen."

„Hast du gar nicht nötig. ich suche mir allein meinen Mann."

„So? Ei guck mal einer so ein Mädchen an, will sich allein ihren Mann suchen! Seit wann ist denn das Sitte — he?"

„Seitdem Ihr uns gelehrt habt, bei allem schuldigen Gehorsam gegen Euch, selbstdenkende Menschen zu werden und zu sein," sagte Mina mit ernstem Gesicht. Auf ihren Wangen brannte eine dunkle Röte, und ihre dunkelblauen Augen blickten rein und klar in die des Vaters.

„Brav, mein Mädchen," lobte dieser.

„Vater würde nie gestatten, selbst den Gatten mir zu wählen, und ich möchte es auch gar nicht," sagte Wanda Hattling, die Tochter des Hauses langsam. Ihre feinen, schlanken Hände zogen ebenso langsam den bunten Wollenfaden aus der Stickerei, und ihre breiten Augenlider mit den langen, dunklen Wimpern blieben über den Augen gesenkt, „ich würde auch nie meine Aussteuer selbst nähen."

„Das macht so viel Freude, du glaubst es gar nicht,

Wanda," rief Mina, „ich habe schon eine ganze Menge fertig."

Wanda rümpfte die feine, gerade Nase, die Hattlingsnase, und sagte wegwerfend:

„Man zersticht sich die Finger so mit solcher Arbeit."

Heinrich Vollbrecht lachte dröhnend und seine hübschen Töchter lachten mit.

Mit erhöhter Farbe in den blühenden Wangen setzten sich die Mädchen wieder an ihre Arbeit, und Heinrich Vollbrecht schob sich langsam, leise einige Töne pfeifend, in das Zimmer des Hausherrn, wo in der Ecke auf dem Pfeifenständer wohl aufgereiht die langen Pfeifen standen. Doch er nahm sich keine von diesen, sondern zog aus der innern Brusttasche eine kurze Stummelpfeife heraus und aus der hinteren Schoßtasche den Beutel mit selbstgebautem Tabak, und der graue feine Dunst umgab ihn schon in langen, feinen wunderbaren Linien und Figuren, als die anderen Herren endlich mit ihrer Tagung fertig geworden waren.

Auch hier drehte sich wieder das Gespräch um die Fremden, aber es ging nun lebhafter zu als drüben im prunkenden Saal, das gemütliche Pfeifchen brachte Meinungen und Ansichten auf seinen grauen, duftigen Rauchwölkchen besser zutage.

Im großen Wohnzimmer standen währenddem die jüngeren Vettern immer noch bei den jungen Mädchen. Die Neckworte flogen hin und her, die Augen glänzten und die Wangen glühten, und besonders Lina unterhielt sich lebhaft, aber ziemlich leise mit Hermann, dem zweiten Sohn des Hauses.

Dessen schlanke, geschmeidige Gestalt bog sich über ihren Stuhl, seine dunklen, träumerischen und doch glühenden Augen suchten die ihren, die Hand des jungen Mannes spielte mit den dunkelblonden Locken der Base.

„Morgen kommst du um 1 Uhr auf die Wiesen am Stern, die Eisbahn ist prachtvoll und mein Sitz-schlitten gleitet wunderbar. Warum warst du heute nicht da, ich habe sehr auf dich gewartet, holdes Bäschen," raunte die klangvolle Stimme des jungen Mannes in das rosige Ohr Linas.

„Ich wär' so gern gekommen," schmollte sie noch in der Erinnerung an das Verbot, „aber Mutter er-laubte es nicht, weil Sonnabend war. Da gibt's doch viel zu tun. Aber morgen kommen wir, Männe, ganz bestimmt."

„Sonst ist auch der strahlendste Himmel düster für mich."

„Ach, geh doch," wehrte sie ab, „so mußt du nicht reden."

„Warum denn nicht? Du weißt doch, daß ich dich gern habe, lieb habe sogar. Guck mich einmal an, Lina."

Gehorsam hob sie die dunklen Augen, um sie aber sogleich wieder zu senken. Ihre Hände zupften ver-legen an den Enden ihrer Gürtelschleife. „Das darf ich nicht hören, Männe," flüsterte sie endlich.

„O gewiß darfst du das."

„Nein, das mußt du — Vater sagen."

Herrmann richtete sich langsam in die Höhe.

„Pardon, liebes Bäschen, Mama hat eben nach mir gewinkt."

Sie sah ihm enttäuscht nach, und doch drückte sie vor seligem Glück die Hände im Schoß ineinander und lächelte leise und sah mit verklärten Augen der schlanken Jünglingsgestalt nach, wie sie hinüber schritt zur Mutter — nein, er ging ja an ihr vorüber, hinaus in das Zimmer seines Vaters.

Ob er es heute schon ihrem Vater sagen würde?

## II.

Wohl eingepackt in warme Pelze und Tücher schritten die außenwohnenden Mitglieder der Familie Hattling durch die öden Straßen der Stadt. Sonst war um diese Zeit, trotz Winterkälte noch reges Leben auf Markt und Gassen. Jetzt war es still. Die wenigen, die ihr Geschäft noch auf die Straße trieb, huschten eilig durch die mondhelle Winternacht.

Der Schnee knarrte und quietschte unter jedem Schritt. Die flackernden Lichtlein in den Laternen, welche die Herren in der Hand trugen, glitzerten über den weißen, festgefrorenen Schnee, schufen blitzende Diamantenpracht. Der Mond hatte sich hinter leichtes Dunstgewölk verzogen und ein helleuchtender irisfarbener Ring glitt langsam durch die weißen Wolkenschleier.

Hin und wieder standen französische Posten vor den stattlichen, alten, vornehmen Bürgerhäusern, anzeigend, daß hier einer der hohen französischen Offiziere wohne. Und wer vorher mit seinem Nachbar geplaudert hatte, wurde still, wenn er an solchem

Haus vorüberschritt. Still vor quälenden Ingrimm, der sich doch noch nicht Luft machen durfte.

Heinrich Vollbrecht führte sorgsam seine liebe Alte, das Vierteldutzend ging sittsam voraus. Das Lichtchen der Laterne huschte über die festbeschuhten Mädchenfüße hinauf über Pelz und Kleid, bis blonde Zöpfe oder lange Locken goldig auftauchten. Dann war es zufrieden und huschte wieder in den Schnee, um bald wieder Sehnsucht zu bekommen, warme Mädchenkörper zu umspielen.

Die Schwestern hatten sich untergehakt und tuschelten eifrig, leise miteinander.

„Was hat denn Herrmann zu dir gesagt, Lina?" fragte Mina gespannt.

„Er hätte mich lieb!"

„Ach, du Glückliche! Ich weiß das noch nicht so genau von meinem lieben Medikus, ich hoffe es nur," seufzte die ältere wieder.

„Na — da brauchst du doch gar keine Angst zu haben, das sieht doch ein Blinder, daß der dich gern hat. Wart nur, laß den man erst eine gute Kur gemacht haben, dann ist sein Glück gemacht und er kommt gleich zu Vater. Das glaube ich, so gewiß wie ich hier gehe."

„Ich muß immer still zuhören, wenn ihr euch von Liebe unterhaltet," schmollte Ina, „es ist schrecklich, wenn man noch so jung ist."

„Aber du bist doch auch verliebt."

„Pst, nicht so laut, Lina, Vater und Mutter könnten es hören."

„Ach, die haben wichtigere Dinge zu besprechen,

Vetter Fritzens Heirat beschäftigt Vater sehr, ich habe es wohl gemerkt," flüsterte Mina wieder.

„Ja, verliebt bin ich freilich, ganz schrecklich verliebt," flüsterte nun auch Ina, das sechzehnjährige Kind, „ich glaube sogar unglücklich" — sie guckte mit schmerzlichem Lächeln hinauf zu den eilenden Wolken, sah dabei nicht den Schneehaufen und stolperte, — „hoppla, beinah wär ich gefallen, wenn du mich nicht gehalten hättest, unglücklich verliebt bin ich. Aber Verliebtsein ist doch noch nicht Liebe. Liebe denke ich mir noch ganz anders."

„Das ist sie auch," seufzte Lina, „sie macht glücklich und unglücklich zugleich. Sie bringt uns Herzklopfen, rasend wie ein Wirbelwind und läßt auch wieder das Herz stocken. Sie macht uns erschauern und bringt Fieberhitze, sie läßt uns weinen und lachen zugleich."

Ina und Mina schauten bewundernd zur Schwester, deren hübsches, blühendes Gesicht wie in herrliche Fernen blickte, und still schritten sie weiter, jede für sich über das Wesen der Liebe nachdenkend.

In Vollbrechts Bart bildeten sich inzwischen lange Eiszapfen, denn auch er sprach, zwar leise, aber lebhaft auf seine Frau ein.

Rasch schritten sie dahin und waren nach knapper Viertelstunde an ihrer Wohnung.

Vollbrechts besaßen ein schönes, schuldenfreies Gut in den Vorbergen des Harzes, nicht weit von Wernigerode. Dort saßen die Vollbrechte schon seit einigen hundert Jahren, immer verbessernd, vergrößernd, ihr Bestes in der Arbeit gebend, um den alten Besitz in

Ehren weiter an den Sohn zu vererben. Und Heinrich hatte an Editha und seinen Töchtern verständnisvolle Mithelferinnen. Mit fröhlichem Gesang wurde die häusliche Arbeit vollbracht, mit fröhlichem Gesang zog man Sonntag durch die grünen, rauschenden Harzwälder, und nicht ungern verglich Vater Vollbrecht seine frischen Mädels mit schlanken Waldbirken. Fröhlich fand man sich abends, nach der Abendsuppe — im Sommer nach der köstlichsten Stippmilch — im Garten oder Wohnzimmer zusammen, fleißig für den Hamsterkasten der Mädchens arbeitend, während eine der drei Töchter oder Mutter Editha selbst sich an das kleine Klavier setzte und allerlei schöne Lieder spielte. Und wenn Väterchen dann ganz besonders innerlich zufrieden war, holte er seine Flöte, und die Kinder wagten mit der Mutter und dem Verwalter, wenn es gerade ein junger und netter war, ein Tänzchen. Oder Vater brachte etwas Neues zu lesen aus Wernigerode oder Halberstadt. Dann las er vor, mit seiner mächtigen, dröhnenden Stimme und wußte auch die in den Schauspielen oder Erzählungen vorkommenden Frauenzimmer so fein auszudrücken, daß seine drei wilden Kobolde ihn oft jubelnd umhalsten und meinten:

„Väterchen, an dir ist auch ein Frauenzimmerchen verloren gegangen!"

„Ja, ja, das glaub ich schon selber," brummte er dann lachend und wehrend in seinen Bart hinein. Und in den Vakanzen kam Christoph auch nach Hause, welcher in Magdeburg die Lateinschule im Kloster Unsrer lieben Frauen besuchte.

Dann war kein Halten mehr in der Jugend. Soweit wie das Gebiet des Vaters ging, soweit hallte auch ihr Scherzen und Lachen. Wie die Sonnenstrahlen sich ihren Weg ins tiefste Dunkel, in unergründliche Tiefe suchen, wie sie auf den höchsten Spitzen der Bäume sich wiegen, so fand man auch die Vier aus dem Herrenhaus überall. Auf Pfaden, die kein anderer Mensch zu gehen wagte, auf den Wipfeln der Bäume, von denen sie weit in das schöne, fruchtbare Land schauten oder hinein in die hohen Wellen der grünen Berge, bis sie den alten Vater Brocken erschaut hatten. Und neben unflickbaren, zerrissenen Kleidern brachten sie ungeahnte Schätze — kostbare Funde — mit nach Hause, nicht immer zur Freude der Mutter. Was man an Vogelgerippen, Käferleichen, seltsamen Blattformen, wunderbaren Blüten, an Steinen mit eingewachsenen Formen finden konnte, alles schleppten sie nach Hause, selig über die Seltenheiten ihrer Heimat, eifrig im Sammeln aller wunderbaren Dinge. Und dann hockten die vier schlanken Gestalten in ihrer frischen, derben Harzkraft, die doch nicht der Anmut entbehrte, mit glühenden Wangen am Tisch, steckten die Köpfe zusammen, beguckten ihre Beute und sannen auf neue Abenteuer.

Vater Vollbrecht sah dem allen schmunzelnd zu, nur wenn sie es mal gar zu toll trieben, hob er wehrend den Finger, aber der wurde gleich von acht warmen, festen Händen gepackt — was half da ein Drohen?

Er tat es ja auch nur zum Schein, er war ja so glücklich über seine wilden Rangen.

„Ich bin man bloß froh, wenn sie ohne Löcher nach Hause kommen," sagte er oft zu seiner Frau.

„Nun," erwiderte diese dann lachend, „Löcher gibt's genug, aber diese sehe ich auch lieber, trotzdem ich darüber zanken muß, als wenn sie mit blutenden Gliedmaßen heimkommen würden."

Letzte Ostern war Ina, die jüngste, nun eingesegnet worden, und Christoph war nach Hause gekommen und hatte mit Vater ein kluges Wort reden wollen. Das kluge Wort klang aber:

„Du, Vater, ich habe nun genug gelernt, ich weiß genug von Homer und Cicero, von Amerika und Asien, von der Anziehungskraft der Erde, von Römern und der Geschichte unseres Vaterlandes. Was ich nun nicht weiß, lerne ich auf der Lateinschule auch nicht, jetzt will ich einen Beruf ergreifen."

Der Vater war's zufrieden, denn der Beruf, den Christoph sich ausgesucht, hatte seinen Beifall. Er wurde auch Landwirt, wie es Pflicht des ältesten Vollbrecht war. Da hier der älteste, auch zugleich der einzige war, wäre es in einem anderen Falle betrübend gewesen, denn das alte Familiengut sollte doch nicht in andere Hände übergehen.

Erwachsen waren nun die Kinder des alten Hauses, die Kinderschuhe standen auf dem Boden, statt dessen schlüpften die weißbestrümpften Füße in die feinen, leichten Tanzschuhe. Wenigstens taten sie das heimlich von Zeit zu Zeit, um zu probieren, ob sie auch noch nicht verwachsen seien in der Zeit der Ruhe, denn es gab wenig zu tanzen in jenen Tagen. Die Franzosen kamen zur Zeit als das grüne Laub sich

anfing bunt zu färben, in das Land, raffte die Jugend des Landes hinweg, und der Winter brachte statt Musik und Tanz Klage und schwere Zeiten.

Trotzdem überlegte Frau Editha in mütterlichem Sinne, daß es gut für ihre drei Töchter sei, wenn sie Menschen sehen würden, vielmehr war ihr stiller, ganz geheimer Gedanke, wenn andere ihre Töchter sehen würden, das würde gut sein. So trat sie an einem klaren, schönen Oktobertag zu dem Gatten, der am alten Schreibpult saß, sein Pfeifchen schmauchte, und seine Berechnung machte, legte ihm die vollen runden Arme um seinen Hals und drückte seinen Kopf mit dem dicken, graumelierten Haaren an ihre Brust.

„Alterchen —"

„Hm?"

„Du, ich habe eine Idee!"

„Du, Altchen, ich habe aber nicht viel Geld."

„Brauche ich auch gar nicht, Geizkragen."

„Na, da schieß man los."

Frau Editha rutschte vorsichtig, ohne die Arme loszulassen, auf den Schoß ihres lieben Alten, schmiegte ihren hübschen, braunen Kopf, der in seiner, wie reife Kastanien schimmernden Haarfülle noch kein graues Härchen aufwies, an den seinen und begann:

„Siehst du, Alterchen, unsere Töchter sind nun erwachsen in der Stille und Ruhe des elterlichen Hauses. Sie haben gelernt, was eine junge Demoiselle unserer Zeit wissen muß. Darin können sie überall bestehen. Aber" — sie machte eine kleine Pause — „aber sie kamen zu wenig unter Menschen, ich finde als Mutter, daß sie nicht gewandt genug sind in ihren Allüren,

nicht sicher genug im Verkehr mit Männern. Das möchte ich besser sehen und da meinte ich" — Die kluge Frau machte wieder eine Pause.

„Hm?" brummte er.

„Ich meinte, wir gingen einige Monate nach Magdeburg."

„So? Und wer soll denn das bezahlen?"

„Ach, Alterchen, tue doch nicht so — wir beide bezahlen es."

„Wir beide?" fragte der Hausherr erstaunt.

„Ja. Ich habe schon die ganzen Jahre her daraufhin gespart und es wird ja gar nicht so viel mehr kosten als wenn wir hier bleiben."

„So? Meinst du? Und die Tanzkleidchen alle, die feinen Schuhchen, die Sitze im Theater, denn da wollt ihr doch auch hin, feine Tees, lebende Bilder und mit was für Krims-Krams sich die städtische Jugend amüsiert?"

„Dafür ist schon gesorgt."

Erstaunt fuhr Heinrich Vollbrecht herum.

„Also ist schon alles fix und fertig überlegt und ich brauche nur Ja und Amen dazu zu sagen?"

„Ja, Alterchen!"

„Das tu ich aber man nicht, ich laß mich nicht überrumpeln."

„Wer tut denn das?"

„Du! Hätt' ich nie von dir gedacht!"

„Aber, mein Altchen" — Frau Editha stand auf, „habe ich dir jemals Veranlassung gegeben, in meine sorgende Treue Zweifel zu setzen? Gewiß nicht. Aber ich muß als Mutter für unsere Kinder sorgen. Hier

sehen die Mädchen kaum einen Menschen — wie sollen sie denn da mal zu einem Mann kommen?"

„Meine Mädels brauchen noch nicht zu heiraten," brummte Vater Vollbrecht, „sie sind noch zu jung."

„So? Wie man doch seine Ansichten ändert! Als ich meinem geliebten Heinrich in sein altes Haus auf seinem Rosenhof folgte, war ich erst wenige Tage über 19 Jahre alt. Damals war ihm die achtzehnjährige Braut nicht mehr zu jung, um sie als Hausfrau, als Herrin über ein großes Gesinde heimzuführen."

„Hm —"

„Mina ist schon im Mai 19 Jahre gewesen, ohne viel von der Welt gesehen zu haben. In Magdeburg würden sich alle Verwandten herzlich unseres Kommens freuen, die Mädchen würden mit den gleichalterigen Kusinen bekannt werden. —"

„Haben an sich genug — und Wanda ist 'ne Zierpuppe, die anderen kenne ich nicht so. Und außerdem — was soll aus meiner Wirtschaft werden?"

„O, der Verwalter ist doch so zuverlässig und unter den Kusinen ist gewiß manche darunter, die nett und lieb ist und mit der unsere Mädchen Freundschaft schließen können."

„Hm — wie hast du dir denn die ganze Sache gedacht?"

Frau Editha setzte sich jetzt behaglich in den großen Lehnstuhl am Fenster, sah erst noch einmal über den nachmittagsstillen Hof, denn nun wußte sie, daß ihr lieber Alter gewonnen war. Sie zog das Strickzeug aus der Schürzentasche und bei dem eifrigen Klappern

der stählernen Nadeln entwickelte sie ihre wohldurchdachten Pläne.

„Hm — na meinetwegen, Altchen, ich will nur gleich das Ja sagen, denn was du für recht gefunden hast, ist es noch immer gewesen," brummte Vater Vollbrecht, nachdem seine Frau geendet hatte.

Das Strickzeug flog auf die Fensterbank und Editha wieder an den Hals ihres Mannes.

„Ich danke dir auch, mein guter Alter — Du sollst sehen, auch du wirst Freude und Freunde in der Stadt finden."

Am selben Nachmittag brachte die Post ein Schreiben für Frau Editha aus Magdeburg von ihrer Schwägerin Elsbeth. Diese schrieb ihr von der schweren Verwundung ihres Stiefsohnes Fritz Hattling bei der Schlacht bei Jena. Erschüttert legte Editha den Brief in die alten Falten. Sie liebte den Sohn ihres ältesten Bruders innig, beinahe wie ihr eigenes Kind, war er es doch fast auch, denn der Knabe, dem die Mutter früh gestorben und dem die Stiefmutter nie die rechte Liebe gab, war oft durch Wochen hindurch auf dem Rosenhof gewesen. Fritz war einige Jahre älter wie Mina, so schloß er sich unwillkürlich mehr an die Tante an, streifte mit dem Onkel, den er zärtlich liebte, durch Feld und Wald. So war der Junge ihrem Herzen nahe gerückt und deshalb berührte sein Unglück doppelt die weiche Seele der Tante.

Nun lag der arme, liebe Junge im fremden Haus, von Fremden gepflegt. Wer weiß, ob ein Arzt schnell erreichbar war, ob dieser es auch verstand, einen der-

artig Kranken wieder auf die Beine zu bringen. Die einzige Beruhigung war, daß er in einem Pfarrhaus lag. Da waren doch wenigstens menschenfreundliche Wesen, welche ihm gewiß alle Sorgfalt zuteil werden ließen.

So hoffte Frau Editha aber der Gedanke an den verwundeten Neffen verließ sie doch den ganzen Tag nicht, obgleich ihr hausfraulicher Sinn schnell die Vorbereitungen zur Reise nach Magdeburg begann.

Am Abend, nachdem man nach dem Abendbrot wieder im geräumigen Wohnzimmer um das Licht versammelt saß, Mina dem Vater die große Pfeife gestopft hatte, setzte der sich behaglich in den breiten Sessel, welchen Lina heranschieben mußte und rief seine drei Mädels zu sich. Flink standen sie mit erwartungsvollen Gesichtern um ihn herum. Große Rauchwolken quollen aus dem Mund Vollbrechts. Er guckte noch einmal zu seiner Frau hinüber, ob sie wirklich auf dem Reiseplan bestand, aber sie zog eifrig den weißen Faden durch die feine Leinwand, sie nähte wie auch ihre Töchter, Taschentücher für den Gatten und Vater.

„Hm — Kinder, Mädels, hört mal. Wir, eure liebe Mutter und ich, sind zu der Überzeugung gekommen, daß es für eure gesellschaftlichen — hm — wie war's doch —?"

„Allüren," — sagte Frau Editha.

„Ja, Allüren, gesellschaftlichen Allüren durchaus notwendig ist, daß ihr noch was lernt. Na, laßt nur nicht gleich die Köpfe hängen. Da haben wir nun beschlossen, daß wir einige Monate in die Stadt,

nach Magdeburg wollen, damit ihr lernt, wie man sich in Gesellschaft bewegt. Habt ihr verstanden?"

Sie nickten alle drei, Mina sagte ein leises „Ja", Lina jubelte es und Ina quiekte vor Vergnügen.

„Still — ihr freut euch also?"

„Ach, Väterchen," jubelte Lina und umarmte zärtlich den Vater mit der Pfeife, „das ist ja ein herrlicher Gedanke von dir, der beste Gedanke, den du seit langer Zeit gehabt hast."

„Na, ich danke schön, du bist ja sehr gnädig gegen deinen Vater," drohte Vollbrecht lachend, „nun Mina, du bist so still, freust du dich nicht?"

„O doch, lieber Vater — aber — du weißt ja, es ist nie meine Art, meine Freude so lebhaft zu zeigen, wie die Schwestern es tun."

Ina hatte die Mutter stürmisch umarmt und rief: „Väterchen, es ist wirklich zu gut von dir, daß du uns noch mehr lernen lassen willst. Auf das Lernen freue ich mich nun zwar weniger, aber auf das städtische Leben. Wenn der Fußboden nicht so hart hier wäre, könnte ich gleich mal Kobolz schießen."

Alle lachten über das junge Kind und seine urwüchsige Freude.

„Das kannst du morgen auf dem Heuboden tun, junges Füllen," sagte der Vater und Editha fügte hinzu: „Zum letzten Mal, mein Kind, denn für ein erwachsenes Fräulein mit langen Kleidern schickt es sich eigentlich nicht mehr."

„Das ist recht traurig, — es ist schön. Erwachsen sein, scheint mir oft nicht mehr hübsch," schmollte das

hübsche große Kind und zog den wohlgeformten, roten Mund zu einem Schüppchen.

„Dafür gibt es andere Freuden, mein Kind," sagte Mutter Editha ernst, „Freuden, welche dir deine Seele froh machen und dein Herz glücklich, bewußt glücklich, liebes Kind."

„Ja, ja, ich weiß schon — man verliebt sich."

„Wa—was?" rief Vater Vollbrecht erstaunt, und Editha sah lächelnd ihr liebliches Töchterchen mit der erstaunlichen Weltweisheit an, „was tut man?"

„Aber, Väterchen," jubelte Ine und stürzte zum Vater hin und erdrückte ihn fast in ihrer überschäumenden Jugend- und Liebeslust, „das ist ja so himmlisch, ach — Väterchen, sei man ganz ruhig, das schadet mir gar nichts."

Seit jenem Abend kam Heinrich Vollbrecht eigentlich nicht recht aus dem Erstaunen über seine „Fräuleins" von Töchtern heraus, das Vierteldutzend, das ihm seither als etwas Unbedeutendes im Leben des Lebens erschienen war, bekam auf einmal selbständige Gestalt als Frauen, als Liebende, als künftige Mütter, und der väterliche Ton mischte sich unwillkürlich mit dem der Ritterlichkeit und Ehrerbietung vor dem Weibe.

Der lichte Oktoberhimmel, licht durch seine klarleuchtende Sternenpracht, sah auch an jenem Abend noch lange Licht in dem Zimmer der jungen Mädchen. Dort plauderten Lina und Ina über die kommenden Tage voller Freude und Lust — wie wird es werden? Was werden sie bringen? Unglaublich Schönes, unendlich viel Neues — so viel, daß es ein Mädchenkopf gar nicht fassen konnte. Aber der Nachtwind, der

leise, leise um das Herrenhaus schlich, in den knarrenden Ästen sich wiegte und leise, leise ein schwermütiges Abschiedslied sang, hörte durch das Plaudern der beiden frohen Kinder auch das leise Schluchzen eines anderen jungen Menschenkindes: Mina weinte, weinte Tränen des Abschieds, und ging die nächstfolgenden Tage immer mit verweintem Gesichtchen und traurigen Mienen herum, bis Frau Editha es gar nicht mehr mit ansehen konnte und sie ihre Älteste beiseite nahm, denn sie wußte wohl, warum die Tränen flossen.

„Kannst du dich nicht aussprechen, mein liebes Kind? Was trägst du für ein Leid in deinem jungen Herzen, daß immer Tränen in deinen lieben, hellen Augen stehen? Komm, meine liebe Große, sage mir, was dich drückt, vielleicht" — Editha lächelte lieb — „kann ich doch helfen, wenn du auch denkst, das könnte ich nicht."

„Ach, Mutter, das Fortgehen — —"

„Wird es dir so schwer? Sitzt der kleine Doktor so tief im Herzen meiner lieben Tochter?"

„Mutter — du weißt?"

„Kind, hast du geglaubt, eine Mutter sieht es nicht, wenn die Liebe einzieht in das Herz ihres Kindes? Eine Mutter, die mit ihren Kindern als Freundin lebt, wenn sie erwachsen sind, sieht es. Du brauchst nicht zu weinen, Minchen, ich zürne dir nicht, bin mit deiner Liebe einverstanden —"

„O Mutter, geliebte Mutter."

„— aber ich dachte auch gerade an dich, als ich den Aufenthalt in Magdeburg Väterchen vorschlug. Dein

kleiner Doktor wird, wenn er dich wirklich lieb hat, dich in diesen paar Monaten nicht vergessen, tut er es, dann — wollen wir froh und glücklich sein, daß es so gekommen ist, denn dann würdest du nicht gut bei ihm aufgehoben gewesen sein. Auch du prüfst dich noch. Du wirst andere junge Männer kennen lernen, reichere, in höherer, gesellschaftlicher Stellung, vielleicht verdrängt der eine oder der andere den kleinen Doktor der kleinen Stadt, und du lächelst später über diese Liebe deiner jungen Mädchenjahre. Ist es aber nicht der Fall, sondern ist sein Bild so fest in deinem Herzen, daß du keinen andern lieben kannst, dann werden deine Eltern gern ihren Segen geben. Denn der kleine Doktor ist ein lieber und guter Mensch, der seine Sache versteht und darum wohl auch bald an die Gründung einer Familie denken kann."

„O, Mutter," flüsterte Mina und schmiegte sich fest an diese an, „wie gut du bist."

Ungeduldig sehnten Lina und Ina den Tag der Abfahrt herbei. Ina fragte täglich: „Wird der Tag überhaupt noch kommen?" Ja, er kam wirklich. Die große Reisekutsche — Mitternachtssonne genannt, weil sie eigentlich nur im Hochsommer zu kleinen Reisefahrten benutzt wurde, mit den derben Pferden davor, stand endlich vor der weitoffenen Tür, aus der die Koffer und Reisetaschen geschleppt wurden, und Ina saß lange vor der festgesetzten Zeit in den grauen Polstern der „Mitternachtssonne". Endlich war alles verladen, endlich nahmen die Eltern Platz, und Mina und Lina drückten sich neben ihre Jüngste, Mina an das geöffnete Fenster.

Die Kutsche rumpelte aus dem Hof, der Verwalter und die Mamsell, die Mägde und Knechte standen und winkten und knixten der entschwindenden nach — langsam rollte man die Anhöhe hinab.

Nebel wogte hell und gelblich um die Reisenden, bald öffnete er eine Straße, ließ ein Stückchen blauen Himmel sehen, bald tauchte eine Bergesspitze über wallenden Nebel auf, bald war alles wieder undurchdringlich eingehüllt.

Langsam rumpelte die „Mitternachtssonne" durch die holprigen Straßen des Städtchens. Mine bog sich aus dem Fenster, ihr geheimer Wunsch, ob er wohl in Erfüllung ging? Da stand an der Ecke der Marktstraße und des Apothekergäßchen ein schlanker junger Mann. Sein Mantel wehte im Brockenwind, der unsanft um die Ecken sauste, sein junges, freundliches Gesicht sah betrübt aus. Tief zog er den Hut, und Mina nickte, sah noch lange zurück an die Ecke, wo der flatternde Mantel wehte — — Bald schwanden die Berge, das ebene fruchtbare Land nahm sie auf, die Pferde trabten munterer und schneller und am Abend sahen sie die Lichter Magdeburgs glänzen.

Und nun wanderten sie schon seit Wochen in der alten Festungsstadt ihre Straße. In der Heiligen Geiststraße hatten sie gefunden, was sie erstrebt hatten, eine hübsche Wohnung von drei Zimmern und Alkoven, in welchem ein Kochofen stand. Daß die Zimmer nicht nach der engen Straße hinauslagen, sondern nach hinten in einen kleinen Garten sahen, war den Rosenhöfern nur lieb und angenehm, hier konnten sie doch ein Stückchen Himmel sehen, und

etwas wie einen Baum, etwa Buxgrün, auf dem der Schnee sich so festballte und allerlei merkwürdige Figuren schuf. Dann machten die Eltern mit ihren drei hübschen, schlanken Töchtern ihre Besuche in der Familie und waren bald mitten drin in Tees und freundschaftlichen Essen, in kleinen Tanzvergnügungen, Komödienspielen und was dergleichen Sachen mehr waren, die so einem Vierteldutzend Mädels Vergnügen machen.

Mina ging unberührt von aller Kurmacherei der jungen Männer ihres Weges, Lina hatte sehr bald Feuer an den dunklen, lodernden Augen ihres Vetters Hermann gefangen, und ihr leicht entzündliches Herzchen brannte lichterloh.

Ina, das sechzehnjährige Backfischchen aber, liebte täglich noch einen andern, natürlich immer unglücklich! Ihr armes Herz würde bald nicht mehr die Zahl der unglücklichen Lieben in sich aufnehmen können.

Deshalb schaute das klare, unschuldsvolle Kinderauge des Mädchens gar oft in eingebildetem Gram vor sich hin, und seine junge Seele ahnte noch nicht, daß Ereignisse in das Leben jener Tage traten, welche tief und schmerzend einschnitten in eines jeden deutschfühlenden Menschen Brust und kleiner Mädchen Kummer zerflattern ließen, gleich leichten Rauches im Winde.

## III.

Friedrich Walter Hattling war, als seine Gäste ihn verlassen hatten, auf den breiten Tritt in die tiefe Fensternische getreten und schaute durch die

Scheiben hinaus in die Nacht. Er hatte die Scheiben erst etwas mit der lose hängenden, kleinen Gardine abreiben müssen, denn sie waren angelaufen, sah sich aber dabei nach seiner Frau um, ob sie es auch nicht bemerke. Frau Juliane war die einzige Person in der Welt, vor der ihr Gatte Respekt hatte. Sie saß jedoch schon wieder in der Sofaecke und ihr ältester Sohn neben ihr. So wandte sich der Kaufherr wieder nach der dunklen Straße um, legte die Augen fest an die kalten Scheiben. Unten tauchten jetzt die Laternenfünkchen auf, er hörte die Verabschiedung der Auseinandergehenden. Da schritt seine Schwester Editha neben dem Gatten, vor ihnen die drei Töchter.

„Unausstehlicher Nörgler, unausstehlicher Besserwisser," stieß der Schauende zwischen den Zähnen vor sich hin, „wenn er doch nur erst wieder zwischen seinem Rindvieh säße — er hat mir nichts getan, aber ich hasse ihn von der ersten Stunde an, wo ich ihn kenne. Daß der auch gerade mein Schwager werden mußte!"

Die schaukelnden Laternen waren verschwunden, noch immer stand der finster blickende Mann am Fenster. Hinter ihm tönte das fröhliche Geplauder seiner Angehörigen. Plötzlich zuckte er zusammen. Drüben, an dem Haus mit dem Kettenschmuck, schlich ein Trupp Soldaten vorüber. Der Schnee leuchtete hell genug, ihre Gestalten erkennen zu können.

„Elende Schleicher," murmelte Hattling wieder, „wenn ihr doch auch erst wieder dort wäret, von da ihr gekommen seid." Er ballte die Faust und legte sie schwer auf das Fensterbrett.

Friedrich Walter Hattling war nicht aus Vaterlandsliebe ein Feind der Eroberer, seine Liebe galt eigentlich nur sich, kaum seinen Kindern. Früher war es einmal anders gewesen. Da hatte ihn die schöne Juliane von Pawlowski bezaubert, ihre dunklen Augen hatten einen Brand in seinem Herzen entzündet, ihre wunderbar schönen, goldblonden Haare waren ihm goldene Fesseln geworden. Die Fesseln waren geblieben, der Brand des Herzens aber hatte nur Asche zurückgelassen, denn die schöne Frau war faul und träge, und hatte den bürgerlichen Kaufherrn nur genommen, weil er Geld hatte und sie in ärmlichen Verhältnissen lebte. Trägheit und Faulheit aber war etwas, was der rastlos tätige Mann nicht vertragen konnte, doch da er nun einmal diese „Dummheit", wie er seine Heirat bei sich nannte, begangen hatte, mußte er sie auch ertragen, und betrachtete nun seine Frau als ein kostbares Spielzeug. Ebenso seine Tochter.

Seine Interessen gingen andere Wege. Er war ehrgeizig! Eine leitende Stimme haben, nicht nur in der Familie, sondern auch in der Stadt, im Rat sowohl wie bei der Bürgerschaft — überall wollte er der erste mit sein. Der Reichtum seines Hauses, seiner Familie, erleichterte ihm ja dieses Streben, aber er schob auch rücksichtslos andere beiseite, die sich ihm in den Weg stellen wollten. Widerspruch vertrug er nicht, nicht im Hause, nicht im Geschäft, das festgegründet unter seiner und seines verstorbenen Bruders Friedrich Wilhelm Hattling Fürsorge einen ungeheuren Umfang bekommen hatte.

Die Einfuhr und Ausfuhr der kostbaren und einfachen Tuche, Sammete, Seiden und Leinen, besorgten unendlich viele der großen Frachtwagen, welche nach allen Himmelsgegenden rasselten. Aber auch die dunklen Elbkähne brachten wunderbare Stoffe aus fernen Landen und schleppten andere wieder fort. Unendlich viele Hände regten sich um die Chefs des Hauses Gebrüder Hattling, jedoch, so freudig wie diese Hände die Mützen zogen, wenn der junge Chef Fritz kam, so schwer und langsam fiel dieser Gruß aus beim Erscheinen des älteren Herrn.

Friedrich Walter Hattling war nie freundlich gegen seine Untergebenen, sein scharfer, durchdringender Blick fand jede kleine Unregelmäßigkeit und harte Worte rügten sie sogleich. Groß und fest stand die Firma da — bis die fremden Eindringlinge in das Reich, in das Land, in die Stadt kamen. Der Handel ließ nach, die Wagen kamen leer, sie brauchten seltener fort, die kostbare Ladung der riesigen Kähne wurde von den Franzosen als willkommene Beute lachend genommen. Schaudernd sah der Kaufherr diesen Rückgang, und nur das eine ließ ihn etwas leichter atmen: der Gedanke, daß er im Herbst des vergangenen Jahres seine gesammelten Reichtümer in Sicherheit gebracht hatte, weit fort in ein anderes Land. Seitdem arbeitete man nur mit dem Kapital des jüngeren Chefs, des Sohnes seines Bruders, mit Fritz Hattlings Erbteil.

Trotzdem — jeder Tag, der Verluste im Geschäft brachte, war ein verlorener auch für ihn, für sein Haus, für sein Behagen und seine und der Seinen

Zukunft. Grollend nur fand er sich in das Unvermeidliche, und nur in der Hoffnung, daß die Feinde bald wieder die Stadt räumen würden, hielt er es jetzt unter ihrem Zepter aus. Daß er den Familienrat einberufen hatte, galt mehr der Sache: der Heirat Fritz Hattlings. Der Gedanke, eine kleine Verschwörung gegen die drückenden Eroberer anzubahnen, war ihm erst in letzter Stunde gekommen. Aber nun hatte dieser Gedanke Raum in seiner kleinen Seele gewonnen, machte sich sehr schnell darin breit, lockte und winkte, und zeigte goldene Belohnung, wenn die Bedrücker durch ihn — den Wohltäter der Stadt — wieder dies Leichtgewonnene verlassen mußten. Da drüben schlichen sie hin, horchten nach allen Häusern, huschten in alle Straßen, damit ihnen nichts entginge, was gegen das neue Regiment sei.

Unten am großen Haustor wurde stark und heftig der Klopfer gerührt. Erschrocken sahen sich Eltern und Kinder an, Hattling trat rasch vom Fenster herunter ins Zimmer.

„Wer mag da sein? Sieh nach, Artur."

Artur, der älteste Sohn, eilte nach der Tür, als er sie öffnete, hörte man schwere Tritte auf den Steinen der Wendeltreppe, hörte auch das Klirren von Waffen und Sporen.

Walter Hattling erbleichte, seine Hand faßte zitternd an den Tischrand, neben dem er stand. Durch das Vorzimmer kamen rasche, feste Schritte, ein französischer Offizier stand auf der Schwelle. Artur war bleich neben dem Sessel seiner Mutter zurückgewichen.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte der Kaufherr höflich, doch er konnte es nicht hindern, daß seine sonst so feste Stimme leise zitterte.

„Monsieur Attling senior," erwiderte der Offizier.

„Das bin ich."

„Ich bin leider gezwungen, Sie zu bitten, mit mir zu kommen, mein Herr — —" so elegant das Französisch war, welches der junge Offizier sprach, so klang es doch furchtbar in diesem behaglichen Raum, vor diesen Menschen.

„Warum?" rief Hattling.

„Man hat uns gesagt, daß Sie heute Abend hier eine — eine kleine Verschwörung bilden wollten, dagegen müssen wir einschreiten, deshalb bitte ich Sie, mir zu folgen."

„Nein!"

„O, das tut nichts, daß Sie nein sagen, das sind wir gewohnt, dagegen gibt es Mittel. Ich hoffe aber, der reiche und angesehene Kaufherr wird freiwillig mit mir gehen, da das besser für ihn sein wird."

Hattling biß sich auf die Lippen.

„Kann ich nicht für meinen Vater gehen?" fragte Artur hervortretend.

„Nein," klang die Antwort, „mein Befehl lautet für Monsieur Attling senior."

„Ich bin bereit," sprach dieser nun schnell, „man wird ja bald von meiner Unschuld sich überzeugen lassen, dann bin ich bald wieder bei euch," wandte er sich tröstend an die Seinen, schlang den Arm um seine Tochter und trat zu seiner Gattin, „vielleicht bin ich schon in einer Stunde wieder hier."

„O, Sie können mir gewiß erst noch einen Namen der Herren nennen, welche heute Abend hier anwesend waren, nicht wahr, mein Herr?" fragte wieder der Franzose höflich, während seine dunklen feurigen Augen hinüberblitzten zu Wanda, in unverhohlenem Gefallen.

Errötend schmiegte sich das junge Mädchen fester in den Arm des Vaters, ihre großen, braunen Augen senkten sich nicht.

Durch des Kaufherrn Seele blitzte ein Gedanke. Er wußte recht gut, daß die Feinde es wieder, wie schon so oft, auf ein gutes Lösegeld abgesehen hatten, warum sollte er allein bluten? Da war die Gelegenheit, den verhaßten Besserwisser, Schwager Vollbrecht, auch mal ein wenig von seiner Höhe herunter zu bringen. Keinen Augenblick dachte er daran, daß er damit seiner Schwester ein Leid zufüge. Ihm ebenso schaden zu können, wie man mit ihm tat, das war ein Gefühl, welches dieses Schicksal leichter ertragen ließ.

„Ja," sagte er klar und bestimmt, „Vollbrecht ist ein Name dieser Männer."

„Vollbrecht? Gut, ich danke Ihnen. Darf ich bitten? Meine Damen, es tut mir leid, in ihren schönen Augen Tränen des Kummers zu sehen, eines Kummers, welchen ich verursacht habe — aber ich habe nicht geglaubt, daß diese dunkle, alte Festung so schöne Frauen hat. Auf Wiedersehen."

Der Offizier verneigte sich, bat mit einer Handbewegung den Kaufherrn voranzugehen — und die

Tür schloß sich hinter den beiden Herren, die Artur begleitete, um mit seinem Vater noch einige Worte zu wechseln.

„Mutter," schrie Wanda auf, als die Herren das Zimmer verlassen hatten, „wird man uns Vater nehmen?"

„O, bewahre," tröstete die blonde Frau, — sie sprach sich selbst dabei Trost zu — und fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn. Standen dort Schweißtropfen, die die Angst ausgepreßt hatte? Wenn ihr Gatte nun nicht wiederkam wenn sie eines Tages im schwarzen Witwenschleier gehen mußte? O, der stand ihr gut zu dem hellen Blond der Haare! Aber nein, diese Angst war töricht und unnütz.

„Vater wird gewiß nur ein gutes Lösegeld zahlen sollen, das ist ärgerlich bei den jetzigen Zeiten, aber wir können es ja ertragen. Vollbrechts werden ja nun auch herhalten müssen — —"

„Die armen Mädels," sagte Hermann bedauernd; er hatte bisher im Hintergrunde des Zimmers, neben dem großen Kachelofen gestanden, helfen konnte er, seiner Meinung nach, dem Vater ja doch nicht, darum hieß es ruhig bleiben aus Rücksicht für die Mutter und des Geschäfts. Denn Fritz war noch nicht da, feierte wahrscheinlich süße Honigtage mit seiner Frau Eheliebsten, und hier würde alles drunter und drüber gehen.

„Die Basen bedauerst du, Männe, warum? Wir sind ebenso zu bedauern," rief Wanda schmollend.

„Sie haben dort keinen Mann zum Schutz, wenn man ihnen den Vater holt."

„Na, da geh doch hin zu ihnen, stecke in jede Rocktasche eine, deine süße Lina aber in die linke Brusttasche, es wird ihr dort schon gefallen."

Wanda rief es gereizt, wie sie es immer war, wenn von den jungen Basen gesprochen wurde.

„Schwatz doch keinen Schnack, Mädchen," sagte der junge Mann, ärgerlich auf sich selbst, weil er in bezug auf Lina ein schlechtes Gewissen hatte.

Wanda fühlte sich sofort beleidigt.

„Du sollst nicht so unhöflich gegen mich sein," weinte sie und stampfte mit dem Fuß auf, gerade in dem Augenblick, als unten die große Haustür mit dumpfem, schwerem Schlag ins Schloß fiel. Erbleichend stand sie still, huschte dann ans Fenster und spähte hinaus. Sie hätte den schönen, jungen Offizier gar zu gern noch einmal gesehen, wenn er auch ein Feind dieses Landes, ihrer Stadt, war, so war er doch ein selten schöner Mann — wie seine Augen die ihren gesucht hatten — wie seine feurigen Blicke in ihre Seele gedrungen waren! Jetzt in dem Augenblick, wo man ihr den Vater hinwegführte, gelobte sie sich, nichts unversucht zu lassen, diesen schönen Fremdling wiederzusehen, ihn kennen zu lernen, ihn in sie verliebt zu machen — glühend, heiß — und ihm dann lachend den Rücken zu drehen — als Strafe für sein heutiges Tun. — —

Vollbrechts waren glücklich in ihrem kleinen Heim angekommen. Bertha, die alte treue Magd, empfing ihre Herrschaft mit warmen Socken, half die Schuhe von den Füßen ziehen, half dem Kleeblatt in die

Betten, deckte sie warm zu und kroch dann selbst in ihr dickes Federbett im Alkoven.

Auch im Zimmer des Elternpaares wurde es bald still.

Da fuhr Editha plötzlich auf. Draußen hatte es laut mehrmals an die Haustür geklopft. Was mochte das sein? Ihr Herz begann zu klopfen, leise weckte sie ihren Mann.

„Was ist denn man los?“

Wieder tönte mehrmaliges Klopfen — jetzt wie mit einem Stück Holz.

„Um Gottes willen, Heinrich, steh doch auf.“

Leise erhoben sich die Gatten, schlüpften schnell in die Kleider. Eben hörten sie auch den Hauswirt schlürfenden Trittes zur Haustür gehen und nach dem Begehr der Klopfenden fragen.

„Wohnt hier Monsieur Wollbrekt?“ hörten die Gatten, welche sich an ihre Zimmertür geschlichen hatten.

„Wollbreck? Nein,“ antwortete fest der Hauswirt, „vielleicht nebenan.“

Die Schritte entfernten sich im knirschenden Schnee, mit einem lautlosen Satz war der Wirt an Vollbrechts Tür.

„Die Franzosen fragen nach Ihnen, rasch fort, ehe sie wieder kommen. Durch den Garten, links in das große Haus, das hat einen Durchgang nach der anderen Straße.“

„Heinrich,“ schluchzte Editha.

„Still Kind, aber gescheiter ist's schon, wenn ich

gehe, hier muß der Klügere nachgeben, rasch die Stiefel, meine Joppe und Pelzmütze, Geld und Stock — so küsse mir die Kinder — leb wohl, mein Weib, komm bald nach Hause."

„Leb wohl, Heinrich — wir folgen dir bald. Schicke mir bald Nachricht."

Zitternd öffnete sie das Fenster, der starke Mann schwang sich hinaus, stand auf dem Gesims und sprang hinab in den Garten. Noch eine Kußhand warf er hinauf, dann eilte er durch den Garten, drüben über den Hof und verschwand in dem dunklen Hause.

„Gott hilf ihm," betete die zitternde Frau, eilte an ihres Mannes Bett, glättete es mit zitternden Fingern, damit es aussehe, als ob es nicht benutzt worden sei. Sie war kaum damit fertig, als es wieder hastig an die Haustür klopfte. Editha hörte wieder heftigen Wortwechsel, dann auch die Haustür schließen und nahende Schritte. Sie stürzte in das Zimmer ihrer Töchter. Als sie die Tür desselben aufriß, standen die Mädchen schon zitternd da — aufgeschreckt durch den Lärm — ein kleines Öllämpchen flackerte wie ein verlöschendes Licht in der zitternden Hand Berthas.

„Kinder — der Vater — er ist fort — seid still. Ihr wißt von nichts."

Energisch wurde an die Schlafstube vorn geklopft.

„Mache auf, Bertha."

Brummend ging die alte Magd, schob den Riegel zurück und öffnete die Tür ein Spältchen, doch sogleich schob sich ein Fuß hinein, eine derbe Faust stieß die Tür auf.

„Na, na, man immer sachte, wenn man nachts zu fremde Leute kommt," brummte Bertha und hob ihr flackerndes Lämplein in die Höhe.

Hinter dem Soldaten, welcher die Tür aufgestoßen hatte, zeigte sich ein Offizier.

„Herr Wollbrekt zu Hause?" fragte er in gutem Deutsch.

„Nee," erwiderte Bertha kurz.

„Frau Wollbrekt?"

„Ja, die is da drinne bei ihre Kinder."

„Wollen Sie mir die Dame rufen?"

Das alte Mädchen sah ganz verdutzt den höflichen Offizier in der französischen Uniform an, welcher doch so gut deutsch sprach, blonde Haare hatte und gute, graue Augen, mit denen er sie freundlich anblickte.

„Wollen will ich nich gern," meinte sie, „aber ich muß wohl."

„Ja, wenn ich bitten darf."

Editha trat über die Schwelle. Sie hatte sich in aller Eile einen großen Mantel übergeworfen und trat nun äußerlich ruhig und gefaßt dem Störer ihrer nächtlichen Ruhe, ihres Glückes, entgegen. Aber ihr Herz klopfte zum Zerspringen, und ihre Knie zitterten, und sie war doch sonst eine starke mutige Frau allezeit gewesen.

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich habe leider den Befehl, Herrn Wollbrekt zu verhaften, Madame — es tut mir selbst sehr leid —"

Editha hob abwehrend die Hand.

„O, bitte, bemühen Sie sich nicht um eine Entschuldigung, aber wir heißen nicht Wollbrekt."

Sie sprach langsam, langsamer wie sonst, aber nur Zeit gewinnen, damit ihr Heinrich hinweg kam, jede Minute war kostbar.

„Nicht Wollbrekt?“ Erstaunt fragte es der junge Offizier. „Man sagte mir diesen Namen, wollen Sie mir Ihren richtigen nennen, vielleicht sind wir fehlgegangen — dann — —“

„Vollbrecht,“ sprach Editha.

„Ah, Vollbrecht — gewiß, nun verstehe ich, mein Kamerad ist Franzose und hat den deutschen Namen nicht aussprechen können. Da muß ich nun meine Pflicht tun, Madame — —“

„Mein Mann ist schon seit gestern nicht mehr bei uns, mein Herr.“

Editha sagte damit keine Lüge, es hatte eben zwölf auf der großen Dielenuhr geschlagen. Der Offizier zuckte die Achseln, seine schlanke Gestalt bog sich zu Editha hinab.

„Ich muß leider meiner Pflicht nachkommen und Haussuchung abhalten,“ sagte er halblaut, „aber ich hoffe selbst — daß wir — nichts finden.“

„Sie sind Deutscher, mein Herr Offizier, und in französischen Diensten?“

„Ich bin Hesse — aber darf ich bitten?“

Editha Vollbrecht trat zur Seite, der Offizier gab seine Befehle, in allen Ecken und Schränken wurde gesucht, nichts fand sich.

„Bitte die anderen Räume Ihrer Wohnung, Madame.“

„Das ist das Zimmer meiner Töchter, Herr Leut-

nant, schonen Sie bitte die unschuldigen Seelen," bat Editha und hob flehend die Hände.

„Ich habe eine Mutter und habe Schwestern, Madame Vollbrecht, seien Sie ohne Sorge."

Dankend neigte sie den dunklen Kopf.

Eng aneinander geschmiegt standen die drei hübschen Geschöpfchen in der Fensternische, Bertha mit einem Regenschirm neben ihnen in drohender Haltung.

Höflich verbeugte sich der Fremde, während ein leichtes Lächeln unter dem blonden Bart zuckte.

Er überflog mit raschem Blick das geräumige Zimmer und gebot seinen Leuten, rasch Stube und Alkoven zu untersuchen, während er selbst sich neben die jungen Mädchen stellte. Sein warmer Blick begegnete von dort sechs trotzigen, schönen Augen.

„Sehen Sie in mir nicht zu sehr den Feind, Fräulein," sagte er plötzlich halblaut zu Ina, deren schlanke Hand sich unversehens zu einer Faust geballt hatte, „ich bin es nicht — ich suche zu heilen, nicht zu verwunden, trotzdem ich in französischem Dienste stehe."

Die trotzigen Augen weiteten sich vor Erstaunen, aber erschrocken schlug sie Ina sogleich wieder nieder.

„Die Franzosen sind schrecklich," flüsterte sie.

„Ich darf das nicht hören, Fräulein, — ah, meine Leute sind fertig. Nichts gefunden?" dann sich fragend an die Hausfrau wendend — „Sie haben noch andere Räume?"

„Zeige sie, Bertha."

Die geängstigte Frau sagte es jetzt so klar und deutlich, daß der Offizier sie forschend ansah. Sollte

der Gesuchte doch am Ende hier in irgendeinem Versteck sein, vielleicht im Wandschrank. Nun, er würde ihn nicht finden, ganz gewiß nicht. Dann wandte er sich wieder höflich an die jungen Mädchen.

„Ich muß Ihnen als aufdringlich erscheinen, aber meine Pflicht ist es, die Anwesenden nicht unbeobachtet zu lassen, und“ — er stockte, die großen Kinderaugen Inas sahen ihn mit heißem Dankesblick an — „und da bleibe ich am besten wohl selbst hier — wenn es Ihnen angenehm ist, Madame Vollbrecht.“

Sie reichte ihm die Hand und drückte sie kräftig.

„Ich danke Ihnen von Herzensgrunde, mein Herr, — Sie stehen mir als Feind gegenüber, aber Sie sind es uns nicht. Wie soll ich Ihnen danken? Ihre Mutter kann stolz auf ihren Sohn sein, schreiben Sie ihr das, als von einer deutschen Mutter gesagt — und ich wünschte wohl, ich könnte Sie noch einmal sehen und sprechen unter anderen Verhältnissen als den augenblicklichen.“

Sie hielt plötzlich inne, wie erschrocken über sich selbst, über ihren Wunsch.

Der Fremde bog sich über die Frauenhand, die immer noch ein wenig zitternd in der seinen ruhte, und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Ich werde mich morgen am Tage nach Ihrem Befinden erkundigen, wenn Sie es mir gestatten, — — Georg Specht wird bei Ihnen sich nicht mehr nach Mutter und Schwestern sehnen. Da kommen meine Leute, sie haben natürlich nichts gefunden — nun beruhigen Sie sich, meine Damen, und suchen Sie die unterbrochene Nachtruhe nachzuholen. Zürnen

Sie mir auch nicht, die Pflicht ist oft so schwer zu erfüllen."

Er blickte hinüber nach den Schwestern, deren Augen ihn dankend grüßten.

Wenige Minuten später war es wieder still im Haus, nur das taktmäßige Marschieren draußen im knirschenden Schnee erinnerte an die schreckensvollen Minuten.

„Kinder, ihr geht jetzt schnell zu Bett," gebot Frau Editha, „ich gehe mit Meister August noch über den Hof in die andere Straße, um zu sehen, ob der Vater auch wirklich einen Ausgang gefunden hat."

„Mutter," bat Mina und schmiegte sich zärtlich an die tapfere Frau, „laß mich noch aufbleiben, ich bin doch kein Kind mehr, ich — ich weiß — ich kann es mir denken — wie dir ums Herz ist. Laß mich dir beistehen, liebste Mutter."

„Ach, ich kann auch nicht schlafen," beteuerte Lina, und Ina riß die müden Augen weit auf und seufzte: „Ich auch nicht."

„Ina geht auf alle Fälle ins Bett, ihr beiden Großen mögt noch aufbleiben."

Damit eilte sie hinaus und schritt bald danach mit Meister August, dem Hauswirt, der eine Böttcherei betrieb, durch die matte Helle der Winternacht. Unterm Fenster zertrampelte Meister August erst die Spur des entflohenen Mannes, dann huschten sie über den Hof, durch den Garten und von da wieder in das dunkle Haus der anderen Straße. Fest faßte der gute treue Alte die Hand der vornehmen Frau, damit sie sich im dunklen Hausflur nicht stoße, er selbst

aber schritt sicher auf die Haustür zu. Sie war unverschlossen. Editha atmete auf.

„Gott sei gelobt und gedankt," flüsterte sie.

Meister August aber trat rasch vor das Tor und lugte die Straße hinab und hinauf. Nichts regte sich — kein menschlicher Laut tönte, still und schweigend ruhte die alte Festungsstadt unter dem nächtlichen Himmel, an dem die Sterne flimmerten, ruhte und träumte wohl von besseren Tagen.

Schlaf aber kam nicht in Frau Edithas Augen, als sie sich, der Notwendigkeit gehorchend, endlich wieder ins Bett begeben hatte. Ihre Gedanken suchten den geliebten Mann, ihre Lippen stammelten heiße, dringende Gebete, ihre Ohren lauschten auf jedes kleine Geräusch. Sie hatte die Tür nach dem Schlafzimmer ihrer Töchter offen gelassen, es war ihr ein wohltuendes Gefühl, den leisen Atem ihrer Kinder zu hören — denn die Jugend verlangte ihr Recht an Schlaf.

Erst gegen Morgen, als sie Bertha im Ofen Feuer machen hörte, schlief Editha noch eine Stunde ganz fest, bis Bertha kam und ihr einen Zettel brachte, den eben ein Bursche abgegeben hatte: „Durch das Ulrichstor bin ich von M. geschieden." Weiter nichts — aber es genügte ihr. Die Tränen, die ihr Herz nun erleichtern würden, stürzten ihr aus den Augen, sie stürzte ins Zimmer ihrer Kinder und kniete am Bett ihrer Jüngsten nieder und betete laut mit ihnen ein Dankgebet.

„Mutter, nun kehren wir bald heim, nicht wahr?" jubelte Mina, indem sie ihre Hände auf das Herz

legte, das da drin in ihrem Körper für „ihren kleinen Doktor" schlug.

„Ja, Kind, sobald als möglich."

„O, Mutter," seufzte dagegen Lina und legte den Kopf mit den braunen Locken tief in das Kissen, damit die Mutter die Tränen nicht sähe, die ihr aus den Augen strömten.

## IV.

Auf der schneebedeckten Landstraße kroch langsam eine auf Kufen gesetzte Extrapost. Die mageren Gäule zogen schwer an dem schweren Gefährte, auf dem auch noch einige Koffer festgebunden waren. Der Kutscher stak tief im dicken Schafspelz, baffte aus einer kurzen Pfeife, da hatte er wenigstens das Gefühl von etwas Wärme um die Nase, denn es war bitterkalt. Die Fenster der alten, gelben Postkutsche waren fest gefroren, aber jetzt wurde von innen dagegen gehaucht — ein kreisrundes Loch entstand im dicken Eisbeschlag, mitten in einem wunderbaren Eisbaum, ein paar frische Lippen leuchteten einen Augenblick dahinter, dann ein helles, warmes Auge.

„Wirklich, Fritz, da hinten sehe ich zwei herrliche, schlanke Türme, noch mehr, aber die hohen, die alle anderen überragen, sind die Domtürme, nicht wahr? Darunter bist du getauft, hast du gespielt — o Fritz, wenn wir zum ersten Male gemeinsam dort hineingehen, in den großen, herrlichen Dom, was werde ich dann glücklich sein!"

„Noch glücklicher wie heute, meine Beate, wo du doch in dein Heim kommst, in d e i n Haus, Geliebte?"

„Ja, mein Fritz, noch glücklicher. Aber, nicht wahr, du begreifst doch, wie ich es meine, das ist noch wieder ein anderes Glück, es wird mir sein, als ob dort vor geweihter Stätte mein Vater mir näher ist, mein Vater, den ich so hoch verehre. Damit will ich mein zukünftiges Heim nicht herabsetzen. Verstehst du mich, Liebster?"

Die junge Frau schmiegte sich leicht bei diesen Worten an den Gatten, er aber legte den Arm um die zierliche Gestalt, hob ihren Kopf zu sich empor und küßte sie auf den roten Mund.

„Ich weiß, was du mir damit sagen willst, Liebster du, aber sei mir nicht böse, kleines Frauchen, wenn ich mich auf unser Heim freue. Denk doch, du und ich, wir beide! Wenn wir des Morgens aufgestanden sind, dann deckt mein Weibchen den Frühstückstisch. Dann gehe ich ins Geschäft, mein Herzlieb guckt mir nach, und wenn ich wieder komme, dann freue ich mich furchtbar auf — na, auf was wohl?"

„Aufs Mittagessen," lachte Beate.

„Falsch geraten, Liebchen, auf einen Kuß von dir freue ich mich."

„Na, wenn du den nur so gleich bekommst, mein Herr Gemahl, vielleicht habe ich nicht Lust, dir einen zu geben."

„So? Nun da weiß ich mir schon Rat, ich nehme mir ihn einfach."

„Oho. Zum Nehmen gehören auch immer zwei Gegenstände, einer der sich nehmen läßt, aber ganz gewiß," neckte glücklich die junge Frau.

Der Gatte bog sich tief zu ihr hernieder und sah

ihr von da zärtlich in die hellen, braunen Augen, in denen sich auch Sonnenfunken gefangen zu haben schienen, Sonnenfunken, wie sie draußen über den flimmernden Schnee huschten. Er umfaßte mit heißem Liebesblick das liebliche Gesichtchen, wo über die weiße, reine Stirn, unter der blauen Samtkapuze hervor, der weiche Schimmer rötlich blonden Haares sich legte — die weiche Rundung der Wangen, den festen Mund mit der kecken Stumpfnase darüber. Und auf der breiten Atlasschleife der Kapuze leuchtete ein ovales, festgebildetes Kinn und gab dem lieblichen Frauenantlitz das Gepräge eines festen Willens.

„Wenn ich nun recht schön bitte, Holdseligste aller Frauen, die die Erde für mich trägt, Euer gehorsamster Diener bittet züchtig und in allen Ehren um die Himmelsgabe eines Kusses — was wird dann diese holdseligste Frau tun?"

„Sie wird dem Bettler geben, was er verlangt, ihm aber bedeuten, daß ein Kuß von Frauenlippen noch keine Himmelsgabe ist, du unnützer Mann," belehrte Beate.

Er hatte wieder den Arm um sie gelegt und plauderte nun weiter.

„Nach Tisch machen wir dann unseren Spaziergang, hinüber nach den Salzwiesen, oder vor das Ulrichstor in die Felder, hinaus nach dem Werder. Sonntags nach dem Herrenkrug oder Biederitzer Busch. Abends kommen dann auch mal meine Freunde oder Familienmitglieder — hoffentlich sind die Rosenhöfer noch da, Mina wird gut zu dir passen — oder wir

lesen uns etwas vor, das heißt, ich lese, und du strickst dabei. O, Kind, was soll es für ein glückliches Leben werden!"

Beate sah glücklich zu ihm auf, dann aber meinte sie plötzlich, ein wenig sorgenvoll:

„Fritz, wenn nur deine Verwandten mich alle freundlich willkommen heißen — ich habe doch große Angst. Ich bin so arm."

„Und so reich zugleich, mein Lieb. Wer in seinem Herzen solch einen Schatz von Liebe hat und zwei so liebe, helle Augen, einen so klaren Verstand hat, wer zwei so geschickte Hände aufweisen kann wie du, der ist wirklich nicht arm. Und wenn die Welt noch Millionen von Jahren besteht, werden solche Eigenschaften immer einen rechten Mann anziehen. Freilich muß der rechte Mann dann so viel haben oder erwerben, daß er eine Familie gründen kann. Siehst du, Geliebte, da habe ich mich nun dir gegenüber auch für den rechten Mann gehalten und habe dich an mein Herz genommen, denn ich durfte es. Ich kann dir ein sorgenfreies, ja ein behagliches Leben an meiner Seite bieten — und da du mich liebst, wird dich niemand scheel ansehen, mein Lieb."

Beate Hattling sah von der Schulter ihres jungen Gatten aus träumend nach den Blumen am Fenster. Eisblumen waren es, ohne Duft, ohne Farbe — aber nein, da warf eben die scheidende Sonne ihre letzten glutroten Strahlen auch an die weißen Blumen am Fenster der Postkutsche. Sie erglühten in wunderbar leuchtendem Rot, und über Beates Antlitz flog ein Lächeln. „Du hast mich ja lieb, du mein Alles,"

sagte sie leise und faßte fest nach seiner Hand," und mein Herrgott ist bei mir — wie sollte ich mich da vor irgend etwas fürchten? Nein, Fritz — ich bin deine tapfere, kleine Frau. Bist du nun zufrieden?"

„Ja, Herzliebste, — und sieh, jetzt sind wir auch an den Toren meiner Vaterstadt, grüß Dich Gott, Du Liebe, Altbekannte — o weh — das hatte ich ganz vergessen — richtig, wir fahren ja in eine französische Stadt ein. O Magdeburg! Deine Kinder weinen über Dich."

Beates Herz klopfte hörbar, als der Schlitten endlich vor dem schönen alten Hause hielt, welches von nun an ihre Heimat sein sollte. Fritz hatte sie aus den Polstern gehoben und ihr dabei zugeflüstert:

„Dein Eingang sei gesegnet, meine Beate."

Nun stand sie und schaute an dem hohen Giebel empor, aber sie konnte nur undeutliche Umrisse sehen, denn es war inzwischen ganz dunkel geworden. Auch im Hause selbst kein Fenster hell, erwartete man sie noch nicht?

„Komm, liebste Frau, nun will ich dich in dein Heim führen," tönte Fritz' Stimme neben ihr. Langsam stiegen sie die steinerne Wendeltreppe empor, noch immer kam niemand, sie zu empfangen.

„Was soll das nur? Ich ließ Mutter doch unsere Ankunft mitteilen," fragte Fritz zürnend.

Sie tasteten sich durch einen dunklen Flur nach einer Tür, aus der Stimmen schallten; Fritz öffnete schnell, — da erscholl ein mehrfacher Schreckensschrei.

„Guten Abend," sagte der junge Hausherr scharf, „warum ist denn alles dunkel und kein Mensch zum

Empfang meiner jungen Frau da? Ein merkwürdiges Willkommen, wenn man von der Hochzeitsreise ins eigene Heim kommt."

„Ach, du bist's Fritz, du kommst zur rechten Zeit, — macht nun Licht Ihr Mädchen," rief Frau Elsbeths Stimme weinerlich und ein Schatten bewegte sich auf die Angekommenen zu.

Die Mädchen hatten nochmals erschreckt aufgeschrien, bald aber hatten sie Licht gemacht, und Fritz nahm sein Weib an die Hand, führte es seiner Mutter zu und sagte warm und innig:

„Liebe Mutter, das ist meine Beate, liebe sie, sie verdient es, und sie wird dir eine treue Tochter sein. Nun Mädels schnell, ruft Franz, und tragt mit ihm die Koffer herauf, nachher stelle ich Euch alle Eurer neuen Herrin vor."

Die Mädels hatten neugierig nach der kleinen, zierlichen Gestalt hingesehen, wie sie sich über die dargereichte Hand der „alten Madame" beugte und sie in kindlicher Ehrfurcht küßte, jetzt huschten sie hinaus, und bald krochen die mageren, müden Pferde wieder davon, in die Herberge.

„So, nun komm mein Lieb, nun lege ab, und mache es dir erst behaglich warm am Ofen, Grete wird uns dann bald etwas zu essen bringen müssen, liebe Mutter, denn wir sind hungrig, und dann möchte ich erst sehen, wie du nun die Einrichtung für uns getroffen hast."

Fritz rief es fröhlich; er nestelte seinem Frauchen, die noch immer stumm und still dastand, den schweren

Mantel und die Kapuze ab, setzte sie in einen Sessel neben den Ofen — —

„Einrichtung?" fragte Frau Elsbeth erstaunt, „da ist doch nichts zu ändern, das muß doch alles so bleiben."

„Aber Mutter, das geht doch nicht. Ich bin doch nun verheiratet und will mein Reich für mich und mein Weib — nun wir werden denn eben nachher gemeinsam beschließen, wie die Änderung am besten gemacht werden kann. Da die ganze Einrichtung hier von meiner Mutter stammt, wünschte ich nicht, daß Beate sich in dieser Weise ausstattete. Ich habe ja genug für uns beide. Sieh', Lieb, hier das ist meine Mutter, die schon starb, als ich erst fünf Jahre war — dort das ist mein Vater, den uns der Tod ja leider auch viel zu früh entrissen hat." Fritz hatte Beate wieder lebhaft an die Hand genommen und sie vor die Bilder seiner Eltern geführt, zwei große prächtige Ölgemälde. Die junge Frau Hattling da oben im weißen, gestickten Brautkleid blickte sie so glücklich an, und die großen, grauen Augen des Vaters blickten gütig auf die junge Tochter nieder. Beate schien es, als ob sie unter diesen Bildern besser sein könnte, und als ob sie ihr den Willkommen böten, den man ihr noch nicht gegeben hatte. Denn Frau Elsbeths rundes Gesicht sah nicht nach Freudigkeit aus, ihre noch immer schlanke, schöne Gestalt stand hochaufgerichtet inmitten des Zimmers. Stumm sah sie dem jungen Paare nach.

„Wie lieb dein Mütterchen aussieht, Fritz, und so gütige Augen hatte dein Vater, aber du hast die

Augen deiner lieben Mutter, siehst ihr auch sonst ähnlich — —" Beate sagte es langsam, das Sprechen wurde ihr hier so merkwürdig schwer, und da es die ersten Worte waren, die sie hier sprach, horchte sie ordentlich auf den Klang ihrer Stimme, die ihr so verwunderlich fremd vorkam. Kam das durch den hohen, großen Raum, oder machte das die Anwesenheit jener Frau, die dort so eiseskalt und unnahbar stand.

„Ich habe aber vom Vater die frohe, elastische Natur, die derbe Gesundheit. Ja, Mutter, wenn hier meine teure Beate nicht gewesen wäre; würde ich vielleicht — ja ganz sicher — nicht wiedergekommen sein, trotz meines kräftigen Körpers. Aber nun will ich die Dienstboten rufen — man soll auch Feuer in meinem Zimmer machen."

Bei diesen Worten wollte Fritz an die Klingelschnur greifen, doch Frau Elsbeth legte plötzlich ihre Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Fritz —" es klang mühsam und doch hart, „wir müssen uns gleich darüber klar werden, wer von nun an hier zu befehlen hat — ich oder deine Frau —"

„Mutter!"

„Erlaube — ich bin nicht gewillt, mein Recht abzugeben an eine Person, die ich gar nicht kenne. Aber ich möchte dir doch ins Gedächtnis zurückrufen, daß ich, laut Bestimmung deines Vaters, das Recht habe, bis an mein Lebensende hier zu wohnen. Nun überlege dir, was werden soll — ich weiche nicht — aber für diese eine Stunde will ich Euch hier mein Zimmer

überlassen, ich muß hinauf zu Tante Juliane, die noch immer auf die Befreiung ihres Mannes harrt."

Sie wollte nach der Tür, aber dort stand plötzlich die junge Frau. Ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen, die Sonnenfunken in den Augen flimmerten hell, es schien ein Blitzen von ihnen auszugehen.

„Nein, Madame," sagte die klare Stimme Beates laut und fest, „wir sind keine Eindringlinge, wie die Franzosen in dieser Stadt, — was Ihr Recht ist, werden wir achten und ehren — darum bitte ich, daß ich Sie verlassen darf."

Sie machte eine Verbeugung und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Elsbeth lachte auf.

„Deine Frau scheint sehr mimosenhaft zu sein —"

„Verzeih, Mutter, daß ich Beate nachfolge, über die Einteilung des Hauses, über das geschäftliche werde ich dir Nachricht zukommen lassen."

„Zukommen lassen?" weinte die Dame auf, „du tust ja gerade, als gingst du wieder von mir. Ist das deine kindliche Dankbarkeit gegen deine Mutter? Habe ich dich nicht gepflegt und behütet, dich groß gezogen, den Schlaf vieler Nächte geopfert, wenn du krank warst? — und nun willst du mich um ein Nichts verlassen? Ich arme Frau, o, ich arme Frau!"

Fritz blieb an der Tür stehen, die Hand auf dem Drücker.

„Mutter," bat er, „nicht ich, nicht wir sind es, die dich vertreiben wollen, wir können doch in Frieden und Freude zusammen hier wohnen. Beate ist ein so liebes, so herziges Frauenzimmerchen, sie würde

dir eine so treue Tochter sein. Warum warst du so schroff zu ihr? Gehe hin und bitte sie, wieder zu kommen, sie wird es mit Freuden tun."

„Ich? Nein, Fritz."

„Mutter, du kennst sie ja noch gar nicht, lerne sie doch erst kennen in ihrer Herzensgüte —"

„Sie ist mir eine Wildfremde, nichts weiß ich von ihr, als was du mir geschrieben hast, nichts bringt sie dir mit —"

„Du irrst, liebe Mutter. Beate ist an Arbeit gewöhnt, sie bringt mir damit mehr mit als manch reiches Fräulein aus den alten Geschlechtern hier, die nur ihre Seidenkleider spazieren tragen können. Und du weißt doch, Mutter, — man soll Vater und Mutter verlassen."

„Ja, ja, das weiß ich," weinte Elsbeth von neuem auf, „aber ich will nicht verlassen sein. Du sollst bei mir bleiben."

„Ich bin ja auch bei dir, Mutter, doch in erster Linie gehöre ich meinem Weibe und unserer Zukunft. Ich habe mir Beate zu eigen gemacht in innigster Liebe, habe sie hierher gebracht in mein Haus, das nun das ihrige mit sein soll, und ich habe ihr gelobt, Vater und Mutter und Geschwister zu ersetzen. Ich wäre ein schlechter Mann, wenn ich meinen Schwur nicht halten würde. Darum entschuldige mich, ich muß nach meiner Frau sehen."

Er öffnete die Tür und trat hinaus, hinter ihm scholl es noch weinerlich; „Fritz — Fritz!"

Fritz eilte, als er Beate draußen auf dem Flur nicht fand, in sein Zimmer. Als er es öffnete, quoll

ihm milder Lichtschein entgegen, vor dem Ofen aber saß in kauernder Stellung Beate. Sie hatte die langen Ärmel ihres dunklen Reisekleides hochgeschoben und war eben im Begriff, Holz auf das prasselnde Feuer zu legen.

Der junge Mann kniete neben ihr nieder und schlang stürmisch die Arme um sie, und als er den Mund seines jungen Weibes suchte, bemerkte er, daß ihr Gesichtchen naß von Tränen war.

„Herzlieb, mein armes Herzlieb — ich bin so außer mir! Aber sei nur still, mein armes Lieb, du sollst trotzdem nichts entbehren. Ich werde dir alle deine Lieben daheim durch meine reiche, unendliche Liebe ersetzen. Und es gibt auch hier noch andere liebe Menschen, nicht so engherzige Seelen wie die meiner Stiefmutter und der Hatilings über uns — sei nur ganz ruhig und ganz getrost.“ So tröstete Fritz seine Beate.

Sie schmiegte sich in seine Arme, und der Feuerschein spiegelte sich in den glänzenden Tränen.

„O —“, sagte sie leise, „es ist dumm von mir, daß ich weine, aber man hat mir noch nie so harte Worte gesagt — mein Herz und meine Seele sind noch so weich. Wenn sie erst eine harte Schale durch den Kampf mit dem Leben bekommen haben werden, dann wird auch der Tränenquell versiegt sein. Du, Lieber, du, wenn ich nur dich ganz besitze, dann ist's schon gut. Und guck,“ fügte Beate lächelnd hinzu, „ich habe Feuer hier in deiner Stube gemacht, ich habe mir von deinem Diener das nötige bringen lassen. Der gute Mensch wollte es zwar durchaus

nicht leiden, aber ich sagte, ich hätte einen Aberglauben dabei, daß ich das erste Feuer in meinem Heim selbst anmachen müßte."

„Und brannte es denn gleich, du tüchtiges Weibchen?"

„O ja, es brannte hell und froh und wärmte wieder aus, was jene Frau da drüben gefrieren gemacht hat. Und jetzt, Fritz, wollen wir an unseren Haushalt denken. Ja? Das ist das beste Mittel, mich hier bald heimisch zu machen."

Es klopfte. — Franz, der Diener, welcher schon Fritzens Vater gedient hatte, trat auf das Herein ein und eilte freudig auf seinen Herrn zu.

„Sieh' da, mein alter Franz, geht's gut, alter Bursch? Nun bin ich, dank dieser holden Fee hier, auch wieder auf den Beinen — ihre Bekanntschaft hast du ja schon machen dürfen. Ich bringe Euch eine gute Herrin, Franz, sie ist wirklich eine Fee an Güte, und unter ihren Händen gelingt alles."

„Nicht wahr, lieber Franz, Ihr meint es auch so gut und treu mit mir, wie mit Eurem Herrn," bat die junge Frau und reichte dem treuen Diener die Hand.

„O, Madame, für meine junge Herrschaft ginge ich in den Tod."

„Na, das wollen wir lieber nicht wünschen, alter Franz."

Fritz rief es fröhlich — jetzt, wo er hier in seinem Zimmer war, Beate an seiner Seite, die Versicherung ihres Glücks gehört hatte, eines Glücks, das er ihr gab, den alten Diener mit der Erneuerung seines Treue-

schwurs — da war er gleich wieder der fröhliche, sorglose Mann, der das Leben in glücklichem Optimismus durchlebte. Es war ihm ja auch immer noch alles nach Wunsch gegangen, außer des Vaters Tod war noch nie der Schmerz, noch nie der Kummer auf seines Lebens schönen, ebenen Pfad getreten. Nach dem Tod des Vaters gleich der reiche Handelsherr, der Chef der großen, alten Firma, umschmeichelt, verwöhnt — woher sollten da dunkele, finstere Gedanken kommen? Noch hatte sich ihm die Welt nur im rosigsten Licht gezeigt. Hatte er nicht auch grenzenloses Glück wieder gehabt, indem ihn Gott Beate finden ließ, dieses reizende, süße Wesen? Was schadete es, daß sie kein Geld hatte? Er hatte ja genug für beide. Und daß sie kein Fräulein aus den alten Handelsgeschlechtern war? Von denen hatte ihm eben keine gefallen. Die Verwandten würden schon noch lernen, sein Frauchen zu lieben, das wußte er ganz bestimmt, deshalb ließ er den Kopf nicht hängen.

Und so rief er fröhlich weiter:

„Franz, hol' dir mal noch deine Frau und Tochter, ihr müßt Mutters Bett vom Boden holen, das soll einstweilen mit dort hinein in mein Schlafzimmer, in den nächsten Tagen wird dann umgeräumt."

Die Bettstelle, in der dereinst die junge Frau August Hattling ihrem Sohn Fritz das Leben gegeben hatte, und in der sie kurze Jahre später ihre schönen, dunklen Augen schloß, um sie nie wieder dem Licht zu öffnen, krachte und knackte, als sich wieder ein junges Wesen in sie bettete. Und Beate war es im Einschlafen, als ob ein leises Stimmchen rief: „Durch Kampf zum

Sieg! Sei getrost, sei stark, der Segen deiner Mutter ist mit dir!"

Und im Traum sah sich Beate allein im großen, schönen Haus ihres Gatten, allein im weiten, hohen Saal, und neben den Bildern der Eltern hing ein großes Bild von Fritz, so wie er jetzt war, mit seinem glücklichen Lächeln auf dem jungen frischen Antlitz, mit den sprühenden, braunen Augen und den braunlockigen Haaren. Aber sie war allein und — weinte.

## V.

Fritz Hattling hatte noch am Abend seiner Ankunft über die Schicksale der Familie Bescheid von Franz bekommen. Ein tiefer Schrecken erfaßte den jungen Chef, als er von der Verhaftung seines Mitchefs erfuhr und auch hörte, daß die Summe, welche die Franzosen von der Familie des Verhafteten als Lösegeld forderten, eine so große sei, daß sie das Geschäft augenblicklich sehr belastete. Aber es stand auch bei ihm fest, daß die Lösesumme vom Geschäft aus getragen werden mußte. Denn Friedrich Walter litt für die Familie, also mußte man helfen, so weit es nur möglich war.

So ließ Fritz sein Frauchen bald allein am anderen Tag und eilte zuerst hinauf zu Tante Juliane.

Die behäbige Frau saß noch am Frühstückstisch, die große, weiße Spitzenhaube noch über dem eingeflochtenen Haar. Es war keine der Mägde da, ihn anzumelden, so schritt Fritz durch das Vorzimmer in den Wohnraum der Familie.

„Himmel, Fritz, was du mich erschreckt hast, so ganz

sans façon kommst du hier herein, ich bin noch nicht in toilette," rief die eitle Frau lebhaft voller Entrüstung und griff sich an die Spitzenhaube.

„Sie sehen superbe aus, gnädige Tante, und mein frühes Kommen soll Hilfe für Sie bedeuten," entschuldigte sich der schlanke Mann und bog sich ritterlich über die feine, weiße, runde Hand Frau Julianens. „Ich habe gestern abend gehört, daß Oheim Walter von den Franzosen festgehalten wird, und Ihnen seine Auslösung Schwierigkeiten bereitet. Bitte, verehrte Tante, verfügen Sie ganz über mich und meine Kasse — —"

„O, du bist ein Engel, mon cher neveu —" ein feines Tüchlein wurde gegen die funkelnden Augen gedrückt — „Meine Kinder und ich werden es dir nie vergelten können, wenn du uns hilfst, du guter Mensch!"

Sie drückte die Hand des vor ihr Stehenden.

„Aber, setze dich," fuhr die blonde Frau fort, „damit wir das Nötige durchsprechen können."

„Wenn Sie gestatten —"

— „Aber Fritz, seit wann sind wir denn so förmlich im Verkehr, du weißt doch, daß ich dir immer wohl gewogen war."

„Die Frau Tante ist zu gütig — Sie sollen nachher auch die Erste sein, der ich meine holde Beate zuführen werde."

Es klang so viel froher Stolz aus den einfachen Worten, Frau Juliane aber räusperte sich leicht und meinte dann:

„Beate? Wer ist denn Beate?"

„Nun, mein geliebtes Weib. Sollte das die gnädige Tante nicht wissen?"

„Ach, weißt du, mir ist über den furchtbaren Schreck neulich Abend alles andere entgangen, aber ich entsinne mich, daß der Oheim mir von deiner Heirat erzählte, ich bitte dich aber, mit der Vorstellung deiner —" Frau Juliane hustete wieder — „Frau noch einige Tage zu warten, jetzt bin ich nicht in der Verfassung, neue Gesichter um mich zu sehen. — Also du willst uns helfen, guter Fritz?" Fritz unterdrückte ein schmerzliches Gefühl der Enttäuschung und besprach mit seiner Tante die notwendigen Wege, welche man zur Einlösung des Gefangenen einschlagen müßte. Endlich auch fragte er nach den Söhnen des Hauses.

„Ach, sie sind mit mir ganz niedergeknickt," seufzte die Mutter, „Arthur kommt fast nicht aus seinem Atelier herüber und Hermann ist eben doch auch wieder noch zu sehr der fröhliche Jüngling. Er faßt noch nicht, welch bitteren Trank Vater und Mutter schlucken müssen. Und Wanda — diesem holden, unschuldigen Kind halte ich möglichst alles Leid fern. So stehe ich mit meinem trostlosen Kummer allein, nur deine edle Mutter versteht meinen Schmerz. Dieser Schmerz ist um so größer und tiefer, da Schwager Heinrich auch verhaftet werden sollte, sich aber durch die Flucht dem entzogen hat —"

„Was?" unterbrach Fritz bestürzt die Redende und sprang erregt vom Stuhle auf, „Oheim Heinrich ist dieser Gefahr entronnen? Gott Lob und Dank! Aber die Tante, die Basen — wo sind sie?"

Frau Juliane sah sprachlos den Erregten an, endlich stieß sie hervor: „Du sagst Gott Lob und Dank, wir sagen es nicht. Es ist unerhört, daß der feige Mann Frau und Kinder verlassen hat, wir sind empört darüber und bedauern die arme Frau von Herzen, trotzdem sie sagt, es sei ihr Wunsch gewesen, daß der Oheim sich durch die Flucht seiner Verhaftung entzog."

„Und hat Tante Editha Nachricht, wo sich der Oheim befindet?"

„O ja, er ist natürlich auf seinen Rosenhof eingekehrt, und sie will mit ihren Töchtern auch in den nächsten Tagen dorthin abfahren."

„Da will ich auch heute noch zu ihr," sagte Fritz, verabschiedete sich von seiner Tante und eilte die Treppe hinunter in die Geschäftsräume.

Hier war es fast noch wie vor Monaten, als Fritz zum letztenmal durch die Räume geschritten war. Nur einige Pulte waren leer, sonst standen überall die jungen Leute, aber die Arbeit war jetzt bald getan, und außerdem wußte man auch, daß der junge Chef zurückgekommen war, und Franz hatte dem alten Buchhalter Messerschmidt erzählt, welch ein holdes Geschöpfchen seine neue, junge Herrin sei. Und vom alten Messerschmidt, der sonst so streng und verschlossen war, wußte es das ganze Kontor, und man erging sich nun nach schnell getaner Arbeit in allen möglichen Zukunftsplänen. Sie waren nicht glänzend, wie sonst wohl, — das Joch der neuen Fremdherrschaft drückte zu schwer, es lag wie Eisenklammern um Handel und Wandel und verschloß Tür und Tor

und Laden und würde den schnellen Lauf des Elbstroms auch wohl im Sommer gleich einer starren Eisfläche gestalten.

„Gestern abend haben sie wieder den reichen Handelsherrn Douglas vom alten Markt verhaftet," wußte einer der jungen Herren zu erzählen.

„Was? Wie? Wo soll das nur noch hinaus?" erscholl es von den anderen, „man ist ja seines Lebens kaum noch sicher. Und die Geschäfte werden nächstens ganz darniederliegen, da können wir einfach trocken Brot essen."

„Hab' ich oft genug in früheren Zeiten getan," sagte der kleine, dunkelhaarige Mann hinter dem Eisengitter, hinter dem auch die große Geldkassette stand, „als wir aus Paris 1789 geflohen sind, da haben wir uns mühsam durchschlagen müssen. Es war eine traurige Zeit für meine Angehörigen und mich, bis ich hierher kam und Herr August Hattling mich draußen vor dem Tor traf und mir, trotz meiner schlechten Kleidung, den Mann von Stand ansah. Aber trotzdem ich Franzose von Geburt bin, hasse ich die Franzosen, hasse ich Napoleon. Denn sein hochstrebender, alles zermalmender Geist war es schon damals, der im Volk steckte, der die Revolution herbeiführte, der die Menschen heute und morgen ihm zu willen sein läßt. Aber wie sagt ihr Deutschen? ‚Es ist noch nicht aller Tage Abend' — es wird ein übermorgen kommen, so furchtbar für den kleinen stolzen Mann, daß auch er einmal zittern wird." Die Außentür öffnete sich, im hellen Tageslicht stand Fritz — wie es dem Personal schien — größer und

schlanker wie früher, mit seinem fröhlichen, gütigen Lächeln, auf den frischen Lippen ein fröhliches Wort — ganz wie sonst.

„Da bin ich wieder, Ihr Herren." Er ging von einem zum anderen und schüttelte die dargereichten Hände, fragte nach aller Ergehen, fragte auch nach denen, die der Arbeitslosigkeit hatten weichen müssen und erzählte von seinen Schicksalen.

„Und nun," so schloß der junge Chef des alten Handelshauses Gebrüder Hattling, „laßt uns treu und fest zusammenhalten, gegen die, die in unsere Stadt gekommen sind, als verhaßte Unterdrücker. Sie haben jetzt das Übergewicht des Stärkeren. Aber wenn einstmal eine Zeit kommen sollte — und sie muß kommen — wo unser König sein Volk gegen diese Stärkeren ruft, dann laßt uns diesem Ruf folgen und in Treue fest zu König und Vaterland stehen. — Und nun, mein lieber, alter Freund Messerschmidt, nun bin ich der Ihre, daß Sie mich unterrichten von alledem, was in den Monaten hier vorgekommen ist."

Er grüßte freundlich und schritt dem alten Herrn voraus in das Arbeitszimmer des Chefs. Da war um seinen Schreibtisch eine Girlande von Tannengrün gewunden, und auf seinem Tisch standen zwei silberne kleine Schalen, für Salz und Pfeffer, eine jede von einem Pelikan gebildet, der auf seinen ausgebreiteten Flügeln den Behälter für das Gewürz trug. Überrascht blieb Fritz stehen und sah sich nach dem alten Herrn um.

„Wir erlauben uns hiermit, unserem verehrten, lieben Chef ein Angebinde zur Hochzeit zu über-

reichen," antwortete der auf den fragenden Blick seines Herrn.

„Ihr treuen Seelen, wie mich das freut, und wie wird sich erst meine Frau freuen." Er nahm die zierlichen Gefäße in die Hand und betrachtete sie aufmerksam und dabei zog durch seine Seele der bittere Gedanke, daß es nicht Verwandte waren, die ihm und Beate ein Andenken an dem Beginn ihrer Ehe darbrachten. Er fand jedoch bald wieder den Gleichmut seiner Seele, und bald saß er auch mit dem getreuen Beamten und Stellvertreter vor dem Hauptbuch und hörte von dem Soll und Haben der Firma. Da gab es sehr viel Soll und sehr wenig Haben.

„Und im September vorigen Jahres hat Herr Friedrich Walter sein ganzes Vermögen aus dem Geschäft gezogen — seitdem haben wir nur mit Ihrem Gelde gearbeitet, Herr Fritz," fügte Messerschmidt einer langen Auseinandersetzung als Schluß noch hinzu.

„Was?" fuhr Fritz auf, „wie konnte denn der Oheim das tun? Das ist wider die Vereinbarung, das geht überhaupt nicht."

Messerschmidt zuckte die Achseln, das gute alte Gesicht drückte Geringschätzung aus.

„Herr Hattling senior wollte eben sein Vermögen vor den Franzosen retten. Wenn nicht diese furchtbaren Zeiten über uns gekommen wären, die auch unseren Handel so niederdrücken, dann hätte uns ja das gar nichts ausgemacht. Aber so — —"

Fritz schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Und heute habe ich meiner Tante Juliane versprochen, ihr die Summe zur Einlösung des Oheims

zu geben — ich muß mein Wort halten, Messerschmidt, wir müssen diese Summe opfern. Es ist doch unser Mitchef, den wir befreien."

„Es wird schwer gehen, Herr Fritz."

„Aber es muß sein, wir müssen danach doch versuchen Außenstände einzutreiben. Heute nachmittag hole ich das Geld — es sind 10000 Taler —"

„Gütiger Gott," unterbrach der Alte seinen jungen Herrn, „da ist ja dann unsere Kasse fast leer."

„Der gütige Gott, den Sie eben anriefen, wird uns schon weiter helfen, nur frischen Mut, Alterchen. Jetzt aber wollen wir nochmal in die Lagerräume gehen."

Als Fritz ungefähr nach anderthalb Stunden aus dem großen Magazin in den weiten Hof trat, legte er einen Augenblick die Hand über die Augen, denn die Sonne blendete ihn, und drinnen war es dunkel gewesen. Und dann schaute er an den stattlichen Häusern empor nach dem Stück blauen Himmels, das sich wie köstlich feines Tuch hier über sein Eigentum breitete. Von den einzelnen, kleinen Dächern der großen Strebepfeiler einer Kirche, welche die vierte Seite des Hofes bildete, sowie vom hohen Dach derselben hingen lange, blinkende Eiszacken herab, und Milliarden von Eiskörnchen, welche der scharfe Ostwind von den Dächern aufwirbelte, schimmerten im Sonnenschein wie ebensoviele Diamanten. Fritz sah es wohl, und sonst würde ihm dies Schauspiel auch unendlich viel Vergnügen bereitet haben, aber heute ging sein Blick leer darüber hinweg. In sein gutes, warmes Herz war heute ein Stachel eingedrungen, der

schmerzte, und es war ihm, als ob mit jedem Schlag seines Herzens ein Blutstropfen aus der Wunde dieses Stachels lief. Ja, es dünkte ihm sogar, als sei diese Wunde weit schmerzhafter als jene, die ihm das feindliche Geschoß beigebracht hatte.

Da wollte er nun dem geliebten Weibe ein sorgloses Leben bereiten — und mit dem ersten Tag im neuen Leben trat ihm die Sorge in ihrer düsteren Gestalt entgegen. O, wenn er sie nur von seines Wohngemaches Schwelle fern halten könnte — wenn sie sich nur der Geliebten nicht näherte. Wo es wohl jetzt war, sein liebes, holdes Glück? Rasch zu ihr — sie, die Geliebte in die Arme schließen — wissen, daß ihr Herz noch an dem seinen schlug, in ihre Sonnenaugen schauen und ihre Stimme hören! Eine unbändige Sehnsucht ergriff ihn, rasch eilte er über den langen Hof, stürmte die Treppe in die Höhe und riß dort Beate an sich, die über einen der Koffer gebückt stand, um ihre kleinen Habseligkeiten auszupacken.

„Aber Fritz, du wilder, Unbändiger, was fällt dir ein! Du zerdrückst mir ja meine schöne Wäsche."

„Ach, das ist mir ganz einerlei, Liebling, ich muß dich in meinen Armen fühlen, wissen, daß du noch da bist, daß dein Dasein kein Traum."

Er preßte sie so an sich, daß Beate weder sprechen, noch sich rühren konnte. Endlich ließ seine stürmische Heftigkeit nach und Beate kam zu Atem.

„Hast du Kummer gehabt?" fragte sie besorgt.

„Nein, nein," lächelte Fritz.

„Gewiß, Liebster, du hast Sorgen, — da oben auf

deiner Stirn liegt eine Falte, und um deinen lieben Mund zuckt es — sag' mir, mein Gatte, was dich drückt!"

„Nichts, kleine Neugier," scherzte er wieder, „bist du denn ein Inquisitor — oder eine eiserne Jungfrau?"

„Nein, Fritz, weder Neugier ist es, noch möchte ich, daß du scherzhaft über ernste Dinge hinweggingst. Ich bin dein Weib; ich habe vor Gottes Altar geschworen, daß ich in Glück und Leid treu zu dir stehen werde, und ich bin von Hause aus in ernsten Pflichten groß gezogen, in ernsten Tagen habe ich meinen Eltern zur Seite gestanden. Und mit dir sollte ich nur Glück genießen dürfen? Es ist keines Menschen Leben ohne Sturm und Kampf, bei dem einen mehr wie bei dem andern — Gott schenke uns ein friedliches Leben! Aber, wenn es nicht sein kann, gut, mich soll auch der Sturm an deiner Seite finden, mit dir, neben dir will ich stehen, nicht hinter dir!"

Sie hatte erregt gesprochen, ihre Augen flammten in die seinen, und ihre zierliche Gestalt war hoch aufgerichtet. So hatten sie es beide nicht bemerkt, daß die Tür sich leise geöffnet hatte und eine Frauengestalt darin erschien, hinter der sich drei junge blühende Mädchengesichter vordrängten. Erst eine Wendung von Fritz ließ ihn die Angekommenen bemerken und mit dem freudigen Ruf: „Die Rosenhöfer," eilte er zu ihnen und zog Editha mit ihrem Vierteldutzend in das Zimmer.

„Guck' nur, Tante, das ist meine Beate, mein herziges, goldiges Weib — und das ist Tante Editha,

die beste Tante, die es auf der Welt gibt, Beate und hier die lieben, kleinen Bäslein: Mina, Lina und Ina."

Die „kleinen Bäslein", welche ihre neue Base ein gutes Stück in ihrer schlanken Größe überragten, umringten sie lebhaft plaudernd, händeschüttelnd. Editha aber nahm das junge Weib in ihre Arme und küßte es herzlich auf den hübschen Mund.

„Gott segne deinen Eingang, liebe Kleine, segne dich und dein Haus. Ich hörte, was du zu deinem Manne sagtest — so ist es recht, so spricht eine gute Ehefrau, und meine Liebe gehört dir nun schon ganz und gar. Und wenn Ihr mal einer mit Euch sorgenden Tante bedürft, dann wißt Ihr, daß auf dem Rosenhof allezeit die Türen weit offen stehen für Euch und die Herzen aller Rosenhöfer für Euch in Liebe schlagen. Und nun laß auch du dich begrüßen, mein lieber Fritz, und dir Glück wünschen, aus tiefstem Herzen, zu einem solchen Weibchen."

Wie zwitschernde Vöglein huschten die Mädchen im Zimmer umher, fragend und plaudernd, bewundernd die zierliche Base mit dem goldflimmernden Haar, das sie so ganz anders wie andere junge Mädchen und Frauen, in Zöpfe geflochten um den länglich schmalen Kopf gewunden trug — mit den Augen, die dunkel aussahen und doch wie Sonnen leuchteten. Die frischen Stimmen sagten Beate viel liebe traute Worte, schlanke Mädchenarme hielten sie umschlungen, daß es der jungen Frau warm ums Herz wurde und die häßlichen Worte ihrer Schwiegermutter daraus entschwanden. Dadurch aber, daß die Mädchen sie so

in Anspruch nahmen, konnte sie nur wenig von dem ernsten halblauten Gespräch zwischen ihrem Fritz und Editha hören, nur hin und wieder tönten einige Worte an ihr Ohr.

„Und wie ist es nun mit Euch geworden, Fritz?" hörte Beate endlich laut Editha fragen, „wie gedenkt Ihr Euch nun einzurichten?"

Fritz ernstes Gesicht wurde finster.

„Es hat deshalb schon gestern abend eine heftige Szene zwischen Mutter und mir gegeben, sie will kein Jota von ihren sogenannten Rechten abtreten, und ich muß doch auch für meine Frau ein Heim schaffen. Ich habe schon daran gedacht, mir oben den Giebel auszubauen, denn aus meinem Hause gehe ich nicht."

„Armer Fritz, arme Beate, Heinrich hatte recht, als er sagte, die Herzen der Unseren seien zu eng, sie könnten eine fremde, arme Maid nicht drin aufnehmen — sie würden sich nur weiten, wenn blinkendes Gold ihnen entgegenblitze. Wie traurig, daß ich diesem Urteil über die Meinen zustimmen muß. Ich weiß auch gar nicht, woher Oheim Walter diese kalte Herzlosigkeit hat — dein lieber Vater hatte sie nicht, und ich habe sie, Gott Lob und Dank, auch nicht. Mit Freuden, voll von Hoffnungen bin ich im Herbst hierher gekommen, mit Freuden, und mit bitteren Gefühlen der Enttäuschung gehe ich wieder heim zu meinem lieben Heinrich, der in seiner derben Ehrlichkeit mir bald wieder die Enttäuschungen des Winters überstehen helfen wird. Und ihr beide kommt bald einmal, nicht wahr, wenn der Frühling auch in

unsere Berge gekommen ist, mit Blüten und fröhlicher Vöglein Sang. Dann wollen wir, trotz ernster Zeiten, froh und glücklich sein, froh, weil es uns vergönnt ist, wieder zusammen zu sein, noch zusammen zu sein. Jetzt aber will ich noch einmal hinüber zu deiner Mutter, lieber Fritz, meine Mädels können noch 10 Minuten hier bleiben und mich dann drüben abholen. Behüt euch Gott. —"

Der Kuß, den Beate erhielt, den ersten eines Mitgliedes ihrer neuen Familie, erwiderte sie voll dankbarer Innigkeit und dann wandte sie sich und gab den drei Bäslein auch ihren Mund zum Kuß. Ina sah sie bewundernd an, ihre großen, blauen Augen, die in den letzten Tagen einen ernsten Ausdruck erhalten hatten, folgten ihr unablässig. Auch Lina hatte, trotzdem sie rosig und frisch aussah, doch um den Mund einen leisen Schmerzenszug, hatte sie doch auch Hermann seit jenem Abend nicht wiedergesehen, an dem das Unglück über ihren Väter und Ohm Walter gekommen war. Und ihre Liebe zu dem schönen Vetter mit den Feueraugen war doch so treu und fest und würde nie, nie aus ihrem Herzen weichen. Das wußte sie ganz gewiß. Die Erkenntnis dieser tiefen, reinen Liebe hatte sie glücklich und traurig gemacht, ganz wie sie es auf jenem Nachhauseweg den Schwestern als Wesen der Liebe klargemacht hatte. Gut, daß Mutter mit den Gedanken an Vater und mit den Packereien für die Heimreise zu tun hatte, so merkte sie doch nicht, daß Linas Augen trüber waren und ihr fröhlicher Sinn stiller wie sonst, sie schob es wohl auch auf den nächtlichen Schreck.

Nur Mina war glücklich, daß es wieder heim ging. Von ihrem kleinen Medikus hatte sie kürzlich einen Brief bekommen, den sie pflichtschuldigst der Mutter zeigte, trotzdem nichts darin stand, was sie nicht füglich für sich allein hätte behalten können. Der kleine Doktor schrieb nur, daß der Winter recht einförmig sei, geselliger Verkehr sei fast gar nicht, so sitze er abends meist zu Hause und studiere, lese und träume — träume von künftigen, sonnigen Tagen. Aber vom Boden habe er sich seinen alten Kinderrutschschlitten heruntergeholt und sause nun abends, wenn Mond und Sterne ihm leuchteten, den hohen Abhang vom Rosenhof hinab. Das sei eine gar herrliche Lustfahrt! Und wenn er dann langsam den Fußweg zum Rosenhof wieder hinaufging, den Schlitten hinter sich, dann grüße er auch immer hinüber nach dem dunklen Herrenhaus, das aus den winterlich kahlen Linden und aus den hohen dunklen Tannen auftauche. — Jetzt hätten sich ihm schon mehrere jüngere Herren mit ihren Schlitten angeschlossen — das sei ganz amüsant, aber hübscher sei es gewesen, als er allein in den stillen Winternächten seinen Gedanken hätte nachhängen können. — — —

„Ei, ei," hatte Mutter Editha gesagt, „was mögen das wohl für Gedanken gewesen sein, die unserem Freund so pläsierlich erschienen sind, mein Töchterchen?"

Minas Liebe ging also ihren regelrechten Gang und trotzdem machte das sie unbeschreiblich glücklich und diese Glückseligkeit prägte sich in ihrem ganzen Wesen aus. So war sie nun die muntere, heitere,

unterhielt sich lebhaft mit den jungen Verwandten und erzählte ihnen ausführlich die Geschichte jener Nacht nach dem 6. Januar. Auch Georg Specht, welcher seitdem noch mehrmals eine Abendstunde bei ihnen zugebracht hatte, wurde freundlich erwähnt, Ina aber rief in ihrer lebhaften, sprudelnden Art: „Das ist der hübscheste Offizier auf der Welt — zu dumm ist nur, daß er jetzt Napoleon dienen muß, statt seinem Kurfürsten — er hat mir aber was Geheimes gesagt, das darf ich nicht verraten, aber Napoleon wird schon sehen."

„Ja, mit Ina hat der junge Specht dicke Freundschaft geschlossen, ich will mich gar nicht wundern, wenn er eines Tages zu Vater kommt und Ina als sein Weib haben will," bemerkte Lina scherzend. Ina schien es aber für ernst zu nehmen. „Oho," rief sie entrüstet, „ich habe ihm neulich gesagt, daß ich niemals einen französischen Herrn heiraten würde."

„So? So weit seid ihr schon. Du bist ja noch ein kleines Mädchen," neckte Fritz und lachte.

„Bitte, unsere Großmutter Hattling hat auch mit sechzehn Jahren geheiratet," erklärte Ina eifrig und sie lachten alle über ihren Eifer, der ihr glühende Wangen gemacht hatte.

Drüben im Wohnzimmer von Frau Elsbeth saßen inzwischen die beiden Frauen in ernstem Gespräch.

„Sei klug, Elsbeth, erhalte dir die Liebe von Fritz, dein Alter wird sonst einsam sein — du bist eine so kluge Frau — tue es, nimm Beate als deine Tochter auf, sie ist eine Frau, wie unser Fritz sie braucht in

diesen schweren Zeiten — gehe nicht als kinderlose Frau durch die Welt."

Editha sprach warm und dringend, aber Elsbeths Sinn stand nicht nach Einschränkung, da, wo sie Jahrzehnte hindurch unbeschränkt geherrscht hatte.

„Es wird sich ja alles finden," meinte sie kühl, „leicht ist es entschieden nicht, eine Herrschaft abzutreten, die man so lange ausgeübt hat."

„Wer spricht denn von abtreten —" begütigte Editha, welche hoffte, mit guten Worten hier etwas zu erreichen, „nebeneinander sollt ihr beide euer Reich haben."

Sie brach ab und stand auf, da sie draußen ihre Töchter kommen hörte. Auch Elsbeth erhob sich und sagte mit leisem Neid in der Stimme:

„Du wirst nie vor solchen Entscheidungen stehen, die die Ruhe deines Lebens zu bedrohen scheinen, du hast Töchter —"

„Mein Sohn Christoph ist inzwischen auch zweiundzwanzig Jahre geworden und wer weiß, wie lange es noch dauert, bis er uns seine Hausfrau bringen wird. Vollbrecht ist keiner der jüngsten mehr, wenn unser Junge dann so weit ist, werden wir ihm den Rosenhof überlassen und uns nur einige Räume darin zum Wohnen einrichten."

Die Verabschiedung war kurz und förmlich, aber dann schritt Frau August Hattling noch lange im Zimmer auf und ab, überlegend, erwägend, der Vernunft Gehör gebend und doch dann wieder den egoistischen Trieben ihrer engen Seele folgend. Und aus diesen Gründen wich sie nicht von ihrem vermeint-

lichen Recht ab, sondern blieb stumm und starr dem Sohne ihres Gatten gegenüber, dem sie doch auf seinem Sterbebett gelobt hatte, ihn wie seine wirkliche Mutter zu umsorgen.

Fritz schritt am Nachmittag desselben Tages, als eben der erste Dämmerschein über die Erde lief, wieder die Treppe zur Wohnung seines Onkels Walter empor, aber er klopfte nicht am Wohnzimmer von Tante Juliane an, sondern ging den langen Korridor im Seitenflügel hinab und pochte hier an eine Tür, aus deren oberem Teil die Füllungen entfernt waren und statt dessen bunte Gläser schillerten. Ein mattes „Entrez" erscholl. Im Raum, den Fritz betrat, war noch helleres Licht, da große breite Fenster unverhüllt dasselbe einließen. Das lange Gemach war sehr wohnlich, ja, fast wie ein Damenboudoir eingerichtet — mächtige Perserteppiche deckten den Boden, hingen da und dort auch an den Wänden hinter einem Ruhebett oder einem Sitzplatz von mehreren bequemen Sesseln und niedrigen, maurischen Tischchen. Die Wände schmückten Bilder, meist ungerahmt und verschiedene Staffeleien mit angefangenen Bildern standen an den Fenstern. Im Kamin flackerte ein helles Holzfeuer, so war es ganz behaglich in dem schönen Raum, trotz seiner Größe. Dort am Kamin lag in einem niedrigen, langen Sessel, ein Eisbärfell unter den Füßen, Artur, der Maler.

Leicht hatte es ihm seinerzeit der Vater nicht gemacht mit seinem Wunsch, die Malerei zu studieren, durchzudringen, aber schließlich sprach auch hier der Stolz über das Talent des Sohnes mit. Artur war

wirklich ein Künstler geworden, hier entwickelte er Kraft und Energie, welche ihm sonst im Leben abgingen. Und so gleichgültig und lieblos er den Seinen gegenüberstand, denn er war genau so egoistisch wie seine Eltern, so interessiert und tiefempfindend war er andererseits, wenn seine Kunst in Betracht kam. Bei der kalten, strengen Erziehung des Vaters und der nachgiebig schwachen und törichten Liebe der Mutter, hätte ein Kind solcher Eltern von Natur aus einen sehr festen Charakter haben müssen, damit ein tüchtiger Mensch aus ihm werde — aber Artur besaß diesen Charakter nicht, er war wohl starr und eigensinnig, doch kein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Außerdem ging ihm seine Bequemlichkeit über alles. Für die Befreiung des Vaters ließ er seinen Bruder Hermann sorgen, der war ja Kaufmann und verstand es besser, das nötige Geld herbeizuschaffen. Heute Mittag hatte ihnen die Mutter mitgeteilt, daß Vetter Fritz einstehen wollte für den Vater und befriedigt über diesen Ausgang hatte sich Artur wieder in sein Atelier zurückgezogen. Die Arbeit hatte jedoch geruht — wozu auch jetzt Bilder malen, jetzt, wo niemand welche kaufen würde — er hatte am Kamin gelegen, ein wenig gelesen, ein wenig geträumt, über die Langweiligkeit des Lebens hier in Magdeburg geklagt. Und da hatte er den Entschluß gefaßt, baldmöglichst wieder hinauszuziehen, gen Süden in das warme, sonnige Land Italien.

Nun sprang er überrascht auf, als Fritz über seine Schwelle trat.

„Ah — unser junger Ehemann und glücklich Ge=

nesener, willkommen im alten Hause, willkommen auch in meiner Kemenate", rief er, in Gedanken an die italienische Reise gleich besser gelaunt, in liebenswürdigem Ton und legte dem Vetter die weiche gutgepflegte Künstlerhand auf die Schulter, „Mutter sagte uns heute Mittag, daß du in deiner bekannten verwandtschaftlichen Liebe und Anteilnahme das Lösegeld für unseren armen Märtyrer geben willst. Es ist uns entsetzlich unangenehm, es von dir annehmen zu müssen, aber —"

„Laß nur, Artur," unterbrach Fritz den Künstler, „dein Vater wird es dem Geschäft schon wieder ersetzen, denn natürlich habe ich jetzt auch die Pflicht, an mein junges Weib zu denken."

„Ja gewiß, übrigens meinen besten Glückwunsch, seid Ihr gut angekommen? Ich werde mir gestatten, deiner Frau Eheliebsten meine Visite zu machen, bin zu neugierig, wie diejenige aussieht, die es fertig bringt, fast eine ganze Familie in Aufruhr zu bringen."

„Wieso?"

„Weißt du das noch nicht? Deine chère mère und die meine, mein Vater und noch mehrere andere der verehrten Vettern sind mit dem Oheim Vollbrecht dem köstlichen, naiven Naturmenschen mächtig aneinander geraten, das heißt, wohl mehr innerlich, äußerlich fielen nur einige scharfe Worte. Aber der Groll gegen Vollbrecht, der deine Frau und dich in Schutz genommen hat, zeigt mir zur Genüge, wie unpassend und unrecht man seine Protektion für Euch findet."

„Armer Oheim“, seufzte Fritz.

„O, bedaure ihn nicht, er war urvergnügt, die Sache hat ihn sehr amüsiert — und mich mit.“

„Dich auch?“

„Ja weißt du, es war diesen Winter gar zu langweilig in unserer alten, dunklen Veste, die Herren Franzosen machen sich zu breit und schnappen alles Gute weg. Da waren die kleinen Bäschen aus dem Harz in ihrer frischen Lebendigkeit zuerst eine kleine Abwechselung — die kleinen Mädchen freuten sich kindisch, wenn man sie so recht mit süßen, vergehenden Blicken ansah. Nach und nach wurden die aber auch langweilig, denn sie nahmen jedes leicht hingeworfene Wort für bare Münze. Mir schien dann der Winter nur ein großes Gähnen zu sein —, da kam deine Nachricht über deine Verlobung und Heirat — und wir hatten wieder etwas, was die Gemüter erregte und die Langeweile bannte. Dafür muß ich der jungen, fremden Base besonders danken.“

„Laß das lieber“, äußerte Fritz langsam und stand von dem Sessel auf, auf den er sich beim Eintritt niedergelassen hatte. Mit finster zusammengezogenen Brauen trat er an eines der breiten Fenster und schaute hinaus. Drüben hob sich das dunkle Ziegeldach der Kirche in den lichten Abendhimmel, an dem schon einige Sterne flimmerten — leise klang die Abendglocke an. —

„Es ist sonderbar“, sagte Fritz und seine Stimme zitterte leicht, „wie eine so ernste Angelegenheit anderen zum Pläsier dienen kann.“

„Na, nimm das doch nicht so tragisch, Fritz, du

weißt ja, ich bin nun mal ein Künstler und habe deren leichten Sinn und rasches Blut. Ich werde mir bei der jungen Madame Hattling Absolution holen. Wenn sie wirklich ein Engel ist, wie du schriebst, wird sie sie mir gewähren. Rauchst du ein Pfeifchen?"

Artur hatte sich erhoben und im flackernden Licht des Kaminfeuers zwei kleine Pfeifen vom Ständer genommen. Nun bot er die eine dem Vetter an.

„Danke", sagte Fritz, „ich rauche jetzt nicht."

„Eine Friedenspfeife, alter Junge", bat Artur.

„Nein, nein, um diese Stunde rauche ich nie."

Er schritt langsam auf den weichen Teppichen auf und ab.

Die Flammen aus dem Kamin leuchteten über seine hohe, schlanke Gestalt, über sein schönes, dunkles Gesicht, das jetzt so finster aussah.

„Ich hatte eigentlich eine Bitte an dich richten wollen, Vetter", begann er nach einer Pause wieder und blieb neben Artur stehen, der sich wieder in seinen Sessel geworfen hatte, „aber—"

„Nun aber?"

„Du solltest mich für meine Frau malen —"

„Oh — gewiß, gern —" Artur sprang auf, jetzt war der Künstler in ihm geweckt, lebhaft ging er zum Tisch, nahm einen Leuchter und zündete ihn mit dem Fidibus an — „wie und wann? — Fritz, das ist ein netter Gedanke von dir — ja so, ich wollte ja nach Italien — hats Eile, Vetter? Oder hat es Zeit, bis ich im Herbst zurückkomme?"

„Es hat Zeit — reise du nur — es ist mir sogar

lieber, wenn du das Bild erst im Herbst vornimmst, bis dahin sind vielleicht die jetzigen Verhältnisse in unserer Stadt durch die Franzosen andere geworden, bessere."

„Glaubst du? Ich bezweifle es, unser Heer ist nicht imstande, den Feind aus den Landen zu treiben."

„Das wäre recht traurig, ich denke besser von unseren braven Soldaten — du hast sie nicht bei Jena gesehen, nicht ihre Verzweiflung gehört über unsere Niederlagen."

„So was sieht und hört man hier auch genug. Mein Vater ist ja eben ein Märtyrer des Vaterlands. Übrigens, wann kann ich die Lösungssumme bekommen, damit ich unseren schwer Geprüften wieder frei machen kann?"

„Komm nur morgen früh ins Kontor, ich bin schon bald dort, denn es ist viel zu tun. Glücklicherweise sind heute wieder einige größere Bestellungen eingegangen, die Menschheit muß sich doch kleiden. So sind wir Tuchhändler immer noch besser daran wie die Zichorienfabriken draußen in der Sudenburg. Messerschmidt erzählte mir heut, wie man den Ärmsten da draußen mitspielt. Die Fabriken zerstört und niedergerissen, die Steine zu Bauten für Schuppen benutzt, wo sie ihre Pferde und Bagage unterbringen. Und so tatenlos zusehen müssen — das ist hart."

„Ah bah — errege dich nicht, mein Lieber, der Stärkere hat nun einmal das Recht und es sind auch charmante Leute unter den französischen Offizieren. Lerne sie nur erst kennen."

„Mich verlangt nicht nach ihnen, und ich hoffe, daß der Oberst, welcher unten in unserem Hause wohnt und welcher gewiß der Angeber für die Verhaftung deines Vaters war, baldmöglichst sein Bündel schnüren wird. — Doch verzeihe — meine Zeit ist um, Beate wird mich erwarten — also morgen früh."

Die Vettern reichten sich die Hand, leicht lag die eine in der anderen, — es hatte nie Freundschaft zwischen den jungen Verwandten bestanden.

Langsam und schwer schritt Fritz den durch ein schwaches Öllämpchen erhellten Flur entlang. In seiner Seele tönten noch immer Arturs Worte, daß man scharfe Worte gegen seine Heirat gesprochen hatte, scharfe auch gegen sein holdes Weib. Darum also das sonderbare Benehmen seiner Mutter, darum das Nichtwissen des Namens Beate von seiten Tante Julianens, das ein Nichtwissenwollen gewesen war. Hier im eigenen Haus ein ungreifbares und doch sichtbares Entgegenstemmen und draußen? Bei den anderen Verwandten, ob es da besser sein würde? Tante Editha ging, sie mit ihrer verständnisvollen Liebe ließ seine Beate allein. Aber war er nicht ein Mann — konnte er nicht streiten um den rechten Platz für sein Lieb? Wenn sie kämpfen wollten, sie sollten ihn finden — zu jeglicher Zeit!

„So, nun wollen wir es uns aber recht gemütlich machen," rief Fritz, als Christel, die durch Franzens Hilfe bald gefundene junge Magd, die Suppenteller, Brot und Schinken vom Tisch abgenommen hatte — der Schinken war aus der Heimat im fernen Thüringen mitgekommen — „und dann wollen

wir bei einem Festglase schönen Weins die Pläne für unsere Wohnung oben im Giebel zeichnen. Es ist dir doch recht, Liebchen, wenn wir unser Heim nach oben verlegen? Das hier kann ja das Staatszimmer werden."

„Aber selbstverständlich, mein Fritz."

Geschäftig ging die junge Frau ab und zu, legte eine feine, zierlich gestickte Leinendecke über den großen Eichentisch, holte auch aus einem Wandschrank zwei schön geschliffene Gläser, legte noch einige Scheite Holz in den Ofen und stand dann und schaute hinüber zu ihrem Gatten, welcher, den Kopf in die Hand gestützt, gedankenvoll mit dem Stift die Figuren der Stickerei in der Decke nachzog. Ihr Gesichtchen nahm einen ängstlichen Ausdruck an.

„Fritz," rief sie endlich angstvoll, als der sinnende Mann am Tisch gar nicht mit seiner Beschäftigung aufhörte.

„Ja Beate?" fuhr Fritz auf.

„Was ist dir denn, mein Herzensmann — du bist heut so anders wie sonst — so kenne ich dich noch gar nicht?" Beate war zu ihrem Mann getreten und hatte liebevoll ihre schlanken Arme um seinen Hals gelegt.

„Du —" fuhr sie fort und drohte mit dem Finger, „ich bin nun deine Frau und habe das Recht, zu wissen, wenn dich Sorgen drücken. Guck, ich hab dich doch so über alles lieb und kann nicht sehen, daß du so nachdenklich dasitzt. Hast du Sorgen im Geschäft, Fritz?"

„Nein," lächelte der, „wenigstens ich nicht mehr

wie andere hiesige Handelsherrn auch. Natürlich ist die Zeit jetzt keine rosige — aber sorge du dich nicht, mein kleines Motschekek*) — —"

„Ich sorgte mich ja auch nicht, Liebster. Die kurze Zeit unserer Ehe, hat mir ja nur täglich deine Liebe gezeigt."

„Nun also —"

„Ja, aber du hast doch etwas! Ich kenne doch meinen Fritz und sein liebes Gesicht. Und wenn es auch noch nicht so gar arg lang her ist, daß ich beides zum ersten Mal gesehen hab, so durfte ich es doch dafür seitdem täglich gründlich studieren. Du weißt doch, Vater ist für das Gründliche und hat es uns gelehrt. Und so kenne ich nun dein Gesicht wie — nun wie meine Seele, vielleicht besser. Denn dein Gesicht kann nichts verbergen, während meine arme Seele sich gar oft Täuschungen hingibt."

„Täuschungen hingibt," wiederholte Fritz und in seiner Stimme klang ein schmerzlicher Ton. Er preßte sein junges Weib fest an sich und küßte heiß das wellige Goldhaar, den weißen, runden Nacken, der aus dem kleinen runden Ausschnitt des Kleides leuchtete.

„Ist es das — Fritz?" flüsterte Beate.

„Ach — laß — komm, nun wollen wir fröhlich sein!"

„Nein, nein, nicht so — du mußt mir erst sagen, daß du dir den Empfang von deiner Mutter nicht zu Herzen nehmen willst. Guck, mein liebster Mann,

*) Marienkäferchen.

ich habe ja dich und ich weiß, daß du mir die Heimat, die Eltern und alle Liebe dort ersetzen willst und ersetzen wirst. Denn du liebst mich wie ich dich, unsere Liebe ist so klar wie ein Waldquell in den schönen Bergen daheim und so unversiegbar wie ein solcher. Und aus diesem Quell, Liebling, schöpfe, wenn deine Kraft im Leben nachlassen will, er birgt immer nur das Beste für dich, denn es ist mein Herz und das lebt nur in dir — —"

„Du Glücklicher," sagte eine leise Stimme von der Tür her. Fritz und Beate fuhren erschrocken in die Höhe, aber sogleich auch rief Fritz freudig: „Eduard!" eilte nach der Tür und zog einen jungen Mann ins Zimmer. Der Fremde war von gleicher schlanken Größe wie Fritz, nur blond und kräftiger wie sein Freund. Ein paar blaue Augen blickten treu und etwas träumerisch über blonde Wimpern hinüber zu der jungen Frau und eine große, bräunliche Hand, zu der die Farbe der unteren Gesichtshälfte paßte, streckte sich ihr entgegen. Freundlich legte sie die ihre hinein.

„Das Herz, was durch diesen lieblichen Frauenmund spricht, paßt zu dieser Hand. —" Eduard sagte es und es sollte wohl scherzend klingen, aber sie fühlten alle drei den heiligen Ernst dieser Minute, „— es ist fest wie diese, in Arbeit und schweren Pflichten fest geworden und doch so warm, so weich geblieben, nur erstarkt im täglichen Ringen mit des Lebens Lasten. Und nun verzeihen Sie mir, Frau Beate, daß ich hier so eindrang, Ihre letzten Worte mit anhörte, seien Sie dem Freunde Ihres Fritz ein

milder Richter. Mein Willkommen für Sie in Ihrer neuen Heimat soll Ihnen alles Glück, allen Segen, alles Gute von Gott unserem Herrn wünschen."

„Ich danke Ihnen, Herr Eduard — Sie sind mir ja schon längst kein Fremder mehr — mir werden Sie hoffentlich auch ein Freund, wie Sie es Fritz sind."

„Ich bin es Ihnen schon," erwiderte Eduard leise.

„Na wirst du mich denn nun auch mal sehen, mein Lieber? Mir scheint, da sind zwei schöne Seelen zusammengekommen und schweben über uns in lichteren Sphären. Seid so gut und kommt wieder zu mir armen Erdenwurm." Fritz rief es lachend und legte beide Arme um Beate und den Freund, zog diesen dann ins helle Licht und betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„Wie siehst du denn aus, Edu? Aus welchem alten Kleiderkasten ist denn dein Röcklein? Wo hast du deine Uniform?"

Eduard faßte den altmodischen Rock, den er trug, an einem Zipfel und betrachtete ihn trüb und doch ehrfurchtsvoll.

„Ja, ja", sagte er seufzend, „er ist schon aus einem alten Kasten, mein Vater trug ihn schon — aber, ich war froh, lieber Junge, daß ich diesen wenigstens habe, da ich kein Geld hatte, mir einen anderen zu kaufen."

„Ja, aber du bist doch preußischer Offizier!"

„Preußischer Offizier? In deinem kleinen, weltentlegenen Dörfchen da unten in Thüringen hast du

wohl nicht gehört, wie es uns hier ergangen ist, weißt wohl nicht, daß es ein eigentliches Heer des Königs von Preußen nicht mehr gibt?"

„Eduard, das ist ja schrecklich — so entsetzlich dachte ich mir den Siegeszug Napoleons nicht," rief Fritz erschüttert und preßte den Freund auf einen Sessel nieder „das mußt du uns genau erzählen — komm, bei einem Glase Wein plaudert es sich besser. Wir wollten so wie so unserem Eingang hier durch ein Glas Wein ein wenig Weihe geben, denn an Familienfestlichkeiten zu Beatens Eintritt in die Familie ist jetzt nicht zu denken."

„Ich weiß — dein Onkel Walter wird von den Franzosen festgehalten —"

„Ja, man will nur ein Lösegeld — nur 10000 Taler! Die arme Tante Juliane konnte es jetzt nicht allein beschaffen, erst als ich kam und es durchs Geschäft anweisen lassen konnte, kann nun Onkel morgen erlöst werden. Die Zeiten sind schwer für uns Geschäftsleute, aber wie ich sehe, auch für Euch die Ihr des Königs Rock getragen."

„Und wie schwer, das will ich dir erzählen. Aber zuerst will ich diesen schönen Kelch heben und den kostbaren Inhalt auf dein und deines holden, jungen Weibes Wohl leeren, auf dein und ihr Glück." Eduard hatte sich erhoben, schritt um den Tisch hinüber zu der jungen Frau, welche mit ihrem Strickzeug nun auch schon neben Fritz saß und stieß mit einem frohen Lächeln auf dem unschönen Gesicht mit ihr an. Hell klangen die Gläser, wie ein fein abgestimmtes Glockengeläut, welches aus weiter Ferne

zu uns dringt, zusammen, denn auch Fritzens Glas mischte sich darein.

„Erst sag mir mal, lieber Edu, woher du weißt, daß wir hier sind. Ich schrieb dir wohl den Tag meiner Vereinigung mit Beate, aber nicht unsere Ankunft," fragte Fritz.

„Franz begegnete mir heute, als ich wieder mal ging, mir eine Beschäftigung zu suchen —"

„Eduard!" rief Fritz von neuem erschreckt aus.

Die träumerischen blauen Augen des Freundes, das einzig schöne in seinem Gesicht, das blaß und schmal war, schauten trauriger noch wie sonst hinüber zu Fritz, schauten weiter in ein anderes Augenpaar, groß und licht wie milde, wärmende Sonnenstrahlen. Trüb nickte er dann vor sich hin, während seine magere Hand, auf der die blauen Adern scharf hervortraten, mit dem blitzenden Weinkelch vor ihm spielte.

„Es ist so, Fritz", begann der junge Offizier dann leise, als ob ihm die Worte schwer wurden. „Du mußt die ganze Kette unserer Erniedrigung kennen lernen, du mußt auch mein Schicksal wissen — es ist, seitdem wir hier zum letzten Mal fröhlich zusammen gesessen haben, ja ein ganzer Erdteil fast geändert worden. Gleich einem Vulkan brach es über uns herein, wie glühende Lava floß es um uns und nahm uns alles — alles! Jetzt waten wir durch heiße, giftige Asche, jeder Schritt wird schwer, jeder Atemzug kostet uns Anstrengung. Und warum? Weil, als sich die Falkenaugen des großen Preußenkönigs geschlossen hatten, wir gedacht haben, ihr klarer,

durchdringender Blick reiche bis in unsere Zeit. Weil wir gedacht haben, der Klang seiner Siegesfanfaren schrecke auch heute noch die Gegner der Potsdamer Wachtparade! Ja, wenn sie nur gewacht hätten! Aber sie schliefen alle — und wir mit ihnen. Und während wir in süßen Träumen ruhten wie die Kinder an dem Weihnachtsabend, verrosteten unsere Schwerter und in unseren Kanonen bauten die Schwalben ihre Nester und brüteten dort ihre Jungen aus und die Kinder der Stadt betrachteten sie auch als ihr Spielzeug, stopften Steine hinein und Gras und Erde. Da wuchs Unkraut heraus. Und dieses Unkraut reichte man den Soldaten statt Brot, die sich da unten in Ihrer Thüringer Heimat sammelten, um gegen den Vulkan zu kämpfen, welcher unsere Städte, Dörfer und Felder vernichtete. Da hatten diese armen Menschen natürlich keine Kraft, keinen Mut! Und es war niemand da, der sie mit wuchtigen Worten angefeuert hätte, der Eine, Einzige, der es getan, der mit Todesverachtung gegen die fremde Völkerlava ankämpfte — er sank vom Pferd — sein Schwert zerborst — seine schönes Auge brach im Tod — —"

„Ich habe ihn gesehen", sprach Fritz leise und erschüttert, „zwei Tage vor seinem Tode. Ich begegnete ihm auf der Landstraße, nicht weit von Saalfeld. Er erkannte mich wieder, war es doch kaum ein Jahr, daß er hier bei uns in unserem Hause geweilt hatte. So rief er mir einige Worte zu, deren freundlicher Klang mir noch heute im Ohr liegt."

„Du sprachst in deiner Fieberhitze viel von dem herrlichen Prinzen Louis Ferdinand und ich staunte,

wie du so vertraut mit ihm warst", flüsterte Beate, deren seelenvolle Augen in Tränen schimmerten.

„Wenn wir einen Sohn einst unser Eigen nennen können, meine Beate, soll er Louis Ferdinand heißen, — aber sprich weiter Eduard, sprich von unserer Vaterstadt und ihrer schmählichen Übergabe."

„Von Magdeburg soll ich dir sprechen? Von uns muß ich es — denn wir sind die Schuldigen. Wir schliefen ja! In der Junkerschule des Prinzen Louis Ferdinand, in der ich zum Offizier ausgebildet wurde, lag harte Strafe darauf, wenn sich einer der Zöglinge verschlief. Auch wir haben eine harte Strafe erhalten. — Uns weckte der Donner der Geschütze bei Jena, aber ihr ferner Hall klang siegesfroh in unsere Ohren. Mitte Oktober kam Kunde, daß die Preußen bei Jena Napoleon besiegt hätten. Da kam ein Freudenrausch über uns! Die Fahnen wehten mit den Herbstblättern um die Wette, die Menschen drängten jubelnd in den Straßen, schrien Vivat und waren wie berauscht. In Schropps Weinstube gab es an jenem Tag — es war der sechzehnte Oktober — freie Zeche. Die Stuben wurden nicht leer, Offiziere und Beamte, die Kaufherren sowohl wie die Handlungsbeflissenen, alles, alles drängte sich dort, hielt donnernde Reden. — —

Dann aber kam ein leises Wort, wie geflüstert — wie ein kleines weißes Wölkchen am blauen Himmelszelt zuerst über die blauen Berge klettert — plötzlich ist doch des Himmels Bläue verschwunden und krachender Donner folgt fahlen Blitzen. Erst war es ein Wort, dann wurde es ein Jammerschrei, ein Schrei aus tau-

send Kehlen. Und die das Wort gebracht hatten, das schreckensvolle Wort von Niederlagen und mörderischen Schlachten, es waren fliehende Soldaten. Anfangs wenige — dann ganze Regimenter, sie wälzten sich förmlich herein, selbst die Pferde schienen die Angst ihrer Reiter zu teilen. Hier auf dem breiten Weg staute sich die Flut der fliehenden Heere — hier stöhnten Verwundete, ächzten die Tiere, starrten die Kanonenrohre kalt und unheimlich in die Luft. Die Anwohner konnten ihre Häuser nicht verlassen, wer draußen war, konnte nicht hinein. Dann ging es von hier weiter in zügelloser Flucht, als plötzlich die ersten Franzosen vor den Toren der Festung auftauchten.

O Fritz und Beate, unser Erwachen damals war furchtbar! Nun wurden die Tore geschlossen, in fieberhafte Eile für die Verteidigung gearbeitet, und da fand es sich, daß die Kanonen unbrauchbar waren, daß Steine darin waren. In den Bastionen, den Revelins, im Tempelhoff selbst, zu dessen Verteidigung allein 30 000 Mann gehört haben würden, war nichts in Stand, fehlte es überall an Mannschaften. Warum hatte man nicht die Fliehenden zurückbehalten? Verzweiflung faßte uns alle. Hin und wieder kamen noch kleinere Trupps der Unsrigen vor die Festung und begehrten Einlaß, meist ein Offizier mit einigen Mann Soldaten. So kam auch ein Leutnant von Hirschfeld eines Tages an — er hatte mit 30 ermatteten Reitern 62 Mann Franzosen angegriffen, Kavallerie hatte sechs Gefangene gemacht neben 7 Stück Beutepferden — draußen bei Neuhaldensleben war es gewesen. Er wußte uns auch

zu sagen, daß General Guyet mit zahlreicher Kavallerie bei Wolmirstädt stehe, und bei Wansleben ein Lager des Marschall Soult sei. —

Das waren nur einzelne Lichtblicke in den schweren, traurigen Tagen Magdeburgs. Die Prahlkleider*), welche man am 16. Oktober so stolz und prunkend getragen hatte, lagen längst wieder im Kleiderkasten, statt dessen kleidete sich die reichste Dame einfach — und in den Häusern legte man das wertvolle Silber in die tiefen Wandschränke — — —

Tag und Nacht wichen wir nicht von den Wällen. Bei einem Ausfall, den ich mit einer Abteilung machte, um draußen zu rekognoszieren erhielt ich einen leichten Streifschuß am Bein — so war es mit meiner Kampfeswut für — wie ich dachte, ein Weilchen nur — vorbei. Und Fritz —" Eduard sprang auf und faßte krampfhaft nach dem Arm des Freundes, umspannte ihn fest — „ich habe — geweint — zum erstenmal als Mann geweint, als ich die dröhnenden Schritte der Unseren hörte, wie sie hinauszogen aus den Toren unserer schönen, alten, stolzen Veste, hinaus, um sie dem Feind zu überlassen! Ich hörte das Knirschen ihrer Zähne — ich sah durch meine rinnenden Tränen hindurch ihre bleichen, unglücklichen Gesichter! Ich schämte mich für meinen Kommandanten — der nun da draußen vor dem Sudenburger Tor neben dem französischen Marschall Ney hielt und mit ihm die Parade über die abziehende Garnison abhielt. Ich schämte mich, Fritz, ich wollte die Kugel, die mich nur gestreift, wäre mitleidiger gewesen, dann

*) Ausdruck für Staatskleid

hätte ich diesen unglücklichsten Tag meines Lebens nicht erlebt. Schon Jena hätte ich nicht zu überleben gewünscht — aber dieses war noch viel härter! Dort war es der Verlust Louis Ferdinands, des angebeteten Herrn, welcher mein Herz bluten ließ, aber dieser Tag riß es in Stücke. Und dann — dann mußte ich mein Ehrenwort geben, während eines Jahres nicht gegen die Feinde zu kämpfen — und möchte einen jeden doch mit diesen meinen Fäusten niederhauen, weil — weil ich keine andere Waffe mehr haben darf."

Es klang tiefer Schmerz aus den Worten des jungen Offiziers, er legte den Kopf auf den Tisch, in seine Arme und ein qualvoller Seufzer entrang sich seinen Lippen.

Da stand Beate plötzlich neben ihm und legte ihm sanft und zart die Hand auf das ruhende Haupt. „Eduard" sagte sie, und ihre Stimme klang so klar und hell, so tröstend wie die Stimme eines weissagenden Engels, „Sie müssen nicht mutlos sein. Ein Tag wird kommen, an dem Sie wieder die Waffen tragen können, die Ihnen die Lava weggerissen. Ein Tag wird kommen an dem auch Sie wieder das Morgenrot der Freiheit begrüßen können. Ein Tag wird kommen, wo auch hier wieder die Farben Ihres Königs und Herrn wehn, der ja nun auch mein König und Herr ist. Aber dieser Tag wird solchen folgen die schrecklich waren, die Menschenleben forderten, die Wunden schlagen werden. Möchte Ihnen dann ein besseres Schicksal beschieden sein — eines Siegers Freude!"

„Ich werde dann an deiner Seite stehen, Eduard, mit dir kämpfen —" rief Fritz begeistert.

„Fritz — du — mein Gatte?" Erbleichend taumelte Beate und ließ den Arm von des Freundes Haupt sinken.

Mit liebereicher Zärtlichkeit zog Fritz sein junges Weib an sich, strich ihr sanft über das blonde Haar.

„Möchtest du fern stehen, wenn es galt Kranke zu pflegen in deinem Dorf? Not zu lindern und Tränen zu trocknen? Nein, nicht wahr, du schüttelst dein liebes Köpfchen. Nun sieh, Beate, unser Vaterland ist auch jetzt krank und die Not wird kommen, die viel gesunde Arme brauchen wird, um sie zu bannen. Und wenn ich da dereinst helfen will — wirst du mich wirklich daran hindern wollen? Ich hoffe nicht." Beate grub den Kopf tiefer in ihres Mannes Arm, an seine Brust, am Zittern ihres Körpers merkte er, daß sie weinte.

„Liebling, mein Motschekeu, beruhige dich doch, morgen gehe ich ja noch nicht fort."

Da hob sie den Kopf, auf ihren Wangen blitzten die Tränen, aber ein Lächeln lag um den festen Mund. Demütig faßte sie nach seiner Hand.

„Verzeih mir Fritz, — aber guck, ich bin nun halt erst eine Frau von wenigen Tagen und der Gedanke mich jetzt von dir trennen zu müssen, wollte nicht in meinen Sinn hinein. Es war ja keine Schwäche, es war nur Liebe. Glaubst du mir?"

Er nickte ihr zu — es war ihm selber wehmütig genug ums Herz — überhaupt hatte der erste Tag seines Zuhauseseins auf Schritt und Tritt ihm Wider-

wärtiges entgegengebracht, so daß sein Herz bedrückt war, wie noch nie. Dazu nun die Erzählung des Freundes über die traurige Vergangenheit, und die Gewißheit einer kommenden, sorgenvollen Zeit, wo er doch gehofft hatte, seinem jungen Weibe mit seiner heißen Liebe auch ein sorgenloses, ja ein glänzendes Los bieten zu können, und nun? Es war ihm, als seien goldene Traumkugeln vor ihm aufgestiegen, so greifbar wie das Haar seines Weibes, so duftig wie dieses, und als seien sie in der blauen Eisluft des kalten Wintertages zu Staub zerfallen.

Mit einer Bewegung des Hauptes schüttelte er das lockige Braunhaar zurück — so versuchte er die drückenden Gedanken los zu werden — rasch zog er Beate wieder auf ihren Sitz, füllte die Gläser von neuem und rief, indem er sein Glas erhob, leuchtenden Blickes:

„Die Sorgen gebannt, Ihr Liebsten, glücklich in die Zukunft geschaut, es wurde noch keiner zu Schanden wer Gott dem Herrn vertraut."

In das helle Klingen der Gläser hinein klang ein Klopfen an der Tür.

„Herein," rief Fritz.

Auf der Schwelle stand Artur. Die große Gestalt leicht vornübergebeugt, die grauen Augen in unverhohlenem Entzücken auf die junge Frau gerichtet, welche noch mit dem feinen Kelch in der erhobenen Hand unter dem Licht des weitarmigen Leuchters stand, der in dunklem Eisen von der Decke des Zimmers hing. Rasch trat er näher und legte dem Vetter den Arm um die Schulter.

„Ich sah Euer trauliches Licht, Vetter, es lockte mich, es schien mir warm hinein in mein einsames Junggesellenherz, so verzeih mir mein spätes Kommen, und laß mir die Ehre zuteil, meiner verehrten, schönen Base die Hand küssen zu dürfen. Sie gestatten mir diese schöne Frauenhand in ehrfurchtsvollster Verehrung, Beate?"

Mit diesen Worten war er schon zu Beate getreten, nahm die Hand, die sie ihm ein wenig scheu entgegenstreckte und drückte einen leichten Kuß darauf. Seine Augen, heiß und funkelnd, ruhten dabei in den ihren, so daß sie sie schnell senkte und rasch die Hand zurückzog.

„Nicht, bitte nicht," sagte sie rasch und ihr Herz klopfte dabei, „ich bin das gar nicht gewohnt — es ist nicht Sitte bei uns."

„Aber bei uns," scherzte Artur, „und da Sie nun einmal zu den Unseren gehören, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, holde Base. Ich darf deine Frau doch so nennen, lieber Fritz?"

„Wenn sie es dir gestattet?"

„O, das wird sie schon, wir werden bald gute Freunde sein, nicht wahr? Ah, — Herr von Marus, guten Abend, wieder ganz gesund. Es tat mir furchtbar leid, als ich von Ihrer Verwundung hörte. Pech, daß Sie nun auch gerade durch so eine Sache hier bleiben mußten."

Nun saßen sie alle wieder unter den flackernden Lichtern. Leise knisterten im Ofen die großen Buchenscheite, sprühende Funken stoben knackend hin und wieder heraus — und leichter, bläulich duftiger Rauch

wob einen feinen Schleier um Beates gebeugtes Haupt — Fritz hatte die Pfeifen aus der Ecke geholt.

Artur sah unverwandt hinüber zu der jungen Frau. Ihm schien es, als habe er lange, lange Zeit nicht solch reizvolles Geschöpfchen gesehen. Diese Haarfarbe, und diese Augen. Wenn sie sie zu ihrem Manne aufschlug, blitzte es darin wie Sonnenfunken auf tanzenden Wellen, und wenn sie ihn anschaute, dann lag ein Ernst in diesen jungen Frauenaugen, so tief, so unergründlich — wert ihn zu ergründen. Und dieser Hals, der sich aus dem Ausschnitt hob. Wie weiß und zierlich war er, daran merkte man nicht, daß sie ein Mädchen vom Lande war, nur an der Hand, die er vorhin geküßt — sie war rauh und zeigte Spuren harter Arbeit. Hoffentlich wurde die besser, denn harte Hände waren nicht sein Geschmack. Wohlgefällig betrachtete er seine beiden schlanken Hände, aber sein Blick glitt doch gleich wieder hinüber zu der jungen, fleißigen Frau, denn das Strickzeug klapperte schon wieder leise in den kleinen, rauhen Händen.

Merkwürdig! Wenn Arturs Mutter oder Tanten das Strickzeug des Abends am Familientisch bearbeiteten, war ihm das gar nicht unangenehm, aber hier störte es ihn. Er hätte es viel schöner gefunden, wenn diese Nadeln still geruht hätten, und plötzlich bog er sich hinüber und legte seine Hand auf ihre Arbeit. Erstaunt sah sie ihn an und senkte doch, erschrocken vor seinem Blick, sogleich die Augen wieder nieder

„Wollen Sie mir die erste Bitte, die ich an Sie richte, liebe Base, erfüllen?"

Die hellen, braunen Augen hoben sich wieder, fragend sah sie ihn an.

„Legen Sie das Strickzeug fort, bitte."

„Aber Fritz braucht so notwendig Strümpfe," stotterte Beate.

Lachend sprang Fritz auf.

„Nicht doch mein Lieb, — Vetter Artur hat ganz recht, lege nur das Strickzeug bei Seite, so eilig sind die Strümpfe nicht, barfuß werde ich noch nicht zu gehen brauchen."

Gehorsam wollte Beate das Strickzeug zusammenlegen und stand auf, um es fortzutragen. Und wie sie so durch das Zimmer ging, leichten sicheren Schrittes, folgten ihr wieder die grauen Augen Arturs — —

„Du, Fritz," sagte er plötzlich, mitten in eine Unterhaltung über die Unterdrücker hinein, „ich reise jetzt doch noch nicht nach Italien, wenn du also deinen Auftrag aufrecht erhalten willst?"

Fritz legte mit einem Blick auf Beate den Finger auf den Mund und nickte nur.

Durch Arturs Herz zog ein Gefühl der Befriedigung, welches doch nichts mit seinem Künstlertum zu tun hatte, aber er wußte selbst nicht recht, warum er so plötzlich die festbeschlossene Reise nach Italien aufgegeben hatte. Grübelnd schaute er wieder nach der jungen Frau.

„Sie wissen, daß ich Maler bin, schöne Base, darf ich Sie bitten, mich auch einmal in meinem Atelier zu beehren? Wie wäre es Fritz, wenn ich deine holde Frau im Brautkleid malen würde, so wie es Sitte ist in den Familien?"

Beate wollte aufspringen, nein rufen, aus einer ihr unerklärlichen Angst heraus, aber Fritz rief auch schon so fröhlich sein Ja, daß sie nicht den Mut fand, ihm entgegenzutreten. Sie senkte den Kopf und sagte leise: „Wenn du es willst, Lieber — aber doch erst im Frühjahr, nicht wahr?"

## VI.

Nun war es Frühling geworden. Lange hatte man in jenem Jahr auf Sonne und warme Tage warten müssen, was in Magdeburg um so schmerzlicher empfunden wurde, als der Druck der Franzosen immer noch auf der unglücklichen Stadt lag.

Draußen, in den Vorstädten blühten die Kirschbäume, färbten sich die Knospen der Apfelbäume rot. Im leise wehenden, milden Wind flatterten weiße Blättchen und die Schwalben, die auch endlich heimgekehrt waren aus dem sonnigen Süden, fingen sie spielend und meinten zwitschernd, sie schmeckten süß wie die Blätter der duftenden Orangenblüte. Unter den wehenden Blättchen spielten die Kinder auf saftigem Rasen, flochten sie Kränze vom gelben Löwenzahn und formten Ketten von dessen Stielen, Ketten, die nicht drückten, sondern die der Frühlingswind mit leisem Atem auseinanderpustete.

Und in der Stadt drinnen machten die Menschen ihre Fenster weit auf und stellten ihre Lackstöcke in die warme Sonnenluft, damit sie neue Triebkraft bekommen möchten.

Was die Sonne nicht tut! Ihr warmer, lichter Schein zauberte in die bedrückten, sorgenvollen Herzen

wieder Hoffnung — einmal mußte es doch anders werden!

Schon hatte man am Kommen des Frühlings gezweifelt und er war doch plötzlich da gewesen — über Nacht, ganz heimlich war er mit aller seiner wunderbaren Pracht gekommen. So würde auch die Freiheit kommen, einmal, eines Tages! Empfangen wie eine hehre Lichtgestalt, wie man das Christkind empfängt, mit jubelnden Fanfaren. Und in diese Frühlingshoffnung der Menschen trug sich das schwere Leben leichter, begann man sich in das Unabänderliche zu fügen und die fremde Besatzung mit weniger scheelen Blicken anzusehen.

Auf dem breiten Weg spazierten mittags wieder die jungen Töchter der vornehmen Familien und ihnen schlossen sich jetzt nicht nur die junge, eingesessene Männerwelt an, sondern auch die fremden Offiziere. Denn die Magdeburger Besatzung hatte gute Zeit. Der Dienst war nicht streng, nicht allzu reichlich, an einen Überfall der Preußen, zur Wiedererlangung ihrer alten Festung, war nicht zu denken. Noch regte sich nichts im niedergedrückten Reich — noch hielt die Lava, die Asche alles überdeckt. Wer konnte auch jeden Tag die graue Asche wenden, um zu sehen, ob darunter nicht doch ein Feuer glimme? — —

Frau Juliane saß wieder viel im Erker, betrachtete durch ihr langgestieltes Augenglas die Lustwandelnden, rümpfte manchmal die feine Nase, schalt über diese oder jene Tochter bekannter Familien und stieg doch selbst eines Tages mit Wanda die breiten Stufen der Wendeltreppe hinab, beide in Staat, um

ein wenig Luft zu schnappen, wie sie zu Hermann sagte, welcher ihnen im großen Torweg entgegenkam.

„Fritzens sind auch soeben gegangen und ich komme auch gleich. Es ist wieder gar nichts im Geschäft zu tun," sagte der junge Mann und über sein hübsches, leichtsinniges Gesicht glitt, einen kurzen Augenblick lang, ein ernster Ausdruck, verschwand aber bald wieder, als er durch das weitgeöffnete Tor hinaus auf die sonnige Straße sah.

„Wir sehen uns also — au revoir chère maman und holdeste aller Schwestern."

Damit verschwand er im Treppenhause, man hörte sein eiliges Emporlaufen und Frau Juliane sah ihrem Liebling zärtlich nach. Dann nahm sie den Arm der Tochter und rauschte mit ihr hinaus in den Sonnenschein.

„Die Fritzens könnten übrigens auch was Besseres tun, als hier mittags spazieren zu gehen — als ob die junge Frau nichts zu tun hätte," meinte sie plötzlich, nachdem sie eine kleine Strecke gegangen waren. „Gewiß will sie nur gesehen sein — ihr niedliches Lärvchen soll bewundert werden."

„Ach — wer soll sie denn hier bewundern," antwortete Wanda achselzuckend und sah hinunter auf ihre Schuhe, ob die Kreuzbänder auch ordentlich über den weißen, feinen Strümpfen saßen, denn dort kam jemand, nach dem sie schon Tag für Tag ausgespäht hatte. Am Arm eines anderen Offiziers tauchte zwischen den Spaziergängern jener Mann auf, der einmal in ihrem Hause gewesen war, den sie seither wohl mehrmals noch vom Fenster aus

gesehen hatte, wenn er langsam auf der gegenüberliegenden Seite der Häuser vorbeigegangen war. Sein Blick hatte dann den ihren gesucht, sein Gruß war oft von einer Bewegung begleitet gewesen, die Wanda für eine Kußhand halten mußte. Daß sie, wenn der schöne Fremdling sich näherte, Herzklopfen bekam, schob sie auf den Haß, den sie für ihn hegen wollte, hegen mußte, weil er ihren Vater in schimpfliche Haft geführt hatte. Der Vater war zwar unversehrt wieder heimgekehrt, aber der Haß und die Wut gegen die Feinde waren seitdem nicht geringer geworden im Hause Walter Hattlings. Und eigentlich konnte doch der junge Offizier, dessen Namen sie noch nicht einmal kannte, nichts dafür, daß er Vater abführen mußte — er war doch auch nur ein Gehorchender gewesen. Wer weiß, wie schwer ihn jenes Verhängnis jetzt drücken mochte, denn — er liebte sie, das war augenscheinlich. Warum würde er sonst immer und immer wieder sie zu sehen versucht haben?

Und während Wandas Herz klopfte, daß sie meinte, man müßte es sehen können, sagte sie sich innerlich, daß nun die Zeit kommen müsse, die sie an jenem Abend sich gewünscht — und so erwiderten ihre Augen frei und voll Glut den feurigen Blick des vorüberschreitenden Offiziers. Ihr Fuß stockte einen Augenblick — sie wußte genau, es war Absicht, aber sie wollte ihn näher kennen lernen, trotzdem die Mutter dabei war — Mutter war ja so schwach ihr gegenüber. Und — ihr rasender Herzschlag stockte auch — wirklich, er drehte um, sie hörte es am Schritt und dann scholl neben der Mutter die Stimme, welche sie unter

tausenden wiedererkannt hätte: „Madame, ich begrüße den überaus glücklichen Zufall, welcher es mir heute endlich gestattet, den schönsten Frauen Magdeburgs meine Huldigung zu zeigen, Madame, darf ich die Ehre haben, mich Ihnen vorzustellen? René de Lantèlme."

Frau Juliane erschrack und blieb unschlüssig stehen. Da sah sie das junge, lächelnde, bräunlich dunkle Gesicht vor sich, die großen, feurigen Augen, die sie an Hermanns erinnerten — so harmlos, gar nicht wie ein schrecklicher Feind erschien der schönen Frau der junge Offizier, daß sie — zwar etwas vornehm und zurückhaltend — mit dem blonden Haupt nickte.

Lebhaft fuhr der Offizier fort: „Ich denke mit tiefem Bedauern jenes schrecklichen Abends, an dem mir der Befehl wurde, Ihnen den Gatten und Vater zu entreißen — o, Madame, o, mein Fräulein, es ist oft so unendlich schwer, den Soldaten von dem Menschen zu trennen! Ich sah damals Tränen in Ihren schönen, blauen Augen, mein Fräulein, — diese Tränen liegen noch heute gleich schweren Steinen auf meiner Seele."

„O," flüsterte Wanda und schlug die Augen mit leuchtendem Blick zu ihm auf, „wir wissen, daß Sie ja nur der Vollstrecker des Willens eines anderen waren."

„Und Sie zürnen mir nicht mehr?" Er beugte sich zu ihr nieder und sein Blick lag unverwandt in dem ihren.

„Ich? Nun, — noch ein wenig — nicht wahr, Mutter?"

„Wir Damen weniger," antwortete zögernd Frau Juliane. Es war ihr doch nicht so ganz angenehm, hier mit dem französischen Offizier gesehen zu werden, welcher ihren Mann verhaftet hatte, aber da sah sie beim Umschauen andere Mütter und Töchter auch mit den Feinden, die so elegant und hübsch waren und zudem wußte es ja niemand, daß es gerade dieser war, welchen sie in der traurigen Stunde kennen gelernt hatte und so setzte sie freier hinzu: „Aber unsere Herren sind natürlich anderer Ansicht."
„Ah — ich verstehe," lächelte der junge Mann, „es würde in anderem Fall gerade so bei uns sein. Für Ihre holde Gnade, Madame, meinen tiefgefühltesten Dank, Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen heute in der düstern Festung."

„Aber, Herr de Lantèlme," rief Wanda lebhaft, „heute ist es doch nicht düster — sehen Sie doch, wie warm die Sonne —"

„Warm nennen Sie das? O, mein Fräulein, Sie wissen nicht, was Sonne ist, was warm ist. Sie sollten den Himmel im Süden meines Vaterlandes, in meiner Heimat sehen! Er ist so blau, so blau und tief, wie Ihre Augen — die Sonne ist so warm — wie vielleicht Ihr Lächeln zu dem Geliebten —"

„Ich habe keinen Geliebten," unterbrach ihn Wanda rasch.

Ein heißer Blick sprühte zu ihr hinüber, erschauernd schloß sie vor ihm eine Sekunde die Augen.

„Dort in meiner Heimat, nahe dem schönen, blauen Meer, wachsen Palmen, reifen süße Orangen, duften herrliche, wilde Blüten. Dort ist es schön — so schön

— hier ist es kalt, o, ich habe gefroren in diesem gräßlichen, deutschen Land, in dieser kalten Stadt, welche doch ein Kleinod birgt — auf der ganzen Welt für mich nicht kostbarer und schöner."

„Monsieur," drohte Frau Juliane lächelnd mit dem Finger, denn sein Blick, der wieder auf dem jungen Mädchen an seiner Seite geruht hatte, zeigte deutlich genug, wer dies Kleinod sein sollte.

„O, Madame, verzeihen Sie mir, aber wir Südländer haben das Herz auf der Zunge — strafen Sie mich nicht." Bittend legte René die Hände zusammen und im scherzhaften Gespräch schritten sie weiter unter den Freunden, Bekannten und Fremden und als man sich verabschiedete, hatte man ein öfteres Zusammentreffen verabredet. —

Im Umdrehen gewahrten die Damen Vetter Fritz mit Beate, an ihrer Seite Eduard von Marus. Sie kamen im lebhaften Gespräch daher und Frau Juliane atmete doch erleichtert auf, als sie die Bemerkung machte, daß man sie noch nicht gesehen hatte. Es wäre ihr doch recht peinlich gewesen, gerade Fritz und dem preußischen Offizier gegenüber. So hob sie nur vornehm und etwas hochmütig das wohlfrisierte Haupt mit dem modischen Federhut und nickte freundlich herablassend zu dem Gruß der jungen Verwandten. Beate aber war flüchtig eine tiefe Röte in das zarte Gesichtchen gestiegen, wie das immer geschah, wenn sie einem der Verwandten begegnete. Nicht als ob offene Feindschaft zwischen diesen und ihr bestanden hätte, o nein — aber es war so eine herablassende Liebenswürdigkeit in ihrer aller Wesen, die der jungen

Frau demütigend vorkam. Und deshalb konnte auch sie sich nicht in ihrer ganzen, bestrickenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit geben — ihr Herz, ihr Mund war wie verschlossen im Familienkreise — nur wenn der Freund ihres Fritz bei ihnen war, war sie ganz die Alte, die sonnige, fröhliche Mamsell Pfarrer — wie Fritz sie dann oft scherzend nannte. Heute waren auch sie unter Mittag gegangen, um den schönen Frühlingstag zu genießen, denn am Nachmittag hatte Fritz im Kontor zu tun, als sie aus dem dunklen Torweg auf die belebte Straße getreten waren, hatte Fritz den Vorschlag gemacht, Eduard abzuholen, und kurz entschlossen waren sie über den Domplatz nach dem Fürstenwall zu gegangen, wo der junge Offizier ein Dachkämmerchen eines der dortigen Häuser bewohnte. Beate blieb vor dem Haus, als Fritz hinaufstieg den Freund zu holen — sie trat in die Sonne und ließ dieselbe auf ihren Körper scheinen, es war ihr, als müßte ihr das gut tun, als müßte ihr der warme, glänzende Sonnenschein eine Wärme in ihren Körper, in ihr Herz bringen, die sie entbehrt hatte, so lange sie nun schon in ihrer neuen Heimat weilte. Und dabei schaute sie über den breiten, glitzernden Elbstrom, wie Welle auf Welle vorübertrieb, unaufhaltsam mit leisem Rauschen. Welche Welle mochte aus dem heimatlichen Bach sein? Welche war es, die ihr die Grüße der Ihren drunten im lieblichen Thüringen brachte? Wie die Wellen im Sonnenlicht blendeten — wirklich, die Tränen steigen dabei in die Augen. Beate zog aus dem kleinen Beutel am Arm das Taschentuch, wischte sich die beiden, klaren Tropfen

aus den Augen und winkte dann nach den ziehenden Wellen. Das war ihr, als ob sie die Grüße erwidert hätte, die der Strom für sie in seinen Armen ihr entgegen trug. Und ihr Herz, das eben noch so schwer geschlagen hatte, hüpfte wieder vor Freude und ein Lächeln stieg davon in die Augen, in das Antlitz, denn sie hörte die Stimme des geliebten Mannes. Wenn er bei ihr war, dann war auch Sonnenschein in ihr, aber er mußte so viel abwesend sein.

„Grüß Sie Gott, Frau Beate, Sie kommen wie der lebendig gewordene Frühling in meine Einsamkeit. Ein herrlicher Gedanke von Ihnen — Fritz hat es vorgeschlagen? Nun, es ist ganz einerlei, — Sie sind mitgekommen und wo Sie sind Frau Beate, da ist immer Sonnenschein," rief Eduard fröhlich, als er zu Beate trat, sie zu begrüßen.

„Na, lieber Edu, sag' man meiner Frau lieber nicht zu viel solcher Liebenswürdigkeiten — ihr schadet's zwar nichts, denn eitel ist die kleine Frau nicht — aber es könnten's am Ende doch mal die lieben Klatschbasen hören, und da ließen sie dann erst recht kein gutes Härchen an meiner Kleinen. S'ist ohnehin —"

„Fritz," mahnte Beate leise.

„Na ja, laß man, es ist schon gut, mein Liebling. Du, übrigens wohnt der Edu in seiner neuen Kemnate da oben einfach greulich — haben wir nicht noch ein Kämmerchen für ihn frei?"

„Aber Fritz," wehrte nun Eduard.

„Das wäre doch herrlich, alter Freund, könntest mir helfen die Bücher führen, denn meine jungen

Leute sind alle weg, alle — wollen alle Soldaten werden, das Vaterland befreien helfen."

„Die Glücklichen," seufzte der junge Offizier und preßte die Hand auf das Herz, wenn doch dies schreckliche Jahr erst um wäre. Manchmal denke ich, ich kann das Leben so nicht mehr weiter tragen."

Beate blieb stehen und sah den Freund erschrocken an.

„Wie unrecht von Ihnen, Eduard. Wissen Sie denn genau, ob Sie den Zweck, zu dem Gott Sie ins Leben gerufen, schon erfüllt haben?"

„Gott hätte mich zu einem bestimmten Zweck gerufen?"

„O ja," sprach die junge Frau ernst, „Gott gibt jeglichen Menschen einen Lebenszweck, in irgendeiner Weise muß man ihn erfüllen. An den einen stellt er größere Anforderungen wie an den anderen, und Rechenschaft fordert er von uns auch darüber. Glauben Sie das nicht?"

Mit ihrem lieblichen Gesichtchen sah sie so ernstgläubig, so überzeugungsvoll zu ihm auf, daß er ihr unmöglich ein Nein erwidern konnte. So antwortete er nur zögernd:

„Es gibt so viele, viele Menschen, die zwecklos im Leben sind, die für niemanden zu sorgen haben, die, wenn sie fortgehen, keine Lücke hinterlassen — zu diesen gehöre auch ich."

„Wie garstig Sie sein können, Eduard, höre nur, Fritz, und zanke mal."

„Das kannst du viel besser als ich, Herzchen. Und wenn der Edu solche Anwandlungen hat, laß ich ihn

immer hübsch in Ruhe, da gehen die am schnellsten vorüber. Aber vielleicht gelingt es dir, sie gründlich zu vertreiben, und wenn dem so wäre, hättest du auch schon einen Lebenszweck erfüllt. Also man zu."

„Ach, Ihr seid alle beide abscheulich," seufzte Beate.

„Nicht doch Frau Beate, ich spreche nicht im Scherz, mir ist es bittrer Ernst um das, was ich sagte —"

„Das ist aber doch ein Unrecht — warten Sie nur ab, auch Ihnen wird das Leben noch mit einer Forderung entgegentreten."

„O ja. Schon das Vaterland fordert mich, meinen Arm, mein Schwert, ich warte ja nur dies entsetzliche Jahr ab, dann gehe ich hinaus aus diesen Toren, wenn sie bis dahin noch in des Korsen Besitz sind, — so gut wie andere, werde auch ich den richtigen Platz finden, wo man mich gebrauchen kann."

„Gott sei Dank, jetzt sprechen Sie doch wieder anders."

„Guck Fritz, da ist Tante Juliane und Wanda, müssen wir sie begrüßen?"

„Ja, Liebchen, wir wollen artig gegen sie sein."

„Ah, Fritzens," rief Tante Juliane erstaunt und winkte gnädig mit der Hand, in der das lange Augenglas flimmerte, „wie nett, daß wir Hausgenossen und nächsten Anverwandten uns auch einmal außerhalb des Hauses sehen — ich klage so wie so immer deiner lieben Mutter, lieber neveu, daß wir uns viel zu wenig sehen, viel zu wenig. Meine Wanda verlangt so sehr danach, deiner Frau näher zu treten. Aber Sie scheinen doch eine sehr gute Magd zu haben Frau Nichte, weil Sie schon am Morgen ausgehen können — das war sonst nicht Sitte in unserer Familie. —"

„Ich mußte schon diese Stunde wählen, verehrte Frau Tante, denn nachmittags habe ich zu arbeiten — und Beate ist so an die Luft gewöhnt von Hause aus, — ich sorge mich ohnehin um sie, sie hat schon Stadtfarbe."

Die zwei durch das Glas funkelnden Augen blickten prüfend die junge Frau an.

„Stadtfarbe? Ich finde, deine Frau hat immer viel zu sehr rote Backen — wie die Mädchen vom Lande eben sind — mein Geschmack ist mehr das blasse, durchgeistigte, wie es meine Tochter hat."

Beate errötete — leise zog sie am Arm ihres Mannes. Der blickte finster zur Tante nieder.

„Verzeihen Sie," sagte er rauh und seine Stimme zitterte leicht, „wir müssen weiter gehen, und wir halten Sie wohl auch nur von Ihrer Unterhaltung mit jenem französischen Offizier ab."

Er lüftete leicht den Hut, Beate neigte sich und schnell schritten sie Eduard nach, welcher schon weiter gegangen war.

Frau Juliane stand starr vor Staunen. Seit wann war es denn Sitte, daß die Jugend sich von einer älteren Verwandten verabschiedete — das war doch unerhört. Und wie ärgerlich. Hatten Fritzens Augen doch schon wieder gesehen, daß sie mit dem Fremden gegangen waren? Er sollte seine Augen auch wo anders haben — jetzt würde das natürlich bald die ganze Familie wissen. Ob sie ihn bitten würde zu schweigen? Vielleicht konnte sie sich hinter die junge Frau stecken. Die Fritzen war ja gewiß noch leicht

zu fangen, die war sicherlich froh, wenn man ihr einmal den kleinen Finger reichte.

Die beiden Frauen schritten schweigend ihrem Heim zu, jede hing ihren Gedanken nach, die Mutter grübelte darüber, wie sie das Bekanntwerden ihrer Promenade, mit dem Feinde ihres Hauses verhindern konnte, und Wanda rief sich jedes Wort, jeden Blick des schönen Fremden zurück, der, sie gestand es sich schon heute, einen tiefen Eindruck in ihr hinterlassen hatte. Ihr war als kämpften zwei heiße Herzen miteinander, aber ihr Herz würde nicht unterliegen, das war gestählt durch stillen Schwur. Sein Herz jedoch —, sie wollte es mit ihren Füßen zertreten, wenn er es ihr bringen würde. Und das sollte bald sein, kaum würde sie die Zeit erwarten können. Wie sie dann über das zuckende, zertretene Herz lachen wollte — lachen —

Und das schöne Mädchen lachte jetzt schon laut und hell, so daß ihre Mutter sie erstaunt und erschrocken ansah, denn das Lachen hatte sie aus ihren Grübeleien aufgeschreckt und auch die Vorübergehenden sahen verwundert die fröhliche Mamsell an.

Beate saß am anderen Tage am Fenster ihres Wohngemaches. Die Arbeit ruhte in ihrem Schoß. Das war ungewöhnlich, denn die kleinen Hände schafften sonst unermüdlich von früh bis spät.

Es war ein hübsches, großes Gemach, mit einfachen gradlinigen Möbeln ausgestattet, aber es hatte doch etwas unendlich wohnliches, behagliches, denn Blumen blühten an den Fenstern und vor Beate, neben ihrem Arbeitstischchen stand ein Käfig, drin ein gelbes

Vöglein lustig schmetterte. Das Vöglein hatte ihr eines Tages Onkel Vollbrecht geschickt, mit einem lieben, lustigen Brief, in großen ungelenken Buchstaben geschrieben:

„Sehr liebe Frau Nichte. Was meine Frauenzimmerchen sind, die haben mir von unserer kleinen Fritzen erzählt. Und das hat mir gefallen. Laß sie man reden, kleine Blume, und kehre Dich nicht daran, sondern guck nur immer nach der lieben Sonne und nach Deinem Fritz, der ja auch Sonne für Dich ist, der Schlingel, der Tausendsasa, der seine Sache sehr gut gemacht hat. Denn Sonne braucht so eine kleine zarte Pflanze. Und Gesang braucht sie auch. Denn um die Blumen zwitschern überall die Vögel. Drum schick ich Dir einen, der hier im schönen Harzgebirge, das so ähnlich ist, wie Dein Heimatland, seinen Sing-Sang gelernt hat. Vom ollen Onkel soll er Dir einen extra schönen Gruß bringen.

Und wenn Ihr nun mal kommen wollt, dann schreibt mir's vorher, dann schicke ich Euch die Mitternachtssonne ein paar Wegstunden entgegen. Was die Frauenzimmerchen sind und ich, wir hätten's gern, wenn Ihr Pfingsten hier feiern wolltet — wenn sie Euch dort aus den Armen lassen. Kommt man zu uns, in unsere Berge, zu unseren frischen, grünen Tannen, und laßt's Euch wohl sein hier bei Eurem alten Onkel

Heinrich Vollbrecht
und seinen vier Frauenzimmerchen.

Rosenhof,
im April 1807.

Das hatte Beate mit Tränen in den Augen gelesen, Tränen herzinniger und wohltuender Freude, denn ganz im Stillen grämte sie sich doch über das Verhalten der Anverwandten hier in der fremden Stadt, die so gar kein liebes, entgegenkommendes Wort für die junge Frau hatten. Ihrem Fritz gegenüber aber war sie die allzeit Fröhliche, denn sie wußte, daß auch er über seiner Angehörigen Wesen grollte. Von ihrer Seite aus aber sollte kein Zwist in die Familie kommen, — lieber — — Was lieber? Wollte sie aus diesem Hause gehen? Nein, nein, hier war doch ihr Glück, ihr Leben, ihre Bestimmung, und — Beate faltete die Hände und blickte hinüber über die rotdunklen Ziegeldächer der Häuser nach den beiden hochstrebenden, schlanken Türmen des Domes, deren feine Steinzieraten sich silhouettenhaft scharf und doch zart getönt gegen den blauen, schimmernden Frühlingshimmel abhoben — der liebe Gott würde ihr schon die rechten Wege weisen. Sie wollte ja alles tun! Sie war gewohnt ihre eigene, kleine Person nie in Betracht zu ziehen, immer nur für andere zu sorgen, sie hätte das auch hier so gern bei ihrer Schwiegermutter getan, wie zu Hause bei den geliebten Eltern. Die Eltern!

An diesem schönen Frühlingstage waren sie gewiß im Garten beschäftigt. Der Vater mit dem schwarzen Käppchen auf dem Kopf, der großen, blauen Leinenschürze über dem schlechtesten alten Rock, so arbeitete, hackte und grub er, und über sein liebes Gesicht, das das weiße Haar schlicht und lang umgab, würde mancher Schweißtropfen rinnen. Und daneben die

Mutter mit ihren heiteren Worten, die Geschwister, Gottlieb und Johannes, und das Nesthäkchen, das Nanettchen. Ob die Veilchen schon blühen würden dort am Gartenzaun? Und ob die goldenen Himmelschlüsselchen wohl auf den verwüsteten Rainen, in den Wiesengründen, die von der Pferde Hufe zerstampft, von Freund und Feindes Blut getränkt waren, ihre braunen Augen zum weiten Himmelszelt richten würden? Wie mochte es im Garten aussehen? Ob ihre Zentifolien noch wieder blühen würden? Die Stöcke waren herausgerissen gewesen, und der Vater hatte sie nur einschlagen können. Jetzt hatte er sie wohl wieder gepflanzt und beschnitten und dabei der fernen, glücklichen Tochter gedacht. Wenn sie doch nur einmal eine Stunde dort unter den Lieben sein könnte! O, wie wollte sie mitgraben und mithacken.

Und dann läutete plötzlich die Mittagsglocke hell und freudig vom kleinen, dicken Kirchturm — ein dünner Klang nur, aber ach — ein so lieber, altbekannter. Und den Gartenweg kam es dann herunter, eilig mit fliegender Schürze und fliegenden Bändern — trapp, trapp — klapp, klapp — und Rieke, die derbe Magd schrie schon von weitem: „Frau Pfarrern, die Supp' steiht alls schon uff den Disch."

Beate fuhr erschrocken aus ihren Gedanken auf — da lagen ja zwei große, klare Tropfen auf dem Fensterbrett, und über ihre Wangen rollten noch mehr. Was war das? — Heimweh? — — Durfte sie sich dem hingeben, war das nicht Sünde gegen Fritz? Nein, nein, gewiß nicht, er würde es ver-

stehen, und Vater und Mutter würden es auch verstehen — und in diesem Gefühl der Berechtigung barg Beate den blonden Kopf in ihr Taschentuch und schluchzte, und weinte sich zum erstenmal, seitdem ihr Fuß das eigene Heim betreten, die Sehnsucht von der Seele.

Plötzlich horchte sie auf. Draußen klang ein Schritt auf der Steintreppe — er näherte sich ihrer Tür — das war doch nicht ihr Fritz. Und sie hatte verweinte Augen, was mochte der Besucher denken? Rasch hauchte sie das tränenfeuchte Tuch an und drückte es gegen die geröteten Augen, dann rief sie leise herein, denn es hatte geklopft.

Im nächsten Augenblick zog Artur die Tür hinter sich zu, und schritt rasch zu Beate.

„Guten Tag, entzückendste aller Basen," sagte der junge Künstler und zog Beates Hand, die sie ihm gereicht, zart, doch fest an seine Lippen, preßte mehrmals einen Kuß darauf, so daß Beate unwillig ihre Hand wegzog, „wie geht es dir — ich habe dich seit Tagen nicht gesehen, und mein Herz verlangt nach deinem Anblick."

„Artur — ich bitte dich, rede nicht so zu mir, ich verstehe nicht euer höfliches — in dieser Weise höfliches Reden, und das macht mich ängstlich," bat die junge Frau.

„Das ist keine Höflichkeit, Beate, das ist Wahrheit."

„Willst du nicht Platz nehmen, Artur — Fritz ist allerdings noch nicht oben."

Beate zeigte auf einen Sessel am Tisch, Artur aber zog einen Stuhl neben den erhöhten Fenstersitz Beates.

„Jawohl," lachte er, „möglichst weit weg soll ich mich setzen — warum gönnst du mir deine holde Nähe nicht — fürchtest du dich vor mir?"

„Fürchten? Nein — ich fürchte niemanden — aber manche Menschen sind einem doch nicht — —" sie stockte und ein heißes Erröten stieg in das liebliche Gesicht.

„Was nicht?" fragte Artur leise, bog sich vor und sah dem jungen Weibe unverwandt und zwingend in die glänzenden Augen.

„Du hast ja geweint, Beate — warum?"

Sie fuhr rasch und ängstlich über die glühenden Wangen.

„Ich — ich habe" — Kopfweh wollte sie sagen, aber nein, nicht lügen in die besten, innigsten Gefühle hinein, „nichts, du brauchst es nicht zu wissen," fügte sie schroff hinzu.

Artur aber bog sich nur weiter zu ihr, so daß sein Kopf fast ihr Knie berührte.

„Hattest du — Heimweh?" fragte er leise und zärtlich.

Beate antwortete nicht, ihre Hände nahmen rasch die ruhende Arbeit auf.

„Du antwortest mir nicht, also ist es so. Lieber Gott, ich kann es dir auch gar nicht verdenken — du bist zu viel allein — nun jetzt wird das ja anders werden, wenn du in mein Atelier kommst zu den Sitzungen. Beate hast du gar kein Wort des Dankes

für mich über Fritzens Bild? Wir sahen uns noch nicht, seitdem es da seinen Platz eingenommen hat."

Der Maler war wieder aufgestanden und war hinübergeschritten an die Wand, wo über dem Sofa das lebensgroße Bild von Fritz Hattling hing, so lebensfrisch und lebenswahr, mit den fröhlichen, glücklichen Braunaugen aus dem länglichen Oval des Gesichtes, mit dem heiteren Ausdruck im Antlitz — als ob den Lippen eben ein Scherzwort entschlüpfen wollte — mit der Fülle lockigen, braunen Haares.

Beate sah hinüber nach dem Bild des geliebten Mannes, und ihre Augen bekamen den alten, glücklichen Ausdruck wieder. Der Druck, der auf ihrem Herzen gelegen hatte, und welcher durch Arturs Gegenwart verstärkt worden war, wich, frei und offen begegnete ihr Blick dem des Vetters.

„Verzeih' Vetter, es war Vergeßlichkeit von mir, welche mir allerdings am letzten hier hätte geschehen dürfen. Ich danke dir innig und von ganzem Herzen für das Kunstwerk — und Artur — mit diesem bin ich nie allein."

Er war wieder an sie herangetreten und blickte ihr glücklich in die strahlenden Augen.

„Wenn ich nur deine Augen mit den goldenen Funken auf die Leinwand bringen kann, dein Haar mit dem metallischen Glanz treffe — o, Beate, es ist mir, als sei ich ein Stümper in meiner Kunst, wenn ich deiner Schönheit gegenüberstehe. Beate, wann kommst du? Mich verlangt danach mein Können zu erproben, ich möchte dem Meisterwerk der Natur ein Meisterwerk gegenüberstellen."

„Wie du wieder sprichst, Vetter — —"

„Wann kommst du?" fragte er dringend.

Da klopfte es. Erleichtert rief Beate herein und fuhr doch erstaunt in die Höhe, als sie Tante Juliane die Schwelle überschreiten sah.

„Mutter, du?" rief auch Artur verwundert.

Beate eilte auf die Angekommene zu und geleitete sie nach dem Sofa, wollte sie vielmehr geleiten, denn Frau Juliane blieb ebenso verwundert über das Hiersein ihres ältesten Sohnes stehen.

„Was tust du denn hier oben bei Fritzens, lieber Sohn," fragte sie und ihre dunklen Augen fuhren in allen Zimmerecken herum, „wo ist denn Fritz?"

Frau Juliane wußte recht gut, daß Fritz noch unten im Geschäft war, denn sie wollte ja Beate allein sprechen.

„Fritz ist noch im Kontor, verehrte Frau Tante."

„Und dann empfangen Sie den Besuch junger Herrn, Frau Nichte?"

Wie spitz klang die Stimme aus der runden Gestalt der Dame, wie boshaft funkelten die braunen Augen.

„Dieser junge Herr ist Ihr Sohn, Madam," sagte die junge Frau ruhig, „und der Vetter meines Mannes."

„Ich wollte mich auch nur überzeugen, ob Fritzens Bild so gut hier hängt, „bemerkte Artur lässig, „aber nun habe ich es gesehen und bin befriedigt. Dich, verehrte Base, erwarte ich in den nächsten Tagen zur ersten Sitzung, wie verabredet im weißen Brautkleid. Auf Wiedersehen, meine Damen."

Frau Juliane hatte sich bei den Worten ihres Sohnes nach dem Bilde des Neffen umgewandt und betrachtete es nun prüfend durch das Augenglas.

„Ist Fritz nicht seh — hm — idealisiert — lieber Artur? Sonst hast du aber wirklich deine Sache ganz gut gemacht."

„Du bist sehr gütig, Mutter — aber meine Zeit ist nun wirklich um, ich habe eine Verabredung. Grüße deinen Gatten, Beate, lebe wohl Mutter."

Artur griff nach seinem Hut, verbeugte sich, dabei sah er aber finster nach seiner Mutter hinüber, reichte Beate noch die Hand und schritt hinaus.

„Warum mußte Mutter nun auch gerade kommen," murmelte er draußen ärgerlich vor sich hin. Dann schlug er sich an die hohe, helle Stirn, „— — ein Schafkopf bin ich, wie eine Motte, die nach dem Licht fliegt. Will ich mir die Flügel verbrennen an dem Licht in den schönen Augen meiner Frau Base? „Frau Base." Aber doch noch lieber eine solche, eine unglückliche Liebe, als gar keine. Ich wußte gar nicht, daß mein Herz einer Liebe fähig war, einer tiefen Liebe, und nun gar zu einer Frau."

Langsam und in Gedanken, die sein Gesicht finster erschienen ließen, ging er die Treppe hinab — —

„Sie sind ja meinem Sohne recht nahe getreten, chère nièce," sagte drinnen in Beatens Zimmer Tante Juliane und blickte durchdringend die junge Frau an, „näher wie uns anderen Verwandten."

„Das liegt nicht an mir, Madame. Ihr Herr Sohn bat Fritz darum, und dieser hat es freudig gestattet."

„So — so — nun die Jugend ist eben rascher wie

das Alter — das habe ich auch gestern wieder gesehen. Da hatte Wanda, das liebe Kind, ihr Taschentüchlein fallen lassen, ein französischer Offizier sah es, brachte es uns, und rasch, wie eben die Jugend einmal ist — stellte er sich uns vor und blieb an unserer Seite. Es war mir unangenehm, wirklich sehr unangenehm. Aber der junge Monsieur war ein so nobler, feiner Mensch, plauderte so interessant, daß Wanda ganz Ohr war. Lieber Gott, das arme Kind hat ja gar nichts dieses Jahr durch die traurigen Verhältnisse in unserer Stadt. Und es bildet so außerordentlich, wenn eine junge Mamsell auch einmal Fremde reden hört. Monsieur de Lantèlme sprach ein so elegantes Pariser Französisch. Sprechen Sie französisch?"

„Ein wenig."

„Ich wünschte sehr, daß Wanda es fließend sprechen möchte, — wir werden jetzt alle Tage auf den breiten Weg unsere Mittagspromenade machen, dann kann Wanda mit Herrn von Lantèlme französisch parlieren. Wollen Sie uns nicht manchmal begleiten, liebe Beate?"

Das klang so freundlich aus dem Mund der sonst so vornehm zurückhaltenden Tante, daß Beate fast schon zusagen wollte, aber da blickte sie auf und sah den Blick Frau Julianens. Lauernd und forschend schien er ihr, und nun fiel ihr es auch ein, daß Fritz und Eduard es nicht für richtig befunden hatten, als sie die beiden Damen mit dem jungen französischen Offizier gesehen hatten. Deshalb sagte sie ausweichend:

„Fritz kommt so unbestimmt aus dem Geschäft, daß ich ungern weggehe — aber nehmen Sie meinen

tiefgefühltesten Dank, Madame, für Ihre Freundlichkeit."

„O, das tut mir ja sehr leid," Frau Juliane erhob sich, „Sie haben sich übrigens ganz nett hier oben eingerichtet, aber die arme Mutter da unten, tut mir in der Seele leid — nun hat sie einen Sohn und hat doch keinen."

„Sie könnte einen Sohn und eine Tochter haben, Madame — wenn sie uns ruft, sind wir jeden Tag bereit diesem Ruf zu folgen. Aber Fritz und ich sind nicht mehr zu trennen," sagte Beate mit ihrer klaren Stimme, ruhig und fest.

„Wer spricht denn von trennen wollen, Kind! Da sieht man wieder die rasche Jugend. O, da schlägt es schon zwölf Uhr vom Dom — Wanda wird gewiß schon auf ihre Mutter warten. Also Sie wollen nicht mit. Nun, dann einen lieben Gruß an Fritz. Erzählen Sie ihm nun ausführlich, was wir zusammen geplaudert haben, und betonen Sie, bitte, wie sehr unangenehm mir die Bekanntschaft mit dem Fremden war, daß aber Wanda französisch sprechen lernen soll — auf alle Fälle. Au revoir, Liebste, ich hoffe, Sie erwidern meinen Besuch recht bald, allerdings bin ich jetzt bei dem schönen Wetter meist aus. Herr Gott, was schreit der Vogel! Nicht wahr, das ist der Sänger, den Heinrich Vollbrecht geschickt hat? Er," Frau Juliane deutete auf den Vogel, den Beate schnell mit einem Tuche zudeckte, „ist gerade so, wie der Spender. Warum ziehen Sie die Gardinen nicht zu, die Sonne scheint Ihnen ja ins Zimmer?"

„Ich liebe die Sonne. Ich bin in Sonne und Licht

groß geworden, und sie gehört auch hier zu meinem Leben."

Frau Juliane zuckte die Achseln. „Sonne schadet dem Teint," sagte sie, „aber der Ihrige ist allerdings nicht mehr zu verderben."

Sie nickte vornehm mit dem blonden Kopf — dann war Beate allein. Und sie flog zum Fenster, riß es weit auf, riß die Decke von des Vogels Käfig. Dann breitete sie die Arme und rief laut:

„Sonne und Licht und Liebe — lieber Gott, du gabst es mir! O, wie danke ich dir!"

Und Mätzchen im Käfig schmetterte laut in seiner Herrin Ausruf und guckte mit blanken Äuglein, wie sie niederkniete und die Sonnenstrahlen warm und glänzend auf dem goldblonden Scheitel ruhten!

## VII.

Unten in den Kontorräumen von Gebr. Hattling war es still. Kein Kritzeln der Federn, die sonst schnell und eifrig über das Papier glitten, kein Hasten und Eilen von Kommenden und Gehenden, kein Klirren von Gold- und Silberstücken hinter dem eisernen Gitter — lautlos nur huschte Messerschmidt von seinen großen Büchern hinweg an die Tür, die zu dem Zimmer der Herren führte. Dann stand er dort, eine kleine Weile, horchte mit der Hand am Ohr, schüttelte wehmütig den Kopf, indem er hinüber zu seinem einzigen Gefährten, dem Kassierer sah, der ja auch nichts zu tun hatte, und dann schlich sich der alte Mann wieder auf seinen Platz.

„'s ist zum Auswachsen, verrückt könnte einer wer-

den bei so viel Arbeit. Warum wir beiden Alten nur auch noch hier sitzen. Wenn doch mal erst das Dreinschlagen los ging, ich würde wirklich und wahrhaftig noch gern mitziehen gegen das vermaledeite Teufelszeug — die Blutsauger die, die Daumenschrauber die — die — die — —!"

„Seien Sie nur ganz still, Messerschmidt, die Zeit kommt auch noch. Halten Sie nur hübsch immer Feuer im Ofen, schüren Sie, schüren Sie überall. Bei Söhnen und Töchtern, bei Kindern und Greisen." Der alte Kassierer mit dem runzligen Gesicht unter den dunklen Haaren war dicht an den Genossen herangetreten, hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt, der noch den grauen Überärmel über den Tuchrock trug und flüsterte heiser und dringlich:

„Schüren, immer schüren! Es sind Funken da — die brennen dann eines Tages, brennen lichterloh, und die ganze Herrlichkeit, die jetzt sich hier breit macht, die uns das Mark aus den Knochen nimmt und unser blankes Gold aus dem Kasten, sie wird verbrennen. Verbrennen sage ich, Messerschmidt. O, was ich mich freuen will, wenn das Flammenmeer wogt! Jauchzen will ich — ein Tedeum singen will ich — —! O, ma belle France, ma pauvre France!"

Vor die Augen, welche unheimlich funkelnd Messerschmidt angesehen hatten, legten sich zwei lange, fleischlose Hände, ein Stöhnen drang aus der Brust des alten Mannes, und Tränen tropften zwischen den knochigen Fingern hindurch.

Messerschmidt nickte mehrmals trübsinnig mit dem

Kopf, und dann schlichen die beiden treuen Seelen wieder an ihre Plätze im großen stillen Raum, wo sonst fröhliche Arbeit geherrscht hatte.

Ja, es war auch still nebenan im Zimmer der Chefs. Man kam überhaupt seit einigen Tagen nur noch des Morgens, da es wirklich keinen Zweck hatte, den Nachmittag hier unten zu sitzen, ohne daß man einen Federkiel einzutauchen brauchte. Die Fenster waren weit geöffnet, draußen blaute ein wolkenloser Himmel, und die Schwalben schwirrten eifrig in dem langen Hof hin und her. Fritz beobachtete sie.

Er saß auf seinem Drehstuhl, die Beine übergeschlagen, und zog gedankenvoll die lange, grauweiße Gänsefeder durch die Finger. Endlich seufzte er tief auf, drehte sich langsam auf seinem Schemel herum, so daß er seinem Onkel, Walter Hattling, welcher ihm schrägüber am Pult saß, ins Gesicht sehen konnte und sagte:

„Also, da schließen wir doch lieber gleich die Bude. Viel Zweck hat doch dies Herumsitzen hier so wie so nicht."

Walter Hattling, der seit den Tagen der Haft noch grauer und noch verbissener geworden war, sah vom Hauptbuch, welches er gerade zur Durchsicht vorgenommen hatte, auf und entgegnete:

„Warum gleich die Flinte ins Korn werfen? Es sind ja augenblicklich schlechte Zeiten für uns, aber sie ändern sich doch vielleicht wieder. General Tabu und sein zuvorkommender Adjutant, Herr von Cantèlme, sind so überaus liebenswürdig gegen uns, so entgegenkommend, bedauern so ungemein, daß sie

deiner armen Mutter die Vorderzimmer wegnehmen mußten, so daß sie sich mit den Hinterstuben behelfen muß, daß ich sicher hoffe, sie werden uns förderlich sein, und unserem Handel wieder zu einer gewissen Blüte verhelfen."

„Die Vorderstuben, ja," sagte Fritz bitter, „wenn sie Mutter mit uns geteilt hätte, konnten sie die —" er blickte nach dem offenen Fenster, stand auf und schloß es, „diese Leute, diese Schleicher nicht nehmen."

Seine Zähne knirschten zusammen und seine Stirne zog sich in tiefe Falten.

„Nimm dich in acht, Fritz," mahnte der große hagere Mann vom Pult herüber, „du weißt, die Herren fackeln nicht lange, und ich glaube, auch du würdest ungern in einer der Kasematten unserer Festung sitzen — allein — während du hier deine Frau weißt, auch allein."

„Artur sagte mir, daß der junge Franzose derjenige ist, welcher dich an jenem Abend im Januar weggeholt hat, aus dem Kreise der Deinen heraus, und nun verkehrt Tante Juliane und Wanda mit ihm, wie mit einem langjährigen Bekannten. Du selbst öffnest ihm dein Haus — wie kannst du das? Ich verstehe dich nicht."

Walter Hattling war aufgefahren bei Fritzens Worten, jetzt tanzten seine Finger gegeneinander und ärgerlich rief er:

„Artur soll sich um sich kümmern. Und im übrigen — was kann ich — was soll ich tun? Wir müssen alle mit den Wölfen heulen. Soll ich vielleicht allein mich ihnen entgegenstellen? Es würde sehr unklug

von dir sein, wenn du nicht auch liebenswürdig gegen die Feinde, die nun einmal unsere Herren jetzt sind, sein wolltest."

„Ich kann nicht heucheln," knurrte Fritz.

Walter Hattling zuckte die Achseln.

„Heucheln verlangt ja auch kein Mensch von dir, nur Klugheit," sagte er kalt, „sonst müßtest du vielleicht bald mit deiner Frau am Hungertuche nagen."

„Ja, leider bin ich nicht so klug gewesen wie du, verehrter Onkel, konnte meine Gelder nicht in Sicherheit bringen, ehe die Feinde uns niederschlugen."

Der Mann mit den grauen Haaren war aufgesprungen, zornbebend, mit entstelltem Gesicht stand er dem Neffen gegenüber. Dessen Augen begegneten voll und ruhig den wütenden Blicken des Verwandten.

„Bube," keuchte der blasse Mann mit zitternden Lippen, „willst du vielleicht damit sagen, daß ich — ich dich allein die Niederlage des Geschäftes tragen lasse —?"

„Ja, das wollte ich."

„Dazu hast du kein Recht. Es ist mein Unglück, so gut wie das deine."

„O, du wußtest doch sonst so gut im Hauptbuch Bescheid, warum nun auf einmal nicht? Sieh' doch hinein, da steht es ja schwarz auf weiß, was du dem Geschäft entzogen hast, als ich nicht da war, um meine Interessen zu wahren."

Walter Hattling wandte sich vor dem ruhigen Blick des Neffen ab und schritt erregt durch das Zimmer. Dann blieb er wieder vor Fritz stehen.

„Fritz," sagte er mühsam nach Fassung ringend,

denn die Lippen zitterten noch, „der Schein mag gegen mich sein, aber die Absicht, dich allein das Elend der jetzigen Zeit tragen zu lassen, hatte ich nicht. Freilich wollte ich mein Geld, das Geld für Frau und Kinder, für mein Alter, sicher wissen. Ich sah ebensowenig wie andere das Kommende voraus. Daß wir natürlich nun bloß mit deinem Gelde die kostbaren Schiffsladungen, die wir nicht bekamen, die uns die Feinde genommen haben, bezahlen mußten, ebenso die Wagen von Linnen und Tuchen, die nun oben in den Lagern modern — wer konnte das voraussehen? Heute kann ich dir diesen Verlust, den du ja allerdings vorläufig allein trägst, nicht zurückerstatten, aber es werden ja auch wieder ruhige und friedliche Tage kommen, wo unsere Arbeit auch wieder klingenden Lohn bringen wird. Wir schränken uns ja auch schon nach Möglichkeit ein —"

„Ich hatte gehofft, mein Weib in glänzende, sorglose Verhältnisse zu bringen, statt dessen —"

„Ja, es war nun einmal töricht von dir, dich an ein armes Mädchen zu ketten."

„Oheim, laß das — du selbst hast Juliane von Pawlowski geheiratet, ohne daß sie dir einen Heller mitbrachte."

„Damals waren noch andere, einfachere Verhältnisse."

„Die Chefs sind schon wieder einmal aneinander geraten," seufzte nebenan der alte Messerschmidt, „was das man noch werden soll? Alle Tage, alle Tage. Ach, 's ist ein Elend, ein Elend."

„Der arme, junge Herr hat es aber auch nicht

leicht jetzt. Kein Geschäft, kein Einkommen, wenigstens doch nur sehr gering, und dazu die junge Frau."

„Ach, Rouse, die ist wirklich ein leibhaftiger Engel. Als ich gestern nachmittag das Geld hinaufbrachte, was Sie mir gegeben hatten, da kam sie gerade und brachte ihrem Manne eine Tasse Kaffee. Rouse, sie sah aus —" der alte Messerschmidt guckte an die Stubendecke, weil er den Himmel nicht sehen konnte, und schwippte mit den Fingern, „Ihr wißt doch, daß der Herr Artur sie malt, so wie es Sitte ist bei den Vornehmen hier, im Brautstaat. Da hatte das holde Engelsgeschöpf nun die schwere, weiße Seide an und aus der guckten weiße Arme und ein weißer Hals — und auf dem saß das blonde, süße Köpfchen. Und ihre Augen sahen mich so lieb und freundlich an, und da hätt' ich geradezu hinknien mögen und sie wie einen lichten Engel anbeten."

„Hättet Ihr ruhig tun sollen, wär' keine Sünde gegen Euren Glauben gewesen — aber das nächstemal bring' ich das Geld hinauf, parbleu, ich will den holden, jungen Engel, den das alte Haus birgt, auch mal in der Nähe sehen. Und nun wieder an die Arbeit, drinnen ist es auch still geworden."

Bald knirschten die Federn wieder über das Papier, und dann kamen sogar Käufer, so daß an diesem Morgen wirklich etwas zu tun war.

Der Gegenstand der Unterredung der beiden alten Herrn aus dem Kontor Gebr. Hattling, Beate, packte inzwischen oben einen Mantelsack mit etwas Wäsche und Kleidern, denn am Nachmittag wollten sie und ihr Fritz wirklich in der alten Postchaise davonfahren,

würde ebenso denken. Vielleicht mußte er bald schon wieder von Magdeburg fort, und sie hörte Wanda förmlich sagen: „Ich weine mir nicht die Augen nach ihm aus — bewahre, da würde ich ja häßlich werden."

Und so wie Wanda, dachten sicherlich viele — ach, nein, dann mußte ja Beate an ihren Geschlechtsgenossinnen zweifeln. Viele nicht, aber einzelne, leichtlebige Mädchen wie Wanda eines war. Ja, Wanda und ihre Brüder schienen alle den leichten Sinn ihrer polnischen Mutter geerbt zu haben, deshalb durfte man auch Arturs Worte nicht zu sehr wägen. —

Beate trat vom Fenster zurück und packte eifrig weiter, und als sie fertig war, flatterten die Gedanken über Wanda und ihre Brüder davon, ihr Herz, ihr Kopf wurde klar und hatte wieder Raum für jubelnde Freude und grübelndes Hoffen. —

Wieder saßen sie in der Postkutsche, aber diesmal gab es draußen in Flur und Feld Blumen, farbige herrliche Blumen, nicht duftlose aus Eis an den Fenstern des gelben Rumpelkastens. Sie waren am Abend zeitig im Nachtquartier, gingen auch zeitig zur Ruhe, trotzdem das kleine Städtchen mit dem leise rauschenden Marktbrunnen Beate so anheimelte.

„Als ob ich zu Hause wäre, Liebster —"

„Aber, Kleines, dein zu Hause ist doch jetzt in Magdeburg," sagte Fritz etwas vorwurfsvoll.

„Freilich, aber sei mir nicht bös, mein Fritz, bei den Eltern ist ‚zu Hause', in Magdeburg ist eben — nun, da ist's bei ‚uns'."

„Ach so, solch einen Unterschied machst du, na, da

will ich ihn als dein Herr und Gebieter noch einmal gnädig gelten lassen. Weißt du, Herzelchen, morgen und die künftigen Tage im Rosenhof, kannst du dich ganz ‚zu Hause' fühlen, denn dort bin ich es auch gewesen, mehr fast wie im Elternhaus. Vater hatte zuviel mit dem Geschäft zu tun, war auch schon zu alt, als er meine arme Mutter heiratete — und dann durch deren frühen Tod noch ernster und stiller geworden. Meine Eltern sollen sich sehr geliebt haben, hat mir Tante Editha erzählt, deren Freundin meine Mutter war, Mutter soll etwas so sonniges und heiteres gehabt haben, was alle Menschen bezauberte."

„Die armen Eltern," seufzte Beate, „wie furchtbar muß es sein, auseinandergerissen zu werden. Ich glaube, ich überlebte es nicht, wenn du von mir gehen müßtest."

Fritz nahm sein junges Weib in die Arme, trotzdem sie gerade ihre langen, blonden Zöpfe offen hatte, um das Haar für die Nacht zu bürsten.

„Du, Geliebtes, du. Ob ich es überleben würde, wenn du von mir gingst? Der Mann ist anderer Natur wie das Weib. Vater war sehr unglücklich und mußte doch leben, er hatte ein Kind und ein Geschäft mit vielen Angestellten. Ihnen allen war er nötig. Dem Kind gab er eine neue Mutter, den Angestellten blieb er auch Zeit seines Lebens ein sorgender Herr. So glaube ich, wenn dem Manne oder dem Weibe Pflichten bleiben, werden sie sie, falls sie treue, tüchtige Menschen sind, doch zu erfüllen suchen, in dem Bewußtsein, den Toten mit ersetzen zu müssen. Glaubst du das nicht auch, Beate. Sie nickte ihm nur zu,

sprechen konnte sie nicht, es war ihr plötzlich, als sei ihr die Kehle zugeschnürt.

„Aber nun wollen wir schlafen, und fröhlich einschlafen, kleines Weible, denn noch sind wir beisammen, und Gott erhalte uns so. Und morgen, morgen kommen wir in die schönen Berge des Harzes, in ein liebes Haus — drum sei fröhlich. Gute Nacht, kleine Maus."

„Gute Nacht, großer Mausefänger."

Fritz drehte sich müde nach der Wand zu, und war in wenigen Minuten schon beinahe eingeschlafen, da rief plötzlich Beate:

„Du, Fritz, paß auf, was du träumst, das geht in Erfüllung, wir schlafen ja zum ersten Male in einem fremden Haus."

Aber als sie am anderen Morgen sich ihre Träume erzählen wollten, wußten sie beide nichts zu sagen, sondern gestanden sich lachend, daß ihr gesunder Schlaf traumlos gewesen sei. — —

Mit prachtvollem Schwung fuhr Michel seine Gäule, die die Mitternachtssonne zogen, in den Rosenhof ein, fuhr er doch ein junges Ehepaar, die junge Frau vom „jungen Herrn" aus Magdeburg, der doch so alt war wie er, und der doch so oft sein Spielgefährte gewesen war. Drum grinste Michel auch über das ganze, breite, gesunde Gesicht und knallte mit der Peitsche so kunstvoll, daß das dreifache Echo kaum nachkommen konnte. Und dann, als er seine Fahrgäste abgeliefert hatte, und der Feierabend herankam, da erzählte Michel im Stall den aufhorchenden Knechten und Mägden von ihnen.

hah, was die junge Madam für Haar hatte. Das reinste Gold grad wie die Prinzessin Ilse, deren Bild drüben im Herrenhaus in der Staatsstube hing. Und singen könnte die. Wenn die Prinzessin so gesungen hat, konnt sie sich freuen, dann sind gewiß alle Prinzen und Königssöhne närrisch um sie geworden. Und lieb hätten sich die. Na, er hätt sein Mädchen auch lieb, und er wollt es keinem raten, sich ihr zu nähern — Michel zeigte seine Fäuste, vor deren Größe man allerdings Angst bekommen konnte — aber so wie die — nee, so was gab's nich wieder. Und der Harr — uns alter Harr — hätt gelacht, als er die junge Madam gesehen hätt und hätt gerufen: „So sieht also die kleine Blume aus Thüringen aus?" Und dann hätte er sie in seine Arme genommen, und ganz richtig, wie man eine Wickelbahle trägt, hätt er sie ins Haus getragen. Und die Mamsells hätten gelacht und alle hätten gelacht.

Die Zuhörer von Michel lachten auch, dröhnend und quieksend, so daß ihre vierbeinigen Pfleglinge, welche schon behaglich wiederkauend im frischen Stroh sich zur Nachtruhe hingelegt hatten, brummend die gehörnten Häupter hoben.

„Weißt du, Tante," sagte am Morgen nach ihrer Ankunft Beate zu Editha, als sie noch allein am Frühstückstisch unter der frischgrünen Linde saßen, während die beiden Herren gegangen waren, um Heinrich Vollbrechts Stolz, sein Rindvieh — Stammherden — anzusehen, und das Vierteldutzend seinen häuslichen Pflichten nachging, „ich glaubte gar nicht, daß mein Glücksbewußtsein noch eine Steigerung zulassen könnte.

Ich war so glücklich zu Hause in unseren kleinen Verhältnissen, bei Vater und Mutter — ich wurde noch glücklicher, als ich Fritz kennen und lieben lernte, und ich dachte, das Glück sei auf seinen Höhepunkt angelangt, als er mich in sein Haus einführte — aber so glücklich wie gestern und heute war ich noch nicht. Ihr seid so lieb zu mir" —

Beate sprach nicht weiter, aufsteigende Tränen hinderten sie daran, sie dachte nur weiter, daß Mutter und Verwandten in Magdeburg nicht so zu ihr waren. Editha nahm die junge Frau herzlich und mütterlich in ihre Arme.

„Ich weiß schon, was du sagen wolltest, Kind. Glaube mir nur, wir bedauern tief, daß du unter der Kälte und Gleichgültigkeit der nächsten Anverwandten zu leiden hast, aber eure Mutter ist nie anders gewesen, und Tante Juliane ist eine oberflächliche, putzsüchtige Frau ohne Gefühl. Mein Bruder allerdings — —"

Editha seufzte schwer, „hat sich zu meinem Leidwesen in den letzten Jahren sehr verändert. Herrschsüchtig und rechthaberisch war er von klein auf, wenigstens sagte mir das einmal meine selige Mutter, aber daß diese beiden Eigenschaften jetzt so sein Tun beherrschen, tut mir doch bitter weh. Und geschäftlich hat er sich auch so wenig kompagnonhaft gegen euch betragen."

„Wieso? — das weiß ich nicht — davon spricht Fritz nie. Er kommt wohl oft finster und sorgenvoll aus dem Geschäft herauf, und Franz erzählte mir auch mal eines Tages, daß die beiden Herren sehr

scharf aneinander geraten wären — aber was mir Fritz erzählen will, erzählt er mir auch, und nach anderen Dingen frage ich nicht."

„Er will dir gewiß nicht solche unerquickliche Sachen mitteilen, du sollst ihm seine heitere Gefährtin sein, die ihm Sorgen und Lasten vergessen läßt."

Beate schüttelte den zierlichen Kopf.

„Nein," klagte sie leise, „das soll Fritz nicht allein in mir sehen, ich will nicht nur eine Blume sein, wie Oheim Heinrich sagt, ich will ein nützliches Kräutlein sein, wie ich's zu Hause war. Das sage ich Fritz so oft, aber er begreift es noch immer nicht so recht."

„Die Männer sind es eben noch nicht gewohnt, daß wir ihnen ein guter Kamerad und das liebende Weib, die Mutter ihrer Kinder zugleich sein können. Mein Alter wollte das auch lange nicht glauben, bis ihn einmal eine schwere Krankheit hinwarf und ich währenddem allein wirtschaften mußte. Als er genaß, brummte er fürchterlich, wie es wohl draußen drunter und drüber ginge — nachher hat er gesehen, daß seine Editha, das Stadtkind, doch noch zu etwas anderem taugt als nur zum Spinetspielen, Strümpfestricken und Kinderwiegen. Seit jener Zeit bin ich eines stolzen Mannes stolze Gefährtin."

Beate blickte bewundernd zu der älteren, noch immer so hübschen Frau auf.

„Du bist aber auch eine seltene Frau, liebe Tante. Wie du deine Mädchen erziehst und wie dein großer Haushalt imstand ist! Dabei bist du so fröhlich mit Mann und Kindern — wenn man dagegen Tante Juliane mit ihren Kindern umgehen sieht."

„Ach, ich bin gar keine seltene Frau, Kindchen, ich habe nur das Herz auf dem rechten Fleck — das ist alles. Wie sind denn übrigens eure Bilder geworden, Artur hat euch doch gemalt, wie mir eure Mutter schreibt?"

„O, Fritz's Bild ist wundervoll, ganz mein Fritz, wie er leibt und lebt — mein Bild ist noch nicht fertig, noch eine Sitzung, sagte Artur."

„Nun, wenn ich im Herbst zur Messe komme, werde ich auch mein Gutachten abgeben. Doch sieh, da kommt ja unser kleiner Doktor angeritten — was willst du denn hier, Mina, meinst, weil der kleine Doktor in Sicht ist, mußt du dich auch gleich blicken lassen?"

„Mutter," flehte das junge Mädchen erglühend.

„Geh ins Haus, Kind, ich wünsche es."

Gehorsam, aber mit gesenktem Haupt, schritt das junge Mädchen ins Haus zurück, aber vorher flog doch noch schnell ein Blick zu dem Arzt hinüber, welcher drüben am Zaun eben vom Pferd sprang.

Beate hatte mitleidig der Base nachgesehen, hatte sie doch gleich bemerkt, worauf Editha hinzielte. Jetzt sagte sie bittend: „Tante!"

„Laß nur, Beate, ich mache es schon wieder gut, aber sie soll ihm nicht entgegenlaufen."

Das Pförtchen im Zaun klirrte, mit raschen Schritten kam der „kleine Doktor" auf die Hausfrau zu, mit leichter Verlegenheit auf dem guten, verbrannten Gesicht.

Nach der Begrüßung und Vorstellung entschuldigte er sich ob seines Überfalles hier, „aber," fügte er hin-

zu, „ich will vorüber und konnte nicht widerstehen, als ich helle Kleider unter der Linde sah. Zürnen Sie mir, edle Frau?"

„Nein, nein," rief sie lachend, „im Gegenteil, ich freue mich, daß ich Sie sehe, denn ich wollte Sie auffordern, heute Nachmittag mit uns über den Hexenberg zu spazieren und abends das Nachtmahl mit uns einzunehmen. Oder können Sie etwa nicht? Haben Sie schwere Kranke?"

„In diesem Falle sage ich: Gott sei Dank — nein. Denn eigentlich hofft ja ein Arzt immer auf Kranke. Aber jetzt, vor Pfingsten, wird so leicht kein Mensch krank. So komme ich nur zu gern," antwortete der junge Doktor mit glückstrahlendem Gesicht und richtete seine zierliche Gestalt höher auf.

„Ich weiß nicht genau, wann wir gehen wollten — wollen Sie mal hineingehen, lieber Doktor? Sie werden Mina im Eßsaal finden, sie wußte es ganz bestimmt — wir gehen einstweilen drüben in den großen Garten, dort finden Sie uns."

Mutter Editha legte ihren Arm in den ihrer Nichte, nickte dem jungen Doktor ermutigend, freundlich zu, und ließ ihn dann allein. Doktor Paul Harnisch aber eilte mit schnellen Schritten in das Haus und zur Eßstube. Er klopfte nicht an, sondern öffnete leise die Tür und sah hinein. Wirklich! Da stand Mina am Tisch in der Mitte und legte kleine, knusperige Kuchen in eine große Suppenschüssel. Sie bemerkte den Doktor nicht, da sie der Tür den Rücken kehrte.

Mit einigen großen Schritten stand Paul neben dem Mädchen, so plötzlich, daß sie einen leisen Schrei

ausstieß und mehrere der kleinen Knusperkunststücke hinfielen und zerbrachen.

„O," sagte Paul rasch, „das tut mir leid, aber ich bin so glücklich, daß ich Sie endlich einmal allein finde. Es ist doch niemand in der Nähe, Minchen?"

„Nein," entgegnete sie leise, süß erschrocken durch ihren Namen aus seinem Mund.

„Dann kann ich's wagen" — und ehe sich es Mina versah, hatte der liebende Doktor ihr Gesichtchen in seinen Händen und drückte Kuß auf Kuß auf den frischen, roten Mund.

Vater Vollbrecht und Fritz traten soeben aus dem Kuhstall und gingen quer über den sonnigen Hof dem Jungviehstall zu. Auf dem Hof war reges Leben. Das Hühnervolk scharrte umher, eine Henne gluckte mit ihrer Schar kleiner Küchlein vorüber, auf dem kleinen Teich inmitten des Hofes schwammen schnatternd und quakend weiße Gänse und große, bunte Enten. Fritz' Blick glitt fröhlich über das bunte Leben, das ihm so lieb und altvertraut, und das wie mit einem Schlage alle die traurigen Mißhelligkeiten, welche ihn seit Monaten verfolgten, hinwegschob.

Der Oheim aber redete eifrig auf ihn ein.

„Und die große, bunte Kuh, das ist meine beste im Stall, hat mir schon drei feiste Kälber gebracht. Und mein schönster Ochse —"

Da legte sich plötzlich ein weicher Arm um den Hals des Redenden, eine schlanke Mädchengestalt schmiegte sich an ihn, eine weiche, hellrosige Wange lehnte sich an die wettergebräunte Vollbrechts.

„O, Väterchen, liebes, goldenes Väterchen — er

will mich ja zu seiner Frau, er hat mich ja so furchtbar lieb."

„Wer?" fragte der überraschte Vater, welcher in seinem Eifer nicht gesehen hatte, daß Mina mit ihrem Doktor über den Hof ihnen nacheilten, „ich — ich spreche doch —"

„Ach, Väterchen — der Doktor Harnisch."

Jetzt trat auch Paul hervor.

„Sehr geehrter Herr —"

„Den Teufel bin ich Ihr sehr geehrter Herr — wer meine Töchter haben will, der braucht gar nicht erst auf den Rosenhof zu kommen," polterte der alte Herr los.

Doktor Harnisch stand betreten und Mina ließ die Arme erschrocken von des Vaters Hals sinken.

„Aber ich kann Ihrer Tochter ein, wenn auch noch bescheidenes, so doch ein sicheres Los bieten," wagte Paul wieder zu sagen.

„Ist mir ganz schnuppe — na, Mina, man bloß keine Heulerei, — ich hab' meine Töchter nicht für andere Leute, die sind für mich auf der Welt."

„Vater — ich hab ihn aber doch auch so lieb — und wenn du mich ihm nicht gibst — dann sterb ich einfach — dann hast du mich auch nicht mehr," flehte und trotzte das schlanke Kind, das seinem Doktor gerade über den Kopf hinübersehen konnte.

„Dummheit! So schnell stirbt sich's nicht," brummte Heinrich Vollbrecht in seinen grauen Bart.

„Und Mutter wird auch mit unglücklich, denn die weiß, daß ich Paul lieb habe, schon lange liebe, schon ehe wir nach Magdeburg gingen — und — und

Mutter würde mich ihm gleich geben. Sonst sterb ich auch ganz gewiß — und dann — dann bist du schuld daran."

Ach, so — Mutter Editha war auf seiten der Liebenden, was würde da wohl viel sein Poltern nützen — ging es durch Vollbrechts gutmütige Seele, dem das weinende Kind und der betretene Doktor schon leid taten. Ob es nicht vielleicht klüger war, er überrumpelte Editha mit dieser Verlobung? Pfingsten stand vor der Tür, und — na, ja — weinende Augen und trübe Mienen konnte er so wie so nicht ausstehen. Er wußte ja auch ganz sicher, daß er über kurz oder lang doch ja sagen mußte, und der junge Doktor war ein solider, achtbarer Mann, hatte eine Zukunft und — sein Kind blieb in der Nähe.

„Können Sie denn auch wirklich man 'ne Frau ernähren, Sie kleiner Heilkünstler, Sie," fragte er plötzlich den Arzt.

„Vater, ich hungere auch mit ihm," sagte Mina fest.

„Ich sagte Ihnen schon, Herr Vollbrecht, daß das wohl nicht nötig sein wird. Mein Einkommen ist zwar noch klein, aber meine Praxis wächst," gab Paul zur Antwort.

„Na, ja — dann kommt man aber doch hübsch feierlich, wie sich's gehört, und hält im höchsten Staat um sein Mädchen an. Statt dessen in Reitstiefeln." —

„Ich hatte auch nicht die Absicht, heute hier um Minas Hand anzuhalten, aber als ich sie sah, wie sie so lieb, so einzig schön vor mir stand — allein — da — da konnte ich mich nicht mehr halten. — Verzeihen Sie mir das, Herr Vollbrecht."

Es ging ein Zucken über das gute, wetterharte Gesicht Vollbrechts. Er straffte seine Gestalt, daß sie wuchtig die beiden jungen Leute vor ihm überragte.

„Na — da schießt man los und lauft zur Mutter und stellt euch als Braut und Bräutigam vor — na, du Ausreißerin, drück mich man nicht kaput. Na, ja, Doktor, 's ist schon gut — und meinen Segen habt ihr hiermit, und denkt daran: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser."

Er holte sein großes, rotes Taschentuch aus der Joppentasche und putzte sich umständlich die Nase, und da mußte wohl auch etwas ins Auge gestiegen sein, denn die Augen tränten plötzlich, so daß er auch da wischen mußte. — —

War das ein fröhliches Leben im Herrenhaus des Rosenhofes in diesen schönen Pfingsttagen! Als ob alle Vöglein vom Walde hereingekommen wären, so zwitscherten die Mädchen herum und Beate mit ihnen. Auch sie schob weit zurück, was schwer auf ihrer Seele lastete und freute sich nur ihres jungen Daseins. Und wenn sie übermütig fröhlich mit den Basen war, so ging sie doch am liebsten mit ihrem Fritz hinaus in die Berge, in des jungen Waldes Herrlichkeit. Wo über schlanken, weißen Birkenleibern zartgrüne Gewänder wehten, wo die Atlasblättchen der Buchen sich entrollten und die hellen Doldenblüten der wilden Eberesche ihren süßschweren Duft mit dem kräftig herben der Birken mischten. Wo auf moosigem Waldboden weiße Sterne blüten und junges Heidelbeerkraut in die Höhe lauschte. — —

„Die Bäume rauschen und singen, hörst du's, Ge-

liebter? Von unten, weit über die Lande her, höre ich die Wälder meiner Heimat rauschen, hier in Rübezahls Reich. Sie grüßen mich hier, nicht wahr, das Kind der Berge, verwandten Stammes — ich höre, was die Bäume singen — sei uns gegrüßt, sei glücklich bei uns. Verstehst du es auch, Fritz?"

„Ja, Liebchen."

Eng aneinandergeschmiegt saß das junge Paar auf einem gefällten Baumstamm, Farren nickten über den Stamm, Falter umgaukelten ihn — oben in einem Buchbaum bauten Finken noch ihr Nestchen aus. Zwitschernd flog das Männchen ab und zu, beäugte die beiden jungen Menschenkinder, aber da die sich nicht regten, hatte Herr Fink keine Angst.

Warm und glänzend lag der Sonnenschein auf dem Boden des Waldes, hell und leuchtend auch über der Gegend. Man konnte weithin sehen von hier oben. Über absteigenden Wald hinweg auf rote Dächer, saftgrüne Felder. Noch blüten hier und da einige späte Apfelbäume, ihre großen, rosaweißen Blütensträuße leuchteten zart bis hinauf zum Wald — —

„Wir saßen auf einem Berge
Und blickten weit über das Tal,
Die Wälder und die Felder
Durchglüht vom Sonnenstrahl.

In uns auch war Glanz und Schimmer
Und Tannen umrauschten uns sacht —
Wer denkt wohl am sonnigsten Tage
An trostlos dunkle Nacht?"

sagte Beate leise, träumerisch vor sich hin.

„Ich denke gewiß nicht an dunkle Nächte, Mot-

scheken, sag das deinem Dichter," lachte Fritz lustig auf.

„Ach, ich nahm's auch nur, weil es sich wohl auf sacht reimt."

„Du? Ist das kleine Liedchen deine Schöpfung?"

Beate nickte. „Lach mich nicht zu sehr aus, Liebster."

„Aber, im Gegenteil — du, ich kriege immer mehr Respekt vor meiner kleinen Frau — zuletzt muß ich mich am Ende ganz verkriechen."

„Ach, so mußt du nicht reden, Fritz — du bist und bleibst das Haupt —"

„Und meine Beate der Hals, der weiß das Haupt zu drehen, nicht?"

„Ja, aber nur nach guten Seiten."

„Versteht sich — ich glaube, sonst würde sich das Haupt doch auch nicht so einfach drehen lassen. Aber nun singe mir eines deiner schönen Thüringerlieder — dann wandern wir heim."

Und Beate sang. Leise und innig klang die schwermütige Melodie eines alten Liedes zum Finkenpärchen hinauf, das mit klugen, blanken Äuglein niederschaute:

„Im Tale, wo die Saale rauscht,
Da steht eine Mühle am Bach —
Dort sitzt die Müllerin und lauscht
Und singt den Wellen nach:

Bringt ihm meine Grüße zum Saalestrand
Ihr Wellen lieb und traut,
Und sagt ihm, daß Vater vergab meine Hand
Und daß ich des Anderen Braut.

Und sagt ihm, daß ich arme Maid
Nur sein gedenk alle Tag,
Und daß mir ein weißes Hochzeitskleid
Kein Weber weben mag.

Im Tale, wo die Saale rauscht,
Zerfällt eine Mühle am Bach —
Ein einsamer Knabe nur steht und lauscht
Weinend den Wellen nach." —

„Na, es wird Zeit, daß wir heimwandern und du wieder unter lustige Mädels kommst, mein Herz, der Wald macht dich melancholisch," rief Fritz, sprang in die Höhe, so daß das Finkenpärchen erschrocken sich ins Nest duckte.

„Melancholisch? Ach nein, etwas sehnsüchtig nach den Lieben daheim — ja, aber wenn ich die Volkslieder singen soll, kann ich nur traurige singen, da wir gar keine anderen haben," erwiderte Beate. Aber fröhlich hing sie sich in den Arm ihres Mannes und bald verschwand ihres weißen Kleides Schimmer hinter dunklen Tannenmauern. —

Mutter Editha stand in diesen frohen Tagen mitten in der eifrigsten Tätigkeit oft still, mitten im lebhaftesten Gespräch brach sie plötzlich ab und horchte. Dann huschte ein schmerzlicher Zug über ihr liebes Gesicht und die Hand griff fest in die Falten des Rockes, als ob sie dort einen Stützpunkt suche. Das war, wenn die frohe Stimme der jungen Braut erscholl oder wenn der kleine Doktor sich fröhlich mit seiner Braut neckte. War es Eifersucht, was sie quälte? Sie hatte es doch kommen sehen, sie wußte, daß sie ihr Kind eines Tages dem Fremden in den Arm legen mußte.

Und nun doch dieses wehe Gefühl im Herzen? War es nicht das Los aller Mütter, das Kind, das sie großgezogen, dann, wenn es ihnen Stütze und Hilfe sein würde, einem anderen zu geben? Vielleicht einem, der gar nicht ahnte, wieviel Entbehrung, wieviel Entsagung er in dem kinderleeren Haus zurückließ! Gottlob, Edithas Haus ward noch nicht leer, aber dennoch zuckte Schmerz in ihrem Herzen. Seither galt sie der Tochter noch als das Liebste und Beste, jetzt war sie beiseite geschoben, sie, die Mutter, die doch so manche Nacht für das Kind geopfert, unermüdlich für dasselbe gesorgt hatte. Jetzt hatte der fremde Mann die erste Stelle im Herzen der bräutlichen Tochter und ihm würde sie folgen — wie ihre Mutter dem Manne ihres Herzens gefolgt war.

Als Editha an diesem Punkt angelangt war, wurde sie endlich ruhiger und begann freudiger in die Zukunft zu sehen.

Nach heißen Tagen war ein Gewitter aufgezogen und hatte, ohne Schaden zu tun, nur wundervollen, erquickenden Regen zurückgelassen.

Vollbrecht und der junge Harting saßen an der weitgeöffneten Tür des Gartenzimmers, von wo eine Terrasse mit mehreren Stufen in den Hausgarten führte. Nebenan, im Zimmer der Hausfrau, spielte die junge Welt des Hauses Pfänderspiele, denn es waren noch einige Freundinnen und junge Herren gekommen, welche dem Brautpaar ihre Glückwünsche bringen wollten. Die beiden Herren an der Terrassentür hatten die Pfeifen vor, aber Vollbrechts wollte und wollte nicht brennen. Endlich klopfte er sie draußen

auf der Terrasse über das Geländer aus, sog dabei in tiefen Zügen die balsamische Luft ein. Die Regentropfen sprühten auf sein unbedecktes, graues Haupt, er aber freute sich dessen und rief auch Fritz an seine Seite.

„Das ist ein hundert Talerregen, Fritz," schmunzelte er, „so darf's noch morgen weiter regnen. Sieh nur, wie die Blütchen der Syringen die Tröpfchen aufsaugen, in jedem kleinen Blütenkörper sitzt so ein Silberchen. Wenn auch manchem Wanderer heut der dritte Feiertag verdorben ist — besser ist's schon, als wenn die Sonne auch heute noch schiene. Wenn's nur noch die Nacht durchregnen wollte — was meinst du, Fritz?"

„Aber, Oheim," lachte der, „ich bin doch ein Stadtmensch. Was versteht der vom Wetter. Der Himmel sieht allerdings grau in grau aus, vielleicht geht dein Wunsch in Erfüllung."

„Ich glaub's beinah auch — aber nun muß die verflixte Pfeife erst in Ordnung kommen. Irrwisch," rief er ein wenig ärgerlich und trat aus dem Regen wieder ins Zimmer, „komm mal her, meine Pfeife brennt nicht. Bringe Lampe und Fidibus mit, steht so wie so noch nicht hier, die Weibsen sind seit der Verlobung außerm Häuschen." Ina kam mit hochrotem, lachenden Gesichtchen hereingestürmt, denn drinnen spielte man Orakel, und auf die Frage: An wen denkt ein Magdeburger Offizier in Liebe, war die Karte auf Ina gefallen. Glücklicherweise rief gerade in jenem Augenblick der Vater, so daß sie ihr glühendes Gesichtchen nicht den Schwestern zu sehen

lassen brauchte, die sie ohnehin immer mit Georg Specht neckten. Nun hielt sie in einer Hand das kleine, feingearbeitete Bronzelämpchen, ein italienisches Stück, welches Großvater Hattling einst aus Italien mitgebracht hatte und welches Tag für Tag in Edithas Zimmer brannte, damit ihr Gatte sich zwanglos und ohne zu große Mühe seine Pfeifen anstecken konnte. Aus dem Becher aber, den sie in der anderen Hand hielt, kullerten bei ihrem schnellen Lauf alle Fidibusse heraus.

„So geht's, wenn man zu flink sein will und keine Zeit für den Vater hat," brummte der Alte in seinen Bart hinein, guckte aber mit Wohlgefallen auf sein blühendes Kind, wie es sich geschmeidig bückte, und ehe noch Fritz helfen konnte, alle die weißen, gefalteten Papierstreifen wieder in den Becher zurückgetan hatte und mit flatternden Zöpfen hinter der Tür verschwand.

„Du kannst ein stolzer Vater sein, Oheim, wenn ich Wanda dagegen ansehe!" bemerkte Fritz, der Base nachschauend.

„Ja, sage mal, Jungchen, wie ist denn das man eigentlich dort? Deine Mutter schrieb an Editha, daß Ihr da jetzt sogar einen französischen General im Haus hättet mit seinem Adjutanten, mit denen nun die Juliane und ihre Tochter sehr liiert, trotzdem die Herren deiner Mutter Wohnung inne hätten und der Leutnant der sei, der Walter verhaftet habe."

Fritz nickte. „Ja, es ist so. Hermann hat es bei einem raschen Wort verraten, was dem Oheim und

Tante Juliane sehr unangenehm war. Ich glaube — Wanda und der Franzose lieben sich."

„Schockschwerebrett! Weißt du, Fritz, der Offizier, der an jenem Abend auch mich verhaften wollte, ist nachher ja auch noch öfter bei meinen Frauenzimmerchen gewesen, aber es ist ein Deutscher, einer deutschen Mutter Sohn, und er hat Editha geholfen, wo er man konnte. Und das war nötig in jenen Tagen. Teufel auch," der alte Herr schlug mit der geballten Faust auf den neben ihm stehenden Tisch, und baffte aus der nun endlich brennenden Pfeife große Rauchwolken durch die offene Tür ins Freie, wo sie durch den rieselnden Regen zu Boden gedrückt wurden, „wievielmal hab's ich man schon bereut, daß ich den Franzosen ausgerissen bin!"

„Aber es war doch weit vernünftiger, Oheim," suchte Fritz zu beruhigen.

„Vielleicht, ja — und mein Altchen wollte es ja, und bat, na — und da hab ichs man getan — aber groß und heldenhaft kam ich mir nicht dabei vor, sondern recht klein," er duckte sich und schaute verstohlen um sich, „weißt du, Fritz, ich schäme mich dieser Flucht, ich großer, alter Mann schäme mich!"

„Aber, Oheim, das ist doch töricht."

„Meinst du — meinst du wirklich?" Dringend klang die Frage, und die große, rote Hand Vollbrechts legte sich schwer auf Fritz' Arm.

„Gewiß, meine ich das. Ich würde es genau so machen."

„Ja, aber der Walter, der speit nun man Gift und Galle."

„Und würde es ebenso gemacht haben wie du, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte."

Heinrich Vollbrecht saß eine Weile sinnend da, seine scharfen blauen Augen schauten träumend in den Regen hinaus.

„Wenn ich mir das auch man schon alleine gesagt habe, so sind deine Worte doch eben für mich so lind wie der Regen da draußen, — na, und um die Feindschaft meines lieben Schwagers kümmere ich mich nicht viel. Was habt ihr aber zusammen, Fritz, die Elsbeth schrieb auch von — na, wie nennt sie's? — Disharmonie zwischen euch. Was hat's gegeben?"

„Gegeben, Oheim, eigentlich nichts — genommen hat mein Mitchef."

„Was genommen?" fragte Vollbrecht erstaunt, „er ist doch ein reicher Mann."

„Und ein kluger dazu. Als vorigen Herbst die Franzosen ins Land kamen, da hat er schnell seine Gelder aus dem Geschäft und der Bank gezogen und nach England gebracht. Seitdem wurde im Geschäft nur mit meinem Geld gearbeitet, die Verluste, die namenlosen, großen, trug allein mein Kapital, so daß ich jetzt manchmal nicht weiß, wovon ich meiner armen kleinen Frau Wirtschaftsgeld geben soll. Wäre nicht zufällig jetzt eine größere Zahlung gekommen, hätten wir die Fahrt hierher nicht machen können. Und Beate soll das doch nicht wissen, sie, die ich auf Rosen betten wollte, wird bald genug nur Dornen fühlen."

„Vermaledeiter Schurke," murmelte Vollbrecht vor sich hin, sein graues Haupt verschwand ganz in Tabakswolken, so heftig rauchte er.

„Ich kann ihm noch gar nicht mal so sehr bös darüber sein," fuhr Fritz fort, „denn er hat Frau und Kinder, die alle große Ansprüche machen. Aber es ist eben doch sehr schlimm für mich. Denn an alten, eingehenden Bezahlungen nimmt er doch auch Teil, da er von damals her noch die Ausgaben mit trug. Jetzt muß ich diese allein tragen. Er vertröstet mich nun jetzt mit der Freundschaft seiner Frauen zu den Franzosen, meint, davon würden uns goldene Dukaten in den Schoß fallen. Und ich m u ß stillhalten und muß mich vertrösten lassen."

„S' ist, um auf die Bäume zu klettern! Pfui, Teufel, so ein Kerl! Und dabei spielt er immer den Senior, der die Ehre der Familie retten muß. Aber, warte nur," Vollbrecht war aufgesprungen und lief erregt draußen im Regen auf und ab, „warte nur, du kriegst auch nochmal deine Strafe, du mit deinem kalten, egoistischen Herzen. Der liebe Gott sorgt alleweil dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel hineinwachsen. Wart nur, dein Stolz wird auch man noch klein werden — — da, da ist die dumme Pfeife schon wieder aus! Na, armer Junge, Kopf hoch und wenn du mal Hilfe brauchst, dann weißt du, wo der Rosenhof steht und daß dadrinnen immer ein Vater für dich lebt. Und damit basta. Dem ollen Ekel, dem Walter, wollen wir nicht die Ehre antun, weiter an ihn zu denken, wenn ich auch ein durchgegangener Gefangener bin und du 'ne arme Frau geheiratet hast. So, jetzt trinken wir einen guten Tropfen und stoßen auf gute Zukunft an, gerade dem zum Trotz!"

Fritz Hattling mußte in den folgenden Monaten

gar oft an die Worte des Oheims im Rosenhof denken, oft kam er in die Versuchung, sich bittend an ihn zu wenden, doch wenn die Not am höchsten war, kam immer noch wieder eine Rettung.

Nun läuteten die Friedensglocken in den östlichen Provinzen des schwer bedrängten preußischen Reiches, der tiefe, ruhige Klang der Domglocken in Magdeburg scholl nicht über Wall und Graben, klang nicht über den eilenden Elbstrom. Magdeburg, die alte preußische Festung war französisch geworden. Und wenn man mit freudiger Zuversicht in den ersten Julitagen des Jahres 1807 nach Tilsit hingehorcht hatte, um das trostbringende Wort Frieden zu hören, so senkte man nun um so tiefer das gramvolle Haupt und betrachtete sich von nun an knirschend als französischen Bürger, als Untertan des Königs „Immer lustik". Aber nur gezwungen. Innerlich gärte es weiter, glühte der Funken unter der Asche. Und wenn Nachrichten aus dem Reich in Magdeburg eintrafen, waren sie auch nicht tröstlicher — es sah nach wie vor auch da draußen traurig aus. Die französischen Truppen, welche bis zum ersten November die preußischen Lande räumen sollten, blieben ruhig auch noch nach dieser Zeit. Das ausgesogene Land konnte ja die ungeheuren Summen der Ablösung von feindlicher Besatzung nicht aufbringen, und so blieb diese fordernd und raubend weitere Monate, ja darüber, im Land.

Für Magdeburg begann nun immerhin eine bessere Zeit, wenn man von einer Besserung überhaupt sprechen kann. Der Handel kam wieder in ruhigere,

gleichmäßigere Bahnen, aber was niedergebrochen und was Schaden gelitten hatte, konnte nicht wieder so schnell gut gemacht werden. Auch die großen Verluste der Handelshäuser waren nicht zu ersetzen — denn wenn man Geld in die Elbe wirft, das kommt auch nicht wieder. Die verlorenen Summen waren so gut wie in den Strom geworfen, der sie sonst in den großen, dunklen Elbkähnen ihnen zugetragen hatte.

Auch im Hause Gebrüder Hattling blickten die Chefs freudiger. Fritz hoffte wieder, und sein Hoffen machte sich auch oben in der Giebelwohnung fühlbar, denn Beatès liebliches Gesichtchen war heiterer wie sonst so manchen Tag des vergangenen Sommers. Zwar war ihr Verhältnis zu den Verwandten im Hause immer noch kein besseres geworden, die Menschen, die ihr die Nächsten im Leben sein sollten, waren kleinlich in ihrer Seele. Traurig aber war „die Fritzen", wie sie allgemein in der Familie genannt wurde, nicht mehr darüber. Sie bedauerte höchstens die kleinen Seelen, die sich so an den klingenden Besitz hingen, und genoß mit Fritz und dem Freunde, Eduard von Marus, stille aber glückliche Tage. Glücklich trotz mancher ernsten Sorgen, denn Fritz hatte ihr nun doch einmal auf ihr wiederholtes, inständiges Bitten hin, seine mißliche Lage klar dargelegt.

„Als was hast du mich eigentlich angesehen, liebster Mann," fragte sie, als sie dieses Geständnis von ihm vernahm, und ihre liebe, klare Stimme klang schmerzlich, und die schönen Augen mit den hellen Sonnenfunken sahen ihn traurig an, „sollte ich nur eine hübsche aufgeputzte Docke sein, nur ein Spielzeug

für dich? Wie weh tust du mir, daß du mir erst heute deine Sorgen bringst. Guck, meine Arme sind kräftig und mein Nacken ist stark — und soviel der steinerne Mann unten am Hause Lasten tragen kann, so viel kann ich Sorgen mit dir tragen. Denn du hilfst mir ja tragen. Und wenn Arme und Nacken nicht stark genug wären, so würde doch die Liebe helfen, die ja alles vermag."

„Verzeih mir, mein Herzliebstes, verzeih mir in dem Gedanken, daß eben Liebe es war, die mich schweigen ließ."

„Wie klein macht ihr Männer doch eure Frauen, wenn ihr von ihnen denkt, daß sie nur zu Spiel und Tanz auf der Welt sind. Und daß du — du das auch nur von mir gedacht hast."

„Beate, mein alles — ich will mich bessern darin, du sollst von nun an mein linkes Ohr sein, das rechte brauche ich um zu hören — und mit deinen beiden, lieben Augen sollst du schauen, das schauen, was sich uns auf unseren Weg legen will, als Hindernis, an dem wir zu Fall kommen könnten. Ist es nun so recht?" Ja, es war recht, denn Fritz empfand, daß geteilte Sorgen nur halbe Sorgen waren und bewunderte oft den kaufmännischen Sinn seiner kleinen, zarten Frau.

„Wo du das nur her hast, du kleines Pfarrfräulein, an dir ist wirklich ein Kaufmann verloren gegangen, Schade, daß du kein Mann bist."

„Dann hättest du mich doch nicht zur Frau, Dummerchen," lachte Beate fröhlich wie ein Kind, das ein Lob geerntet hat.

„Das ist wahr — nun, es ist auch besser so."

Im Spätherbst, als schon winterliche Flocken über die Elbe tanzten, verabschiedete sich Eduard von den Freunden.

„Ich gehe nach Schlesien," gab er auf die Frage — wohin — zur Antwort. „Dort in den Bergen der Grafschaft Glatz, in der kleinen Festung an der Neiße Strand, ist Graf Götzen mit treugebliebenen Söhnen des Vaterlandes. Ich hoffe, er wird auch mich brauchen können. Wenn es mir gelingt, irgendwo festen Fuß zu fassen, werde ich Gelegenheit finden, euch von mir hören zu lassen. Euch aber behüte Gott und gebe euch frohere Tage wie die schon zusammen verlebten. Ihnen, liebe Frau Beate, ganz besonders alles, alles Frohe und Gute für kommende Zeiten. Und so Gott es will, auf ein Wiedersehen."

Es war ein schmerzlicher und doch ein freudiger Abschied, und Fritz und Beate gaben dem Freunde das Geleite bis über das Tor hinaus und standen noch lange und sahen der schlanken Gestalt nach, der der alte Rock des Vaters um die Knie schlenkerte, und dessen langer Mantel im Wind weit zurückwehte, als wollte er noch immer einen Gruß senden. Sie sahen ihm nach, bis die Gestalt im Schneegestöber heller und heller wurde, und endlich ganz im Schnee verschwand. Dann gingen sie heim, in ihr stilles, trauliches Nest, und es war, als sei mit dem Freunde ein Teil ihres Herzens, ihrer Freude, gegangen.

Aber dann kam eines Tages der kleine Doktor Paul Harnisch mit seiner jungen Frau Eheliebsten, und sie

brachten Georg Specht ins Haus der jungen Verwandten. Beate sah ihm mit Interesse entgegen, ein Deutscher wie sie, und gebunden an einen fremden Kaiser, welcher wie Würfel die Länder und ihre Herrscher durcheinander warf. Das treue graue Auge des Mannes gefiel Beate, und als er zum ersten Mal wegging von ihnen, sagte sie ihm, indem sie zu ihrem Mann hinüberschaute: „Sie finden immer einen Stuhl für sich an unserem Tisch, und ich bitte Sie, denselben nicht zu viel unbenutzt stehen zu lassen."

„Mein Frauchen trifft immer den Nagel auf den Kopf," lachte Fritz, „deshalb kann ich nichts weiter mehr sagen als: Es ist immer gut, edlen Frauen zu gehorchen."

Von da an nahm Specht des weggegangenen Freundes Platz im Hause Fritz Hattlings ein, und oft sprach man von diesem — wo er nun wohl sei — und Georg beneidete den preußischen Offizier.

Im Haus ging nach außen alles den gleichen Gang. Unten in den Stuben der Mutter wohnte immer noch der französische General mit seinem schönen Adjutanten, und die Mutter hatte sich mit der Zeit ganz gut hineingefunden, spielte sogar allabendlich mit dem General, ihrem Schwager und dessen Frau, ihren Whist. Wanda saß währenddem mit René an einem Nebentisch, meist die Köpfe über ein Buch gebeugt. Jedoch, wenn man sie gefragt haben würde, was sie gelesen, würde keiner von beiden eine Antwort haben geben können. Ihre Hände fanden sich oft unterm Tisch zu einem heißen Druck, ihre Augen lagen glühend ineinander, und wenn Wanda in das

Nebenzimmer ging, um Tee zu bereiten, folgte ihr der Offizier regelmäßig, — um zu helfen. Daß dann hinter der Tür ein leiser, aber deshalb nicht minder heißer Kuß zwei Lippenpaare vereinigte, merkte niemand. Und Wanda genoß diese heiße, heimliche Liebe mit aller Glut ihres Herzens. Sie dachte nicht der Zukunft und wollte nicht daran denken, nur glücklich wollte sie in dieser Gegenwart sein. Manchmal stand ihr wie ein dunkles Gespenst die Trennung von dem Geliebten vor der Seele, aber vielleicht würde sich der Vater erweichen lassen und sie dem fremden Offizier zur Frau geben, wenn er sah, daß sie sich liebten und fest in ihrer Liebe waren. Denn Wanda glaubte ebenso an die Liebe Renés, wie sie das Bewußtsein der ihrigen hatte.

Auch Gesellschaften begannen wieder bekannte und unbekannte Menschen zu vereinigen, die französischen Herren fanden überall jetzt Eingang, auch in die streng geschlossene Harmoniegesellschaft, welche ihre Räume in der Peterstraße wieder ihren Mitgliedern öffnete. Da jauchzten und sangen nun wieder die Geigen, und junges, geschmücktes Volk wiegte sich nach ihren Klängen im Tanz. Wie wonnig durchrieselte es Wanda, jedes einzige Mal, wenn René den Arm um sie schlang und ihr während des Tanzes süße, berauschende Worte in das Ohr flüsterte. Wie gern würde sie nur mit ihm getanzt haben, aber das litt die gute Sitte nicht, und von dieser hing auch damals schon viel im Leben ab. Die gute Sitte sah aber nur das Äußerliche Wandas, ihr inneres Wesen blieb ihr fremd, weil Wanda nun, da sie aus ihrem Mädchenschlaf zum

Weibe erwacht war, es ihr nicht offenbaren wollte. Weil ihre Seele nicht rein geblieben war in der Zeit des Erwachens, weil Wanda wußte, daß ihre Liebe zu René de Lantèlme ein Unrecht war, eine sündige Liebe. Mit keinem Gedanken dachte sie mehr ihres Schwures, das Herz dieses Mannes zertreten zu wollen in freudiger Lust, ach — wie war es so ganz anders nun. Jetzt hatte er ihr Herz in seinen Händen, ihr heißes, zuckendes, begehrendes Herz, und was er damit tat, ob er es liebkoste oder manchmal gar nicht beachtete, alles ertrug sie ohne Murren ihm gegenüber. Denn René mochte es nicht leiden, wenn Wanda eifersüchtig war und ihm Vorwürfe machte, weil er irgendein anderes der jungen Mädchen beachtet hatte. Dann strafte sie der Geliebte durch jegliche Entziehung einer Liebkosung, und so hatte sich das verwöhnte Mädchen gewöhnt, still zu schweigen, wenn Renés heißes Blut überschäumte. Sie entschädigte sich aber dann, wenn es ihr gelang, unbemerkt in sein Zimmer zu schleichen. Dann ließ sie seine stürmischen Liebkosungen in seligem Rausche über sich ergehen, und erwiderte sie in schrankenlosem Geben. Schon längst auch dachte sie nicht mehr ihrer Worte zu den Basen, daß ihr Vater ihr den Gatten wählen würde, sie selbst hatte auch gewählt und ihre Wahl sollte und mußte anerkannt werden.

„Und wenn dein Vater nicht will, mein kleines, blondes, deutsches Mädchen?"

Wanda stampfte mit dem feinen, schmalen Fuß auf, ihre Hände ballten sich, und ihre Augen, die von den breiten Lidern immer halb beschattet waren.

funkelten in Leidenschaft. „Er muß, René, er muß. Ich will es, ich bin seine einzige Tochter — sonst —"

„Was sonst, mein leidenschaftliches Liebschen?"

„Sonst gehe ich mit dir durch," flüsterte Wanda heiß an seinem Ohr, „du gehst nicht allein hier fort, ich folge dir, ich — ich kann nicht ohne dich sein. Und du?" Das leidenschaftliche Mädchen warf sich ungestüm an die Brust des Offiziers, ihre Stimme flehte leise und schmeichelte, „nicht wahr, du willst nicht ohne mich gehen, sage es mir, du, um den ich vor Liebe fast den Verstand verliere, du willst mich doch in deine Heimat führen, als dein Weib?"

„Aber natürlich, kleines Liebschen — es wird nur noch etwas dauern, der Krieg hier ist zwar zu Ende, aber wie ich meinen Kaiser kenne, wird er nicht lange Ruhe haben. Wer weiß, wie bald die Abschiedsstunde schlagen wird."

„Und dann — soll ich hier allein bleiben — ohne dich? René, das ertrage ich nicht. Kannst du es denn?"

René zuckte die Achseln und schaute mit sonderbarem Blick zu dem Mädchen hinab, welches in seinen Armen ruhte.

„Ich bin in erster Linie Soldat, ma chérie —"

„Das heißt also so viel als: Ich werde den Abschied ertragen," fuhr sie auf und entwand sich seinen Armen, gleich darauf schmiegte sie sich aber wieder in die weitgeöffneten hinein, und ließ es sich gefallen, daß der leise lächelnde Mann ihren vollen, hübschen Mund mit Küssen bedeckte.

Und so kam wirklich eines Tages die Abberufung des Generals und seines Adjutanten für sie wie ein furchtbarer Donnerschlag mitten aus dem blauen Himmel ihrer Liebe, der ihr alles zerschmetterte, was sie sich in heißen Liebesstunden aufgebaut hatte. Rasch, wie es bei Soldaten zu sein pflegt, mußte die Abreise erfolgen, kaum, daß den Liebenden noch eine kurze Unterredung möglich war.

Wanda hatte tagsüber in Unruhe gewartet, bis die Stunde kam, wo sie ihn zu Hause wußte. Jetzt schlüpfte sie leise die Treppe hinab und schnell in sein Zimmer. René stand schon hinter der nur angelehnten Tür und verschloß diese schnell.

„O, René —"

„Ma chérie, ma pauvre chérie."

„René, du kommst bald wieder und holst mich?"

„Kind, mein armes Kind, das kann ich nicht, noch nicht —"

„Aber so viele eurer Herren haben ihre Frauen bei sich —"

„Das sind nicht ihre Frauen."

„Nicht ihre Frauen, was denn?"

„Ihre Liebchen, mein süßes Liebschen."

„Und was bin ich?"

„Du hättest auch mein Liebchen sein können, aber du bist ein treues, deutsches Mädchen."

„Und — und wirst du mich bald vergessen über — über ein Liebchen?" Wanda richtete sich auf und blickte starr und zwingend den Mann an, welcher in seiner dunklen Schönheit so begehrenswert vor ihr

stand. Sein Blick begegnete lächelnd — als wenn er schon ein anderes Glück erschaue — den ihren.

„Weiß nicht," erwiderte er dann und beugte sich zu ihr nieder, um sie an seine Brust zu ziehen, „aber nun komme und laß uns die letzte Stunde unserer Liebe hier, noch recht genießen."

Aber Wanda stand auf — sie wußte es selbst nicht, wie es kam — daß ihre Seele schrie nach diesem Manne, so daß sie alles vergessen konnte — Vater und Mutter — Sitte und Anstand. Wie ein mächtiger Strom strömte die Eifersucht in ihr Herz, ließ sie alles vergessen, nur klar und deutlich standen in ihrem heißen Herzen die Worte: „Eine andere? Niemals."

Krampfhaft klammerte sich das schöne Mädchen an Renés Arm, und tonlos sagte sie, klar und deutlich, wenn auch leise und zitternd:

„Ich gehe mit dir, ich kann dich nicht lassen — hier würde ich sterben an meiner Liebe, an der Qual meiner Liebe, dich im Arm einer anderen, einer Glücklicheren zu wissen, wie mich — ich gehe mit dir, als — als dein — Liebchen."

Über Renés Züge glitt ein triumphierendes Lächeln.

„Ah," sagte er ein wenig spöttisch, „ein neuer Sieg eines Franzosen. Diese Festung war schwerer zu erobern als manche wirkliche, aber den Sieg will ich feiern, Liebchen, dir soll man huldigen wie einer Königin."

In jener Nacht, im März des Jahres 1808 war es, als der liebe, tolle Frühlingswind wieder zum ersten Male durch die Straßen der alten Stadt sauste. Schnee-

flocken und Eisgraupeln trieb er vor sich her, daß sie kaum zu Atem kommen konnten. Und wenn sie sich zum Schutz gegen seinen drängenden Ungestüm in Ecken und Winkeln verkrochen, dann war er geschwind da und fegte sie davon, daß sie wirbelnd hinwegflatterten. Im weiten Hof des alten Hattlinghauses aber trieb der frische Gesell von jeher gern sein Spiel. Knarrend drehte er die goldene Kugel auf dem runden Dächlein des Treppenturmes, hing sich an den Pumpenschwengel, der knarrte dann mit der Kugel um die Wette, kauerte sich still hinter einem der großen tiefen Strebepfeiler der Kirche, um zu lauschen, ob nicht leise, leise ein Orgelton erklinge. Doch, als alles still blieb, fuhr er wieder hervor, den langen Hof durch, um sich auf das hohe Dach zu schwingen. Da sah er noch Licht in einem der Zimmer. Dicht drückte er das kecke Bubengesicht an die Fensterscheibe und pustete ein wenig, da bewegte sich die Gardine und er sah im matten Lichtschein ein junges Weib stehen. Ein langer dunkler Mantel verhüllte die Gestalt, eine dunkle Kapuze war über blondes, welliges Haar gezogen. Zitternde Hände banden über ein blasses, junges Gesicht, dessen Augen halbverdeckt von den breiten Augenlidern waren, einen dichten Schleier. Dann ergriffen diese selben Hände ein kleines Bündel, die Lampe wurde verlöscht, und gleich darauf huschten leichte Schritte die Treppe im Turm hinab. Der Frühlingswind war neugierig geworden, eilig huschte auch er davon und kauerte sich in die Ecke des Treppenturmes. Die Schritte hielten unten still, — eine Gestalt trat aus der Dunkelheit

der Hauseinfahrt — „Schnell, Liebchen, es ist Zeit.“ — Leise wurde die schwere Haustür geöffnet, die beiden dunklen Gestalten traten hinaus — noch einmal drehte sich das junge Weib um, ihr war, als habe sie ein Schluchzen vernommen — —

„Hörst du nichts, René, mir war es, als weine jemand?“

„Das ist nur der Wind, chérie — komm.“

Die Tür des sicheren Elternhauses schloß sich leise hinter der jungen Tochter, die hinausging, draußen in Nacht und Sünde ein Glück sich zu nehmen, welches sie bei Tage als ein Elend erkennen mußte.

Lange noch saß der tolle, übermütige Frühlingswind in die Ecke des Treppenturmes gedrückt und ließ draußen die Schneeflocken und die Eisgraupeln in Hast sich zum wirbelnden Reigen sammeln. Er sann über das Gute und Böse im Menschen nach, über das Kommen und Gehen der Geschlechter, die er in seinem langen Dasein nun schon begleitet hatte, über das Werden und das Vergehen. Und wie er noch so saß und sann und seine sonnige Seele die Trauer immer noch nicht fassen konnte, welche bei Tageslicht über ein Elternpaar kommen mußte, tönte es ihm wie ein leiser, ferner Schrei. Horchend fuhr er auf — und lächelnd in Glück und Freude, sauste er zur Höhe hinauf, an dem nun dunklen Fenster vorüber, bis zur Giebelwohnung. Da wurde aus dem leisen, fernen Schrei das Weinen eines kräftigen, kleinen Stimmchens, ein klein winziges Menschenkind sah der Frühlingswind durch die unverhüllten Scheiben im Schoß der Wärterin und im Hintergrund des Zimmers kniete

ein Mann vor einem Bett, in dem auf den weißen Kissen ein blasses, liebliches Gesichtchen ruhte, und küßte ein paar kleine, feingewordene Hände.

„Beate, du gabst mir einen Sohn — o, wie danke ich dir."

„Louis Ferdinand wird er heißen — unser Knabe," flüsterte Beate, und ihre Augen, die in tiefer, heiliger Wärme glühten, sahen mit ihren Sonnenblicken nach Mann und Kind.

Aber lieber Frühlingswind, was fällt dir denn ein? Bist du denn ein Narr geworden?

Lachend, jubelnd stürzte sich der alte, ewig junge Übermut kopfüber vom hohen Giebel hinunter auf die Straße, mitten hinein in die dichtesten Schneeflocken und die prickelnden Eisgraupeln.

„Gehen und Kommen," rief er jauchzend, „komm mit mir, du junges Menschenkind — ich nehme dich an die Hand, du ein Frühlingskind wie ich. Laß andere Stürme kommen und brausend um deines alten Hauses stolzen Giebel ziehen, laß Donner brüllen und Blitze schmetternd niederfahren — wir beide gehören zusammen, wir bauen wieder auf. Des alten Geschlechtes Herrlichkeit soll nicht in Nacht und Dunkel entweichen, soll nicht in glühender Lava untergehen: Ich will mit dir sein, du junges Reis am alten Stamm — und unser ist der Sieg!" —

An Walter Hattlings Tür klopfte der Kummer. Er klopfte gleich so energisch, daß Walter, welcher sonst in seinem harten Egoismus gern an anderen Türen, wo der düstere Schleicher eingetreten war, vorüberging, ihm nun selbst die Tür seines Hauses öffnen

mußte. Und der hohe starke Mann erbebte, als er dem Klopfenden ins Antlitz sah! Scheu wich er zurück, streckte abwehrend die feinen, bleichen Hände nach ihm aus, aber der Kummer ergriff sie, ergriff auch die runden Frauenhände Julianens und preßte sie zusammen, preßte sie gegen ihre Herzen, tief hinein, daß ein Schmerzensschrei aus der Brust der Gequälten in den stillen, vornehmen Räumen verklang. Und seitdem lag Frau Juliane wie gebrochen auf dem Divan, jammerte und weinte, fluchte auf den Verführer ihres Kindes. Walter Hattlings Haar aber war schneeweiß geworden in den wenigen Tagen, die der Flucht seiner einzigen Tochter gefolgt waren, und die er angewendet hatte um ihrer — entgegen ihren Willen — wieder habhaft zu werden. Denn Wanda hatte einige Worte hinterlassen:

„Ich gehe von Euch, weil ich nicht ohne René leben kann. Die Liebe zum Mann in mir ist größer als die schuldige Kindesliebe. Deshalb bitte ich Euch auch nicht um Verzeihung, sondern nur darum, daß Ihr mich ziehen laßt und nicht sucht. Wanda."

Wie brannte die Scham im Herzen dieses ehrgeizigen Mannes, wie loderte sein Zorn gegen alles was Franzose hieß, von neuem auf. Wieviel hunderttausendmal bereute er nun sein Sichzudrängen zu dem General und seinen schönen, leichtlebigen, gewissenlosen Adjutanten. Er sagte sich nicht, daß er selbst kein Gewissen bewiesen hatte, er suchte seine Schuld nur bei den anderen. Und nun keinen Sohn zu Hause haben. Artur war noch in Italien, wer wußte, wann dieser wiederkommen würde, und Hermann war nach

England gegangen, da das väterliche Geschäft nichts für ihn abwarf. Denn wenn Hermann auch die leichtlebige und leichtsinnige Natur — wie seine Schwester — von seiner Mutter als Erbteil mitbekommen hatte, so andererseits doch auch wieder seines Vaters kaufmännische Ader, die es ihm nicht gestattete, brach zu liegen, weil das kein Geld einbrachte.

Walter war verzweifelt. Der Gram fraß in ihm, ließ ihn nirgends Ruhe finden, — sinnend und grübelnd saß er da, während die Finger nervös gegeneinander spielten. Und wenn Juliane weinend bat: „Ach, Walter, tröste mich doch — ich brauche Trost —" da entgegnete er unwirsch, während seine harten Augen finster zu der runden, blonden Frau, der die Haare wirr um die Stirn hingen und deren Anzug unordentlich war, hinüberblickten: „Wen die Scham tiefer drückt, ob dich, ob mich, will ich noch dahingestellt sein lassen, aber ich habe keine Zeit, den Tröster einer plärrenden Frau zu machen, die besser auf ihre Tochter hätte Obacht geben müssen."

„So, nun soll ich wohl schuld sein, daß die Herren in unser Haus gekommen sind? Wer hat sie denn in die Familie gebracht? Nur du. Und zuerst hast du sie gleich aus der Stadt jagen wollen. Aber natürlich, den Schmerz einer Mutter versteht kein Mann. Ach, mein armes, verführtes Kind, — ach, ich arme Mutter!"

So brachte das Unglück, was über die Gatten hereinbrach, sie nicht einander näher, sie suchten nicht gegenseitig Stütze, Halt und Trost im anderen, sondern der Kummer trennte sie immer mehr. Der ver-

steinerte ihre Herzen und gab ihnen keinen Trost, nicht im warmen Glauben, denn Walter und Juliane hatten ihn nur, soweit er für ihre Stellung nötig und gut war, nicht in der Liebe, denn die Liebe hatte nie eine Stätte bei ihnen gehabt, nicht in der Hoffnung. Diese drei Dinge waren unnützer Ballast auf den Wegen eines Mannes, welcher strebte, und Juliane? Ihr Denken hatte immer nur ihrer Person und deren schön aufgeputzter Außenseite gegolten, daß dabei das Innere dunkel und unrein blieb, beachtete sie nicht. Und ebenso hielt sie es bei Wanda. Da war nun das Mädchenherz ohne Halt auf die Straße gelegt worden, und als einer gekommen war, der das junge, heißpochende Ding hübsch fand und es dann nach sich schleifte, hatte es sich hinterherschleifen lassen, durch den Schmutz der Straße hindurch. Niemand war dagewesen, welcher das kleine, zuckende Herz aufgehoben hätte, um es den Eltern zurückzugeben und zu sagen: „Hütet es." In diesen traurigen Tagen, wo es auch in der Natur stürmte im Frühlingstreiben, das die Welt durchdrang, war Walter Hattling auch nicht fähig, ins Kontor zu gehen. Er zitterte, Fritz zu begegnen, in seinen frohen treuen Augen das Glück des jungen Vaters zu lesen. Und dann hätte er doch über seines Hauses Schande reden müssen, die Schande, welche die Dienstboten herumsprachen. Aber als er nun so sinnend und grübelnd, so finster verschlossen saß, so ohnmächtig sich gegen dies grausame Schicksal fühlte, kam er doch auf den Gedanken, Fritz sich zur Hilfe zu erbitten. So erschien er am dritten Tage nach Wandas Flucht wieder im Kontor, gratulierte

kurz zur Geburt des Kleinen und begann ohne eine große Einleitung gleich von dem zu reden, was seines Daseins Schmach geworden war.

Leicht gebeugt, wie unter einer Last, schritt der große, hagere Mann schwer im Zimmer auf und ab. Eintönig klang seine Rede, nur wenn er René Lantèlmes erwähnte, zitterte die Stimme, wie wenn fernes Grollen eines Donners durch die Luft dringt.

„Ich muß sie finden, Fritz, sie muß wieder heimkehren zu Vater und Mutter. Noch ist nichts hinausgedrungen in die Öffentlichkeit, noch kann sie wiederkehren, ohne daß ein Flecken an unserer und ihrer Ehre haften bleibt. Aber ich bin zu hastig, zu schroff, diesen — diesen Verführern gegenüber — meine Söhne, die mich vertreten könnten, sind fern, so bist nur du da, um die verlorene Tochter suchen zu gehen. Fritz, es steht dir so viel Geld zur Verfügung, so viel du brauchst, — spare nicht bei Bestechungen, bei Postpferden und Extraposten, aber reise hinter den Flüchtlingen her, suche sie, Fritz, o suche sie!"

Fritz hatte still zugehört, sein Herz war voll Mitleid für die armen Eltern, nun drückte er dem Onkel, dem er sonst so schroff gegenüber gestanden, fest und warm die Hand. Doch schüttelte er den Kopf.

„Ich kann nicht gehen und suchen, Oheim, Beate ist leider nicht so wohl, wie es zu wünschen wäre und würde mich nicht fortlassen. Aber — beruhige dich nur — der hessische Offizier Specht, welcher durch Mina Harnisch bei mir Eingang gefunden hat, kann uns vielleicht helfen. Freilich muß er dann erst um

Urlaub bei seinem Obersten einkommen und ihm auch die Ursache seiner Reise nennen."

„Nein, nein, nur das nicht — nur nicht unseren Namen nennen —"

„Aber, Oheim — ich glaube, es würde gut sein, wenn man erführe, wie sich dieser Herr hier verabschiedet hat. Ich weiß bestimmt, daß man es nicht gut heißen wird. Man wünscht solche Extravaganzen auch nicht in der französischen Armee. Also gestatte, daß ich Specht dieserhalb bitte."

Die harten Augen Walter Hattlings schauten starr in die kleine Flamme des Lämpchens, welches auf Fritzens Pult stand und das große Zimmer matt erhellte. Von nebenan, wo Messerschmidt mit dem Kassierer nach wie vor ihrer Tätigkeit nachgingen, tönte das leise Klirren von Geld — sonst war alles still, so daß man eine Winterfliege um die Lampe surren hörte.

„Wenn es denn nicht anders geht, tue es. Lieber hätte ich es gesehen, wenn du gefahren wärest, aber natürlich, in der Not gehen hundert Freunde auf ein Lot," sagte der finstere Mann bitter.

„Du tust mir Unrecht, Oheim, doch kommt nun auch bei mir in erster Linie Weib und Kind und ich würde später gewiß selbst reisen. Aber da die Sache keinen Aufschub erduldet, so will ich eben Leutnant Specht bitten. Ich hoffe, er wird können und dürfen."

„Dann eile, Fritz, jede Stunde Verzögerung entfernt sie uns vielleicht weiter, und es wird schwerer, die Flüchtigen zu erlangen."

Fritz legte den großen Mantel um die Schultern,

drückte den weichen Hut tief in die hohe Stirn und eilte hinaus. Noch lag matte Dämmerung auf den Straßen, durch die kalter Wind heulte und pfiff. Der junge Chef gab im Vorübergehen im großen Packraum erst noch einige Befehle und wollte dann schnell durch den breiten Torweg eilen, als im selben Augenblick das Mädchen seiner Mutter die Treppe hinabgestürzt kam. Als sie Fritz erblickte, rannte sie auf ihn zu und rief schon von weitem: „Junger Herr, Sie möchten man ganz schleunigst zur Madam Mutter. Da sind schon wieder zwei so 'ne französische Offiziere."

„Der Kuckuck auch, das Wetter soll dreinschlagen," murmelte Fritz, indem er statt nach der Straße zu gehen, die Treppe hinaufsprang, „wenn wir doch erst wieder Preußen wären! Man ist ja wirklich nicht mehr Herr im eigenen Hause."

Oben trat Madame Elsbeth erregt dem Sohne entgegen, ihr blasses, weißes Gesicht leuchtete in der Dämmerung, fahl sah es aus, und die Umrahmung des schwarzen Spitzentuches, welches sie über ihr mattfarbiges Haar gebunden hatte, ließ sie noch blasser erscheinen. Auch die große Gestalt schien schlanker geworden zu sein. — Fritz war es, als er sie so im Dämmerlicht sah, als sei sie der Kummer und die Sorge selbst, die hier nun im Hause walteten.

„Du wünschest, Mutter?" fragte er herantretend.

„Ach, Fritz, nun wollen diese Herren auch noch mein kleines Hinterzimmer, und dann muß ich ganz und gar in die Hofzimmer ziehen, wo ich nur die Kirchenmauer gegenüber habe. Sag's ihnen doch,

daß das nicht geht. Tabu ließ mir immer seinen Salon, wie er den Saal nannte, er war ein feiner Mann, aber diese beiden scheinen mir unangenehm und roh zu sein.

Elsbeth knüpfte bei diesen, in weinendem Ton vorgetragenen Worten, ihr Spitzentuch auf, denn es war ihr heiß geworden, nun hingen die beiden Enden schwer, wie zwei lange dunkle Locken über das feine, weiße Brusttuch nieder. Beruhigend legte Fritz den Arm um die verstörte Frau, es war schon lange nicht geschehen, daß Mutter und Sohn so vertraut zusammen gestanden hatten.

„Dann kommt unsere verehrte Mutter recht oft hinauf in den Giebel — von da kann sie die schönen Türme unseres Domes sehen, sieht den Frühlingshimmel so blau und licht, mit den weißen, zarten Wölkchen daran, hat Licht und Sonne da oben. Und Freude, Mutter, so Gott es will. Unser kleiner Prinz, dein Enkelsohn, liebe Mutter, wird dir dieselbe bringen — drum gräme dich nicht um das, was nicht zu ändern ist, und nimm es hin, wie wir alle das Leid dieser Tage hinnehmen müssen. Aber ich will mit den Herren reden, doch wenn sie, wie du meinst, unangenehme Menschen sind, so würde ich lieber auf dein kleines Hinterzimmer wegen ihrer nahen Nachbarschaft verzichten. Laß sie allein hier hausen, und benutze du die Hintertreppe."

„Ich, die Herrin des Hauses, ich soll die Hintertreppe hinunterschlüpfen wie eine Magd? — nein, Fritz, das tue ich nicht!"

„Aber, Mutter, denke, in welch unangenehme Lage

du kommen kannst, wenn diese beiden Herren hier Gelage anstellten, womöglich es so machen, wie dieser Schurke Lantèlme. Du müßtest vielleicht Worte hören, die dir, der ehrbaren, feinfühligen Frau die Röte der Scham ins Antlitz steigen lassen würden — also gib ihnen lieber noch das Zimmer, es würde mich beruhigen."

Lachend und plaudernd kamen eben die beiden Fremden durch die Zimmer geschritten — ohne Mutter und Sohn zu beachten, traten sie zu ihnen in das kleinere der Zimmer und machten lachend auch hier ihre Einteilung.

Fritz stieg das Blut in die Stirn, er trat rasch auf sie zu, grüßte höflich, sagte aber ruhig und doch scharf:

„Sie befinden sich hier in meinem Hause, meine Herren, in der Wohnung meiner Mutter. Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Namen zu nennen und Ihre Wünsche mitzuteilen. Sie sehen, die alte Dame ist nicht imstande, Ihnen Ihre Wünsche zu befriedigen."

„Ah, Ihnen gehört dieses schöne Haus, das wert wäre, eines Franzosen Eigentum zu sein — vielleicht sind Sie der Bruder der schönen Wanda, Lantèlmes —"

Der Schrei, der Elsbeths Mund entfloh, ließ den zynisch lächelnden Mann innehalten, er trat auch einen Schritt zurück, als Fritz zornbebend auf ihn zutrat.

„Ich sagte Ihnen, mein Herr, daß diese Dame hier meine Mutter sei. Wenn Sie also annehmen, daß Wanda, das unglückliche, erbarmungswürdige Mädchen, meine Schwester ist, — so wußten Sie auch, welche Wunde Sie hier berühren würden. Ihr Ka-

merad hat tiefe Schmach, unendlichen Kummer in eine hoch angesehene Familie gebracht, und Sie entblöden sich nicht, hier diesen Namen auszusprechen? Der Verführer wird verfolgt werden —" Die beiden Offiziere brachen in ein lautes Gelächter aus, die ernste Sache schien sie sehr zu unterhalten.

„Dazu hat man jetzt keine Zeit, mein Herr," sagte endlich der eine, und zwirbelte sein elegantes Bärtchen in feine Spitzen, „um solche Lappalien können Napoleons Generäle sich nicht kümmern. Aber — nun zu Ende. Wir werden noch heute Abend hier einziehen und wünschen Feuer in den Räumen zu haben. Auf Wiedersehen, Madame, auf Wiedersehen, mein Herr."

„O, Fritz, was sind das für Menschen! Und solche muß ich in meine Wohnung nehmen? O Herr und Gott, wofür strafst du die Stadt und ihre Bewohner so?" rief die alte Dame weinend, als die Tür hinter den beiden Offizieren ins Schloß gefallen war. „Still, Mutter, die Herren werden deutsch verstehen. Noch sind wir die Unterdrückten, noch müssen wir nachgeben, aber Gott mag geben, daß ein Tag komme, an dem die schwarzweiße Flagge wieder von den Wällen weht. Bis dahin heißt es eben überall, bei arm und reich, Geduld haben, Geduld üben, sich fügen, sonst verschlimmert man nur seinen Zustand. Und nun, liebe Mutter, laß dir Franz holen und räume deine Siebensachen in die Gastzimmer, und morgen früh, wenn die Sonne scheint, kommst du hinauf zu uns?"

„Wo willst du denn hin, Fritz, hast du es so eilig?"

„Ja, Mutter. In Oheim Walters Auftrag suche

ich Georg Specht, den hessischen Offizier, welcher mit Tante Editha in jener Nacht bekannt wurde, als man den Oheim Heinrich verhaften wollte, auf. Specht soll an meiner Statt Lantèlme und Wanda nach. Ich kann nicht fort, Beates wegen."

„Es geht ihr nicht gut, sagte die Wärterin."

„Nein, sie hat Fieber, und ich bin in Sorge um mein Lieb, Mutter," der junge Mann faßte beide Hände der vor ihm Stehenden, „willst du nicht Mutterstelle bei ihr vertreten? Gib ihr doch endlich den Namen ‚Tochter', wie glücklich würdest du uns machen — und in dem Haus, wo so tiefer Kummer eingezogen ist, würde wieder ein Glück erblühen. Nicht wahr, Mutter, du kommst? Ich bitte heute zum letzten Male."

„Nun, ja, — ich werde schon noch hinaufkommen zu deinem Kind, aber so schnell überwindet man sich eben nicht mehr, wenn man schon älter ist — aber ich komme schon noch."

Bis ins Innerste von den Worten seiner Mutter erkältet, trat Fritz zurück und langsam nach der Tür. Schwer lag die eingetretene Dunkelheit in dem hohen Raum, schwer drückte die hohe, dunkle Erscheinung seiner Mutter auf die Seele von Fritz. „Gute Nacht," sagte er tonlos, „wenn du mich brauchst, — ich stehe dir immer zur Verfügung." So schnell ihn seine Füße, die ihm auf einmal so müde und matt vorkamen, tragen konnten, eilte er zum Hause hinaus. Ihm war, als käme ein schwarzer Schatten hinter ihm her, den selbst das Lächeln aus den sonnigen Augen seines Weibes nicht verscheuchen könnte, als griffe ihn

dieser Schatten und presse ihm die Brust zusammen, daß das Herz aufhören müßte zu schlagen.

„Man wird ganz elend bei solchen Zeiten," murmelte er während seines hastigen Ganges vor sich hin, „Gott erhalte mir nur mein Licht auf meinem Lebenswege, dann will ich ja die schwere Zeit geduldig tragen."

## VIII.

Es war ein langsames, herzzerreißendes Sterben des alten Handelshauses Gebr. Hattling. Trotzdem der jüngere Chef seine ganze Jugend- und Tatkraft daran setzte, um Mittel zu finden und herbeizuholen, welche wieder Leben und Blühen in die altvertrauten Geschäftsräume bringen würden, konnte er sich dieser traurigen Tatsache nicht mehr verschließen. Woran es lag, daß gerade sein Haus so niederging, wußte er sich nicht zu erklären. Aber oft bildete dieses Thema das Gespräch zwischen Fritz und dem alten Messerschmidt, der nur noch als einziger in dem großen Kontorraum saß, seitdem der Kassierer Rouse eines Tages die letzte Seite seines Lebensbuches zu Ende gelebt hatte. Still, wie er im Leben gewesen war, war er auch aus der Welt gegangen, sein letzter, dankerfüllter Blick galt Beate, welche ihm nun wirklich schon wie ein Engel des Lichts erschien, als welcher sie Messerschmidt gepriesen hatte.

Der junge und der alte — sie saßen zusammen in all den Jahren, die über die alte Stadt hinzogen, sie sprachen meist von vergangenen Zeiten. Messerschmidt sprach von ihnen und erzählte seinem jungen Herrn

von den Tagen des Glanzes, von dem regen Verkehr in Haus und Hof, von den geräumigen Zillen draußen auf des Stromes heller Flut, wie sie die kostbaren Waren gebracht und davongetragen. Und dann horchten sie beide hinaus, ob nicht Peitschenknall erschallen würde, ob nicht das Rufen der Träger erklingen möchte, welche die schweren Ballen auf die Böden und Lagerräume zogen. Aber alles blieb still — nur die Mäuslein raschelten auf den leeren Böden, und draußen im großen Hofraum gackerten Beatens Hühner. Das alte Haus war leer geworden. Seitdem Georg Specht unverrichteter Sache wieder heimgekehrt war von seiner Reise, um nach Wandas Aufenthalt zu forschen, seitdem sah man Walter Hattling nicht mehr im Geschäft. Er ließ sich genau von Georg berichten, wie er die Spur des Adjutanten verfolgt habe, aber wenn er auch oft gedacht, dieselbe gefunden zu haben, dann war sie in den Kreuz- und Quergängen der Heere wieder entschwunden.

Still hatte der große, grauhaarige Mann zugehört, vornübergebeugt im Sessel sitzend, unbeweglich sein Gesicht, hart, wie aus Eisen geschnitten.

Und hart wie Eisen klang es, als er am Abend dieses Tages zu der weinenden Frau sagte, welche ihm in diesen traurigen, langsam dahinschleichenden Wochen fast ein Gefühl des Hasses eingeflößt hatte: „Die Tochter, die wir hatten, ist tot, — ihr Name ist tot für uns, er soll nicht mehr vor mir genannt werden."

„Aber, Walter," flehte die erschrockene Frau und ging mit gehobenen, gefalteten Händen auf den stren-

gen Mann zu, „wenn sie nun eines Tages wiederkommt — elend — verlassen — vielleicht krank —"

„Ich kenne sie nicht mehr — ich habe keine Tochter mehr."

„Walter — krank vielleicht — ohne Mittel —"

„Und wenn sie auf der Straße läge — wenn sie auf den Knien zu mir rutschen würde — ich kenne sie nicht mehr — meine Tochter ist tot —, hörst du, Juliane — ziehe Trauerkleider an und verbirg dein Antlitz darin, denn du mußt dich schämen vor den Menschen!" —

Das Haus war leer geworden — die alte Firma Gebrüder Hattling bestand nicht mehr, der ältere Chef war nun ganz ausgeschieden, die Stille des Todes herrschte in den großen leeren Geschäftsräumen. Walter Hattling und seine Frau waren in ein stilles, weltentlegenes Dörfchen des Harzes gegangen — für den ganzen Sommer, hatte er gesagt — aber als der Winter kam, kehrten sie auch nicht heim in die kleinen Hinterzimmer ihres Hauses, denn die Vorderzimmer hatten ebenso wie unten bei Frau Elsbeth, einige französische Offiziere inne, sondern waren nach Berlin. Dort erwartete man von Tag zu Tag den versprochenen Abzug der Franzosen und den Einzug preußischer Truppen, aber es wurde Dezember, bis Schill, der jubelnd Begrüßte, endlich seine Truppen in die wiedererlangte Hauptstadt des preußischen Reiches einführen konnte.

Und auch Frau Elsbeth war fort, und nachdem sie erst eine Zeitlang bei ihren Verwandten gewesen war, eines Tages auf — dem Rosenhof erschienen.

„Na, du sollst mir willkommen sein, Frau Schwägerin," dröhnte der Ankommenden Schwager Vollbrechts laute Stimme entgegen, „trotzdem du vor noch nicht gar zu langer Zeit mal gesagt hast: Auf den Rosenhof? Lieber tot!"

Vollbrecht ahmte bei diesen Worten Elsbeths hohe, helle Stimme nach, so daß sie sich gekränkt abwandte, aber Editha faßte sie herzlich um den Hals und führte sie in das Haus.

„Das ist alles nur Scherz, Elsbeth, und muß dich nicht kränken, er ist der beste, edelste Mann und hilft, wo er nur kann. Und nun sei uns willkommen, und ruhe dich recht lange bei uns hier aus, hierher in unseren Frieden kommen die Bedränger nicht."

So blieb Elsbeth lange da oben auf der waldigen Höhe des Rosenhofes und ihr kleinlich verstocktes Herz wurde bei der fröhlichen Arbeitsamkeit der Familienmitglieder langsam anderen Sinnes. Sie sah das frohe Glück, welches Heinrich Vollbrecht um sich zu versammeln wußte, und zu dem nun auch der kleine Doktor gehörte, sah das sichere treue Zusammengehen von Mann und Weib, sah das seelische Werden und Wachsen der Kinder, dem die Eltern mit dem rechten Verständnis gegenüberstanden. Und leise, wie wenn eine Knospe sich erschließt, kamen der einsamen Frau Empfindungen, die sie früher nicht gekannt, sie begann die Welt mit anderen Augen anzusehen — ihre Welt — und Edithas Worte gaben ihr die Richtung an. So saß auch Elsbeth oft sinnend da, wenn die Bäume über ihr rauschten, horchte auf die Stimmen in ihrem Innern, die ihr jetzt so ganz, ganz

andere Worte zuraunten. Oft lächelten dann ihre blauen Augen, welche sonst so abweisend und hochmütig geblickt hatten, und in ihr Gesicht trat ein milder, freundlicher Zug.

„Du, Altchen, die Elsbeth wird auf ihre alten Tage noch 'ne hübsche Frau, heute bei Tisch ist mir's ordentlich aufgefallen — ich weiß nicht, woran mag das man liegen?" meinte Heinrich Vollbrecht eines Tages im Herbst zu seiner Frau.

Editha nickte. „Ja, du hast ganz recht gesehen, Heinrich, und das kommt daher, weil sie milder wird, ihre harten Ansichten und schroffen Urteile bezwingt und einsehen lernt, um wieviel Glück sie sich dadurch gebracht hat. Ich glaube, sie möchte gern bei Fritzens nun nachholen, was sie ihnen seither an Mutterliebe vorenthalten hat, und ich hoffe, daß dort dann Friede und Glück herrschen werden."

„Und das hast du wieder mal fertig gebracht, mein Goldweib," rief Vollbrecht fröhlich und umarmte seine Frau, welche ihm gerade einen Knopf an der Jacke festnähte — „au — du stichst mich ja — das ist aber ein schlechter Dank für meine Liebe."

Editha lachte: „Ja, du mußt auch vorsichtig sein, mein Alterchen — übrigens kommt von dieser milderen Richtung bei Elsbeth auch etwas auf deine Rechnung."

„Na ja, wir werden hier anfangen, uns auf unsere alten Tage Komplimente sagen — ne — das laß man lieber — ich wasche meine Hände in Unschuld — dir gebührt man ganz allein das Lob. Danke schön — jetzt reite ich zu den Kindern."

„Die Post kommt auch heute, frage an, ob etwas für uns mitgekommen ist. Christian hat schon lange nichts von sich hören lassen und ich ängstige mich."

„Schäm dich was, Mutter, um so'n großen Jungen Angst zu haben."

Einen Brief von Christian brachte nun zwar der heimkehrende Hausherr nicht mit, aber einen Brief von Georg Specht, worin er für den kommenden Sonntag seinen Besuch ankündigte, da er von Magdeburg abgerufen worden sei und er nicht scheiden wollte, ohne Frau Editha, der hochedlen Frau, noch einmal die Hand geküßt zu haben.

Über Inas blühendes, frisches Gesicht lief eine tiefe Röte, als ihre Mutter diesen Brief vorlas. Ihre Hand preßte sich einen Augenblick auf das Herz — weil es so wild klopfte, und die andere faßte fest der Schwester Hand.

„Er" wird kommen — er! Plötzlich weiß sie, daß der schlanke junge Offizier mit den guten, grauen Augen, fest, fest in ihrem Herzen sitzt, so fest wie der Doktor in Minas Herzen saß.

Und ihrem Gefühl nach wäre sie nun am liebsten hinausgerannt in den Garten, in die verschwiegensten Gänge, und hätte jubelnd da draußen geschrien: Er kommt! Aber da gab es die Abendsuppe zu kochen — und sie hatte die Kochwoche.

„Geh nur, ich koche für dich," flüsterte Lina der Schwester zu und strich ihr zärtlich über die heißen Wangen — dann schaute sie der schlanken jungen Gestalt nach, wie sie schnell hinausschlüpfte.

„Du Glückliche," flüsterte sie schmerzlich vor sich

hin, „du wirst dein Glück in deine Arme schließen können, ich dagegen?“ Und während Ina in ihren reinen, seligen Empfindungen draußen zwischen Blumen und Bäumen schwelgte, trat Lina zum Herd in sinnenden Gedanken. Weit über die schönen, blauen Harzberge flogen diese mit schwerem Schlag der dunklen Flügel, hinüber über das Meer in die unendlich große Stadt an der Themse. Kein Wort war je von dort zu ihr gekommen, er hatte wohl die kleine Base vergessen, während sie sich jeden Blick seiner braunen Augen, jedes Wort seines feinlippigen Mundes zurückrief. Sie wußte genau, daß Hermann ihr Schicksal war, daß sie niemals einem anderen über seines Hauses Schwelle folgen würde. So in Gedanken verloren, achtete sie nicht auf die Abendsuppe, die auf dem Herd kochte und zischend überlief.

„Wo hattest du denn deine Gedanken? Gewiß nicht hier bei der Suppe — ein anderes Mal passe besser auf.“

„Ach, Mutter — verzeih,“ murmelte Lina, „aber da ist Georg Specht dran schuld.“

„Georg Specht? Wieso denn? Freust du dich so auf seinen Besuch?“

Lina schüttelte den Kopf, während sie die aufsteigenden Tränen hinunterschluckte.

„Nicht? Und doch soll er daran schuld sein, der dir die Suppe überlaufen ließ, was nun durchs ganze Haus riecht? — Das ist mir unverständlich.“

Lina antwortete nicht, denn sie wollte und konnte ihr nicht sagen von dem, was in ihrer Seele tief

drunten schlummerte und was sie zu wecken fürchtete, wenn man dran rührte.

Editha jedoch hatte im Augenblick keine Zeit, es war auch nicht der rechte Ort für eine Aussprache zwischen Mutter und Kind, so verschob sie diese auf eine gelegenere Zeit.

„Wie lieb von Ihnen, lieber Specht, unserer vor Ihrem Abmarsch noch zu gedenken," begrüßte Editha am Sonntag morgen den jungen Gast und reichte ihm herzlich die Hand, „wir freuen uns alle Ihres Kommens."

„Ja, sogar ich," fiel Edithas Gatte ins Wort, „trotzdem ich Sie noch nicht kenne und Ihr erstes Erscheinen in meiner Familie dennoch mir galt. Seien Sie von mir ebenfalls man recht herzlich begrüßt, da Sie ja als Freund und nicht als Feind kommen."

Die jungen Mädchen standen Arm in Arm — jetzt lösten sie sich, zaghaft, erbleichend, streckte ihm Ina ihre Hand hin.

Er war so anders geworden in den 1½ Jahren, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte, so männlich — so fest erschien er ihr. Nur seine guten, grauen Augen blickten sie an wie damals, ja ihr schien es, als blickten sie zärtlich und doch überrascht. Gewiß, der junge Offizier war überrascht, war doch inzwischen aus dem Kind eine Jungfrau geworden, mit sinnenden, etwas verschämt blickenden Augen, mit einem glücklichen und doch sehnsuchtsvollen Zug um den lieblichen Mund. Immer wieder schaute Georg im Laufe des Tages in das rosige, muntere Antlitz Inas, immer wieder suchte er sie, und als am Nachmittag der

kleine Doktor mit seinem Frauchen kam, und lebhafte Reden im kleinen Familienkreis geführt wurden, da dünkten sich Georg und Ina doch allein inmitten der anderen, und ihre Blicke redeten eine Zwiesprache zärtlicher Empfindungen, welche ewig verstanden werden wird, wenn zwei sich lieben.

Editha sah kommen, was nach dieser Zwiesprache kommen mußte, wenn Georg Specht der Mann war, dem sie ihr Kind anvertrauen konnte, aber ihr Herz schlug schmerzlich, wenn sie Linas gedachte. Warum mußte das arme Mädchen den Mann lieben, welcher ihre Schwester begehren würde?

Traurig war sie und konnte sich nicht so über das Glück ihrer Jüngsten freuen, als wirklich nach Tagen, kurz vor der Abfahrt, Georg mit Ina an der Hand vor die Eltern trat und mit schlichten Worten um die Zustimmung zu seiner Verlobung mit dem geliebten Mädchen bat.

Kopfschüttelnd betrachtete Heinrich Vollbrecht sein Mädel, sah ihren festen, strahlenden Blick, den sie nicht verlegen senkte, wie es sich doch eigentlich gehört hätte, sah ihre Hand, wie sie fest in der des Mannes ruhte, dem sie sich anverloben sollte.

„Hm — und da soll ich nun man auch gleich wieder ‚ja' sagen?" brummte er.

„Ja, ich bitte Sie darum," antwortete der junge Offizier. Dann fuhr er fort: „Ich kann mir denken, daß es Ihnen nicht leicht wird, auf eine ungewisse Zukunft hin, mir Ina zu verloben. Denn ungewiß sind noch die kommenden Zeiten. Wir wissen nicht wohin Napoleons Fuß noch wandern wird, wohin

wir ihm folgen müssen, und ehe nicht die Kriegstrompeten schweigen, eher werde ich nicht kommen, um Ina mir als mein Weib zu holen. Es können noch Jahre hingehen. Und dennoch bitte ich Sie aus meinem treuliebenden Herzen heraus, uns zu gestatten, uns als Verlobte zu betrachten. Ina denkt wie ich."

„Ina, wer hat denn einmal gesagt — es war wohl am selben Abend, an dem du diesen Mann zum ersten Mal gesehen hast — du würdest niemals einen französischen Offizier heiraten — und nun —?"

Georg trat einen Schritt zurück, Ina aber warf sich dem Vater an den Hals.

„Vater," bat sie, „damals war ich ein Kind mit kindischen Ansichten, heute bin ich gereifter — gereift durch die Liebe. Georg ist niemals ein französischer Offizier in dem Sinne, wie ich es damals meinte, er ist deutsch — vom Scheitel bis zur Zeh — trotz seiner französischen Uniform" — „Ja, Kind, und das gibt schon für ihn allein Konflikte, geschweige denn, wenn er ein gut deutsches Mädchen heimführen würde. Ehe er nicht wieder die Uniform seines Landgrafen trägt, kann ich ihm meine Tochter nicht zum Weibe geben."

„Ach, Mutter, hilf uns doch," bat nun Ina zu Editha gewendet, und schmiegte sich an ihre Brust.

„Alterchen — sei doch nicht hart zu deinem Kind."

„Ich kann nicht, Kinder, es tut mir selbst weh — aber ich kann nicht, glaubt mir's man, es wird mir schwer und sauer, denn ich habe den treuen Kerl da selbst lieb — aber —" mit seinem roten Taschentuch

fuhr sich Vollbrecht mehrmals über das Gesicht, das beinahe auch so rot war wie das Tuch. Georg stand einen Augenblick überlegend, schmerzlich zuckte es in seinem Gesicht. Doch dann trat er plötzlich neben Ina, nahm sie sanft aus den Armen ihrer Mutter und trat Hand in Hand mit ihr zu dem Vater.

„So, wie ich hier stehe, mit meinem deutschen, treuen Herzen unter dem französischen Rock, betrachte ich mich als Inas Verlobten. Das können selbst Sie als Vater mir nicht wehren. Aber mit Gottes Hilfe wird auch uns das Morgenrot des Glückes aufgehen, wenn es auch vielleicht noch Jahre dauern wird. Ina, hier vor deiner teuren Eltern Augen, stecke ich dir diesen Reif an den Finger, gib du mir den deinen dafür. Sobald das Vaterland frei sein wird von napoleonischer Herrschaft, werde ich wiederkommen, so mir Gott das Leben läßt, und werde diese Ringe tauschen mit denen, die ohne Anfang und ohne Ende. Und nun lebe wohl, mein süßes Lieb — Gott sei mit dir, mit diesem Haus, mit uns allen."

Er preßte sie an sich und küßte sie zum erstenmal, heiß und innig, und Vater Vollbrecht stand dabei und hinderte den jungen Mann gar nicht an seinem Tun. —

„Ich bin dein auf ewig," flüsterte Ina von Tränen halb erstickt, als Georg sie endlich aus seinen Armen ließ.

„Hüten Sie mir mein Lieb," bat Georg Editha, als er schon auf dem Pferd saß. Dann sprengte er rasch davon, Ina aber flog in den Garten, weit hinab, dort konnte sie noch lange die Gestalt des Reiters

sehen. Und dort stand sie, und ihr Tüchlein flatterte in der linden Herbstluft, bis es naß und schwer war. Da war auch der schlanke Reiter verschwunden, nur die Ferne blaute und aus den roten Dächern im Städtchen drunten stieg der Rauch auf — wie immer. Und für Ina war die Welt nun doch so eine ganz andere geworden!

Nun, da auch Georg Specht schied, mit schwerem Herzen schied, und mit den Worten von Fritz und Beate Abschied nahm: „Lange halte ich es so nicht mehr aus. Auch ohne des Alten im Rosenhof Ausspruch würde ich versucht haben, in ein preußisches Regiment überzutreten. Freilich nennt man es ja dann nicht mehr übertreten, sondern — fahnenflüchtig. Aber die Flucht von der Trikolore zum schwarzweißen Banner bereitet sich bei vielen bei uns vor — und sollten uns Flüchtlinge Napoleons Krieger fassen, so stirbt man dann noch wenigstens von Feindes- und nicht von des Brudershand. So hoffe ich, ihr werdet bald einmal von mir hören."

Beate, welche an Fritz' Arm hing, sah strahlenden Auges zu Georg auf — wie der sonst so stille, ruhige Mann in Feuer geriet, wie seine Augen glänzten und seine Hände, welche den breiten Säbel umspannt hielten, zuckten.

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich es auch so machen — so aber kann ich nichts weiter tun, als für Sie, wie für alle, die in solcher Not sind, mitbeten. Gott geleite Sie, Georg, und gebe uns ein fröhliches Wiedersehen im schönen Harz, im Schmuck der grünen

Myrthe," sagte das junge Weib innig und reichte dem Scheidenden die Hand.

„Immer muß man Abschied nehmen," klagte sie dann, als Georg fort war, „o, Fritz, das ist so schwer im Leben."

„Es kommt auch wieder eine bessere Zeit, wenn die Feinde erst aus dem Land sein werden. Aber woher man noch das Geld und die Naturalien nehmen soll, das weiß Gott allein — wir bedrückten Menschen wissen es bald nicht mehr. Gestern in der Sitzung auf dem Rathaus wußte man auch nicht ein und aus — es ist eine schwere, schwere Zeit," seufzte auch Fritz.

„Du, Fritz —" Beate beugte sich tief über ihre Näharbeit, denn sie saß schon wieder am Arbeitstisch im Fenster, „daß deine Mutter mich extra grüßen ließ, hat mich aber doch gefreut. Ich liebe sie nicht, Fritz, du weißt es, ich kann sie nicht so lieben, wie es ihr vielleicht gebührt, aber ich werde versuchen, nun auch meinerseits weniger abweisend und schroff zu sein. Ich war es oft — ich weiß es, Fritz — aber guck, da war etwas in mir, wenn sie zu mir sprach, was mich vielleicht Liebe als Haß sehen ließ. Auch bei Oheim Walter und Tante Juliane ist es so. Ich habe nie darüber gesprochen und geklagt, mein Fritz, aber es hat oft in mir getobt, hat mir Schmerz verursacht und Tränen gekostet —"

„Beate, mein armes Lieb," rief Fritz erschüttert. Er nahm ihr die Arbeit aus der Hand, kniete vor ihr nieder und schlang seine Arme um ihre kleine, zierliche Gestalt. So blickten sie sich in die Augen. Und Beate beichtete weiter:

„Oft habe ich mir selbst Vorwürfe gemacht, mir gesagt, daß ich diejenige sein müßte, welche demütig in kindlichem Gehorsam deiner Mutter entgegenkommen müßte — aber ich konnte es nicht. Trotzig war ich, wenn sie unfreundlich zu mir gewesen war, und mein Herz, was hier so wenig Liebe gefunden, schloß sich gegen jede weichere Regung ab. Wenn du nicht so treu und in Liebe fest zu deiner Beate gestanden hättest, dann — wäre sie wohl eine recht unglückliche Frau geworden."

„Und ist sie das nicht, trotz aller Sorgen, trotz Kummer und Bedrängnis?" fragte der kniende Mann.

„Nein, Fritz, im Gegenteil. Ich kann, trotzdem ich so klein bin, ein ganzes Teilchen auf meinen Schultern tragen — ich trage es ja mit dir gemeinsam, Liebster. Und dort unseren größten Schatz, unseren herzigen Jungen, den uns Gott erhalten möge, den trage ich noch mit dazu. Und wenn du meinst, daß ich mich noch mehr in der Wirtschaft einschränken muß, so sag's mir nur ganz getrost, ich werde schon noch Mittel und Wege finden, wo ich sparen kann."

„Armes Weible — in Samt und Seide wollte ich dich kleiden, in das Wohlleben hineinsetzen — und nun?"

„Ach, wer weiß," unterbrach sie ihn, „ob wir dann so glücklich zusammen wären, ich glaube, ich passe gar nicht ins Wohlleben hinein. Wenn man in so einfachen Verhältnissen groß geworden ist wie ich."

„Das lernt sich doch, Liebchen, und zwar ganz schnell. Wenn erst diese schlimmen Zeiten vorüber sein werden und wir wieder zum Leben erwachen werden

im Lager und Kontor, dann, mein Herz, wirst du auch hoffentlich noch diese Zeit kennen lernen."

Fritz erhob sich bei diesen Worten und blickte zum Fenster hinaus. Draußen rieselte ein feiner Regen hernieder, dem hier und da eine Schneeflocke beigemischt war, langsam rannen die Tropfen an den Fenstern nieder.

„Ekliges Wetter. Ja, ja, nun kommt bald der Winter. Und wenn der vorbei mit seinen dunklen Tagen, was wird uns der Frühling bringen?" sagte er halblaut.

„Immer Mut, Fritz — nimm dir ein Beispiel dort an deinem Herrn Sohn, wie vergnügt und artig der ist. Ich glaube, Fritz, es gibt kein besseres Kind auf Erden wie Louis Ferdinand."

Sie traten beide an den Korb, worin der kleinste Hattling lag, und im Scherzen mit ihm vergaßen die jungen Eltern bald den Druck der Gegenwart.

---

Wie die Jahre so langsam dahinschlichen! Als ob sie schwere, dunkle Ketten an den Füßen hätten, die rasselnd durch die Welt schleiften und so manches zertrümmerten, was der Menschen Freude gewesen war. Und Ketten klirrten am Fuße fast jedes preußischen Landes, und der Mann, der mit seinem hohen Geist diese Fesseln lösen wollte, er irrte als ein Freigut für jedermann umher, bis er im fremden Lande eine Stätte gefunden hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Napoleons Dekret, wonach der Staatsminister Freiherr von Stein aller seiner Güter verlustig erklärt

wurde, er selbst aber, wenn er irgendwo gefunden werden sollte, sogleich den Franzosen ausgeliefert werden mußte, ließ überall im Reich die Flammenzungen des Hasses aus der Asche emporsteigen. Doch eiserne Fäuste erstickten sie, so daß nur ganz vereinzelt Funken blieben. Aber wo Funken gehütet werden, kann man mit Leichtigkeit ein Feuer machen. Und es gab Männer, welche sorgsam diese kleinen Funken tief in der Asche hüteten, welche weite beschwerliche Wege machten, um den kleinen Funken Nahrung zu bringen, damit sie ihr Leben fristen konnten.

Die Jahre schlichen langsam dahin. Immer noch lag Napoleons Hand schwer auf den preußischen Landen, welche durch die ungeheuren Lasten der feindlichen Einquartierungen, die Kriegsentschädigungen nicht bezahlen konnten. Und diese Hand, diese eine einzige, zerdrückte das Leben allüberall. Da stockte der Pulsschlag des Handels, die Landwirte konnten ihre Felder nicht bestellen — es kam Teuerung in die Lande und zehrte auf, was noch vorhanden war.

Kaum sichtbar glühten die Fünkchen in der Asche, doch als der Sturmwind vom Süden blies, und den Feinden des Landes zu tun gab, hoben sich diese kleinen, warmen Fünkchen, wuchsen plötzlich — sprangen hier und dort hin, wurden Flammen, die in jedes Preußenherz ihre wärmende Lohe sandten. Leise knisterten überall die Flämmchen, ungesehen, doch stetig, immer mehr Raum gewinnend — den langsamen, schweren Schritt der Jahre begleitete dieses Knistern, bis es lauter und lauter wurde.

---

Walter Hattling war im Herbst des Jahres 1809 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Seine Gestalt war immer noch stattlich und ungebeugt, nur seine Augen blickten noch finsterer, noch eisiger in die Welt. Er fand seine alte Firma „Gebrüder Hattling" nicht mehr. Zwar saßen Fritz und der alte Messerschmidt noch täglich im Kontor, aber zu tun gab es eigentlich kaum noch etwas. Franz holte, wenn sich wirklich noch mal ein Käufer für ein Stück Tuch einfand, dies herbei, er pfiff dann meist ein vergnügtes Liedchen dabei, und flüsterte dem Käufer ins Ohr, das Geschäft ginge ausgezeichnet, die Pakete seien nur gerade weggeschickt.

Mühsam fristete Fritz sein und der Seinen Leben, aber er und Beate waren glücklich dabei. Frau Elsbeths Liebesversuche wurden von ihren Kindern in der richtigen Weise aufgefaßt und erwidert, und Louis Ferdinand gedieh augenscheinlich unter dem Schutze der Großmutter.

Finster, ja mit Haß, blickte Walter auf den kleinen Buben, wenn er ihn zu Gesicht bekam, erinnerte ihn doch das Kind greifbar an die Nacht, welche die Schande in sein Haus gebracht hatte.

So fuhr er auch wütend in die Höhe, als Frau Elsbeth eines Morgens mit dem Kind an der Hand bei ihm eintrat. Walter hatte am Schreibtisch gesessen und gerechnet. Im Zimmer lag dicker Tabaksrauch, denn Walter rauchte neuerdings sehr viel, welcher Frau Elsbeth etwas Husten verursachte.

„Wie kannst du es nur in dieser Luft aushalten, Walter, das ist ja zum Ersticken," keuchte sie.

„Tu das Kind hinaus, Elsbeth, ich kann den Jungen nicht sehen," antwortete Walter nur, öffnete jedoch ein Fenster, damit die reine, kalte Winterluft hereinströme.

„Das unschuldige Kind kannst du nicht sehen? Na, da hör man einer — wenn nun deine Kinder dir ihre Kinder anbringen?"

Das blasse, längliche Gesicht Walter Hattlings verzerrte sich, so daß Elsbeth erschrocken einen Schritt zurücktrat und schützend ihre Arme um den kleinen Enkel legte.

„Tu den Jungen hinaus, sage ich dir — diesen kann ich nicht sehen."

Er wandte sich ab, indem er sich mit seinem Taschentuch über die Stirn wischte, die in nervöser Erregung feucht geworden war. Elsbeth schritt kopfschüttelnd zur Tür, rief nach Franz und übergab dem hierüber strahlenden Menschen den Kleinen. Dann trat sie wieder ins Zimmer zurück.

„Ich wollte dich um deinen Rat befragen, Walter, in Geldgeschichten natürlich."

„So?" Es klang so gleichgültig aus des Mannes Mund, und doch funkelten seine Augen unter der Brille, welche Walter beim Schreiben trug, hinüber nach der Schwägerin.

„Hast du nicht jetzt deinen Sohn als Berater? Ihr bildet ja jetzt eine sehr harmonische Familie, alle Achtung!"

„Ach, spotte nicht, ich habe eingesehen, daß ich im Unrecht war. Deine Schwester, lieber Schwager, hat mir andere Gedanken ins Herz gegeben —"

„Ja, ja, die da oben auf dem Rosenhof leben ja wie die Turteltauben und sind Idealisten vom reinsten Wasser. Gott bewahre mich vor ihnen. — Aber, was willst du von mir?"

„Walter, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, geht euer Geschäft nicht mehr. Vor Jahren, als Fritz eintrat in die Firma, zahlte er mir meinen kleinen Anteil von zwanzigtausend Talern auf meinen Wunsch aus. Damals legte ich das Geld in meiner Heimat an. Mein Bruder kaufte mir ein Haus. Vor einigen Monaten habe ich es wieder verkauft, mit Verlust von zweitausend Talern. Seitdem liegt das Geld da, weil ich es nur in sicheren Staatspapieren anlegen will. Ich dachte nun, wenn ich diese Summe Fritz ins Geschäft geben würde — —"

„Würdest du das damit auch nicht zu neuem Leben erwecken; es würde gar nichts nützen, denn ein jeder scheut sich jetzt Ausgaben zu machen in Sachen, die nicht unbedingt nötig sind. Fritz würdest du mit dem Gelde auch nicht mehr helfen können, er ist leider einer der ersten, der hier ruiniert ist. Daß das Herausziehen meiner Gelder vor Jahren dies beschleunigt hat, bedauere ich ja natürlich, ist aber nun nicht mehr zu ändern. Es ist sich ja auch jeder selbst der Nächste. Ich hatte dr —" Walter Hattlings Hände trommelten krampfhaft gegeneinander — „hatte Kinder — Fritz war allein. Daß er so töricht war, sich ein bettelarmes Mädchen zu heiraten, hatte ich allerdings nicht für möglich gehalten. Damals hätte ihn Geld retten können, jetzt nicht mehr."

Grausam, doch mit einer gewissen Gleichgültigkeit

sprach das das Oberhaupt der Familie Hattling, so daß Frau Elsbeth schluchzend die Hände faltete.

„Aber, Schwager, das ist ja furchtbar, der arme Fritz, die arme, kleine, zarte Frau, und mein Jungelchen!"

„Gib ihnen doch das Geld zum Leben, Schwägerin —"

„Das kann ich doch nicht mehr. Mein Bruder hat auch viel verloren, und ich mit. Ich bin auch nicht mehr die vermögende Frau, die ich war," jammerte sie, und schwere Tränen rollten über die runden, blühenden Wangen.

„Was? Du auch? Nun da will ich dir etwas sagen, liebe Elsbeth, vielleicht kann ich nun allen helfen. Ich habe gestern die große Zichorienfabrik von Schmidt und Komp. draußen in der Neustadt gekauft. Dergleichen Ware geht immer. Schmidt einziger Sohn ist unter die Soldaten gegangen — die jungen Leute hier sollen ja jetzt zu Dutzenden die Stadt verlassen, um gegen den Menschen — den Napoleon, den ich hasse wie — wie den Teufel — zu ziehen. Da hab ich die Fabrik billig bekommen. Ich dachte schon daran, Fritz den Vorschlag zu machen, als Buchhalter bei mir einzutreten, den Gehalt wird er gern mitnehmen —"

„Ach das wolltest du? Das ist edel von dir — habe Dank Walter."

„Nicht doch," die lange Hand des Mannes hob sich abwehrend, „es ist doch selbstverständlich, daß man seinen Angehörigen hilft. Hermann hat sich drüben

festgesetzt, er wird übrigens nächstens heiraten, eine junge, reiche und sehr schöne Witwe."

„Ach wie mich das für dich freut, und für Juliane auch, endlich wieder einmal einen Sonnenblick nach der trüben Zeit —"

„Bitte laß das," unterbrach Walter schroff seine Schwägerin.

„Ja," fuhr Hattling fort, „Hermanns Kommen ist also ausgeschlossen, Artur als Künstler kommt gar nicht in Betracht, da ist es ja nur natürlich, daß ich an Fritz dachte. So kann ich dir nun den Vorschlag machen, mir dein Kapital zu leihen, als Hypothek natürlich, gegen sechs Prozent Zinsen im Anfang, später mehr. Ich würde dann die Fabrik erweitern. Da kannst es dir ja noch überlegen," fügte er ein wenig lauernd hinzu, und ließ seine Finger langsam gegeneinander spielen.

„Das bedarf wohl kaum einer Überlegung. Wenn du mir nur deine Kaufpapiere zeigen wolltest —"

„Aber gewiß liebe Schwägerin, hier sind sie schon, denn ich rechnete gerade noch darin."

Mit ein wenig zittrigen Fingern breitete Friedrich Walter Hattling den Kaufbrief vor Elsbeth aus, welche nun doch herangekommen war. Prüfend schlug sie Seite um Seite um.

„Da kann man dir nur gratulieren, Schwager. Schade, daß ich es nicht gewußt habe, denn ich hätte die Fabrik vielleicht für Fritz erstehen können."

„Ach Fritz weiß so gar nicht Bescheid in der Zichorienbranche."

„Nun, du doch auch nicht."

„O doch, ich war einmal ein Jahr in einer solchen Fabrik.

Also da ist es abgemacht mit deinem Gelde? Wann kann ich es bekommen?"

„Ich werde Fritz bitten, es aus meiner Vaterstadt zu holen — wir wollen sagen nächste Woche, so daß du also am 1. Dezember die Summe übernehmen kannst."

„Gut, Elsbeth, den Hypothekenbrief werde ich bald aufsetzen und zu Gericht schicken. Hattest du sonst noch etwas auf dem Herzen? Ich muß bald zur Post gehen, Juliane abzuholen."

„Ach richtig, die kommt ja heute. Nein, ich wüßte weiter nichts. Fritz darf ich deine Pläne mit ihm mitteilen?"

„Wenn es dir Spaß macht — meinetwegen." —

„Ich soll als Buchhalter in des Oheims Fabrik? Wie kann er mir das zumuten wollen — das ist unerhört. Ein Bettelbrot, ein Gnadenbrot da essen von seiner Hand, welche mir den Boden unter meinen Füßen untergraben hat. Das kann ich nicht," rief Fritz entrüstet, als seine Mutter ihm Abends die Pläne des Oheims mitteilte. Beate saß still dabei, ihre Augen blickten nur traurig, schwermütig nach dem Mann, dem Gott ein so schweres Los gegeben hatte.

Erregt schritt Fritz im Zimmer auf und ab, fuhr sich wiederholt mit der Hand in sein volles, lockiges Haar.

„Was an einem bankrotten Mann für Zumutungen gestellt werden. Es ist zum Lachen — ich als Buchhalter, was mein Messerschmidt bei mir ist — leider

vielmehr war, denn es gibt ja fast nichts mehr zu buchen."

Fritz lachte wirklich, aber es war ein trauriges Lachen mit höhnischem Anklang, welcher in des jungen Hattlings Munde so fremd war.

„Fritz," bat Beate, „weise es nicht so schroff ab, — sieh, schon die Tätigkeit würde dir vielleicht gut tun, — du hast jetzt zu wenig zu tun, da verfällst du ins Grübeln und das tut niemals gut. Und in den schlechten Zeiten wäre der feste Gehalt auch nicht zu verachten. —"

„Hast du vielleicht doch zu wenig für deine Bedürfnisse," unterbrach er sie schroff, „dann natürlich."

„Wie du ungerecht wirst, Liebster."

Gleich war er an ihrer Seite und küßte sie zärtlich.

„Unglück macht schlecht — nicht wahr, mein Motscheken?"

„Es soll es aber nicht."

„Sollte. O, was sollte man alles nicht, was sollte man nicht alles — tun und lassen."

Mißmutig ging Fritz die folgenden Tage umher, kämpfend mit seinem Stolz, überrechnend und wieder rechnend. Lange Gespräche hielt er mit Messerschmidt, lange mit Beate, bis er doch eines Tages den Frauen mitteilte, daß er vom 1. Januar 1810 ab als Buchhalter in des Oheims Fabrik eintreten würde."

Forschend, ängstlich blickte ihn sein Weib an, liebevoll strich sie mit der Hand über seine Stirn und sagte dann doch tapfer lächelnd:

„Nun werden wir aber reiche Leute, nun kann es alle Sonntage wieder einen Braten geben."

Beate hatte an ihrem Arbeitstisch gesessen, als Fritz zu ihr getreten war, nun warf er sich plötzlich zu ihren Füßen und drückte seinen Kopf in ihren Schoß, ein Schluchzen erschütterte den Körper des Mannes, ließ seine Schultern zucken.

Erschrocken beugte sich das junge Weib über den Gatten.

„Liebling, mein geliebter Mann — nicht doch — du mußt nicht weinen. Sei stark und fasse Mut, es kommt auch wieder besser."

„Ich werde daran zu Grunde gehen," murmelte er.

„Das verhüte Gott. Nein Fritz, ganz gewiß nicht. Was sollten wir denn anfangen. Deine Frau und dein Sohn? Gib ihm ein Vorbild für spätere Jahre, indem du einen Sieg über dich selbst erkämpfst; das ist schwer, aber ich denke, mein Fritz wird es können. Meinst du nicht, mein Liebling?"

„Wenn ich du wäre, ja, so bin ich nur ein Mann mit schwacher Energie."

„Fritz."

„Ja, ja Beate, es ist so."

„Nein, es ist nicht so. Es ist nur der augenblickliche Druck, ein Niederschlag. Du bist krankhaft gereizt. Die Reise nach Sandersleben wird dir gut tun, Geliebter, dir frischen Mut und fröhliche Tatkraft geben. Komm, jetzt gehen wir ein wenig vors Tor, und geben den eilenden Wolken unsere Grüße an die Eltern mit. Draußen unter Gottes freiem Himmel werden wir Zukunftspläne machen, Luftschlösser bauen und einmal wieder fröhlich sein. Ferdi ist mit Großmutter spazieren."

Durch die rasch ziehenden Wolken sandte die untergehende Sonne ihre matten, schrägen Strahlen über die beschneiten Felder. Die Luft war scharf, aber ihre Herbe gab Fritz wieder Kraft in seine Seele, in seinen Körper. Er nahm den Hut ab und ließ die klare kalte Luft über seine Stirne wehen, seine Augen wurden wieder klar und hell.

Ein Trupp junger Leute kam aus der Stadt ihnen nach, gingen an dem Ehepaar vorüber. Einer drehte sich um und grüßte hutschwenkend zu Fritz hinüber, indem er fröhlich rief:

„Ade, Herr Hattling, jetzt geht's hinaus gegen den Feind."

„Wieso?" staunte Fritz.

„Fort — aus der Knechtschaft in das Heer unseres Königs — wir werden alle Soldaten."

So standen Fritz und Beate wieder und sahen den Abziehenden nach. Diesmal war es niemand der ihnen nahe stand, und doch zogen ihre Herzen mit den Wandernden, lauschte ihr Ohr den Klang ihres Marschliedes, welches sie angestimmt hatten — bis die Luft den Schall verwehte.

Langsam schritten sie nach Hause, ihre Gedanken folgten denen, die in die Freiheit zogen.

## IX.

Im Juli des folgenden Jahres konnte Fritz an der Wiege eines Töchterchens stehen, welches auf Wunsch Beates den Namen der vor wenigen Tagen entschlafenen edlen Königin Louise erhalten sollte.

Die Sonne brannte heiß über Straßen und Plätze,

als die Eltern mit diesem Kind und Großmutter Elsbeth hinüberschritten nach dem Dom, das Kind über die Taufe zu heben.

Beate hatte sich diesmal schnell erholt. Ihr Schritt war rasch und elastisch, ihre Augen, in denen die alten, goldigen Sonnenfunken glimmten, leuchteten wieder froh und voll Zuversicht, und blickten doch zärtlich auf das kleine Wesen in ihrem Arm nieder. Nur eins machte ihr Kummer: daß weder Oheim noch Tante Volbrecht ihr Kommen hatten einrichten können. Der Oheim kam ja so wie so nicht nach Magdeburg, solange es in französischen Händen war, aber auch Tante Editha hatte nicht kommen können, weil Mina Harnisch ihren Gatten auch mit einem kleinen Töchterchen beschenkt hatte.

Während nun Beate auf dem Weg zum Dom in ihrem Herzen bedauerte, daß ihre kleine Tochter ohne Patenschaft in die Gemeide der Christen aufgenommen werden mußte, hielt vor dem alten Hattlinghause eine Extrapost. Erregt stürzte Franz herbei.

„Ach du lieber Himmel, der Herr Artur," rief er und schlug die Hände über den Kopf zusammen, „was der Herr Vater ist, der ist draußen in der Neustadt in seiner Cichorienfabrik und die Frau Mutter ist im Harz —"

„So? Und dein Herr, Franz?"

„Meine Herrschaft geht alleweil zum Dom das kleine Louischen taufen."

„Eben jetzt?" fragte der Angekommene und über sein wettergebräuntes Gesicht flog ein Lächeln.

„Ja, akrat jetzt," nickte Franz.

„Na Franz, da nimm man meine Sachen und trage sie fein vorsichtig in mein Atelier, ich will schnell zum Dom."

Und weg war er, eilte mit schnellen Schritten über die sonnendurchglühte Straße.

Leise öffnete er den schweren Torflügel der Domtür, und stand dann in dem hohen, schönen Raum, durch dessen Spitzbogenfenster das Licht der Sonne warm hereinflutete, und wunderbare Farbensymphonien schuf. Artur hatte auf seinen Reisen, die ihn so lange dem Elternhause fern gehalten hatten, viel herrliche Gotteshäuser gesehen, aber jetzt berührte ihn die Schönheit des heimischen Doms, die Erinnerungen, welche sich aus der Zeit der Kindheit an diesen heiligen Raum knüpften, so wundersam, daß er einen Augenblick wie gebannt stand. Doch dann sah er weit vor sich eine lichte Gestalt, ein blondes Frauenhaupt, auf dessen schlichten Scheitel die Sonne ruhte, wie es sich über ein kleines Wesen in ihrem Arm beugte. Er legte die Hand über die Augen, um besser sehen zu können.

„Madonna," sagte er leise vor sich hin, „du einst geliebte Frau, so will ich dich malen."

Rasch trat er daraufhin zu Fritz, welcher überrascht einen Schritt zurücktrat.

„Darf ich deinem Kind ein Pate sein?" fragte er leise.

Erstaunt nickte der junge Vater. Artur aber trat zu Beate. Er hatte gehofft in all den Jahren seines Herzens unselige Liebe bekämpfen zu können, er hatte wohl auch geglaubt, daß das Bild seiner „Frau Base"

nun unter anderen Eindrücken erloschen sei, Eindrücke, welche Herz und Sinne beschäftigt hatten. Doch wie er nun so vor der zierlichen Gestalt stand, ihre Augen ihn anblickten mit dem tiefen Blick einer köstlichen Seele, da fühlte er, daß die Liebe nicht erloschen war. Und ehrfürchtig und doch mit heißem Sehnen nahm er das Kind, ihr Kind, aus den Armen der geliebten Frau.

Später hörte er von Fritz, wie die Verhältnisse im Hause standen. Mit tiefem Bedauern betrachtete er den Vetter, den sein Vater ins Unglück gestürzt hatte und den er selbst mit seinem besten Willen nicht helfen konnte. Denn noch hatte Artur wenig ums Brot gearbeitet. Seine Studien beschäftigten ihn mehr, und jetzt wollte er nun erst anfangen zu schaffen und zu lehren. Aber die traurigen Zeiten in der alten Vaterstadt waren nicht dazu geeignet, Künste zu beschützen, sie zum blühen und reifen zu bringen. Die Ketten der Fremdherrschaft streiften über sie hinweg und drückten die duftigen Pflanzen zu Boden.

So hatte Artur neben seiner Tätigkeit viel Zeit, sich mit sich selbst und mit seiner Umgebung zu beschäftigen. Und da war es vor allen Beate, welcher sein Denken galt. Wenn er an der Staffelei stand und die Landschaften des sonnigen Südens unter seinem Pinsel auf der Leinwand erblühten, stand in jeder dieser paradiesischen Gefilde die Gestalt der kleinen Base, der geliebten Frau. Nicht greifbar stand sie vor ihm — nein — so, wie er wußte, daß sie ihm unerreichbar war, so glitt sie durch seine Bilder, ihn erfreuend, ihn anfeuernd. Mit ihren

reinen, glücklichen Augen drang sie bis in die Tiefen seiner Seele. Da lösten sich die häßlichen Gefühle des Neides und der Mißgunst, die leichtinnigen Regungen gingen unter und eine stille, große ernste Welt baute sich an deren verlassenen Stätten auf. Artur fühlte sich glücklich, trotzdem er allein wandern würde, weite, weite Wege, trotzdem die kleine, einst lächelnd verspottete Hand Beates nie in der seinen liegen würde. Er war ein merkwürdiger Mensch geworden. Es quälte ihn weder Eifersucht auf Fritz — im Gegenteil, er schloß sich dem Vetter fest an, noch war sein heißes Lieben heißes Begehren geworden. Ihm genügte es, wenn er Beate täglich sah, ihre Hand in der seinen fühlte, ihrer Stimme Klang liebe, traute Worte für ihn enthielt. Wenn er bei ihr sitzen durfte, sie malen als Madonna, so wie er es sich gewünscht hatte. Mit keinem Wort sprach er ihr von seinen Empfindungen für sie, er hielt sie dazu zu hoch, sie war wirklich seine Madonna geworden, der er in anbetender Liebe huldigte.

Und je reiner seine Liebe wurde, und Beate in selbstloser Weise diente, je zutraulicher wurde die junge Frau. Ihr fröhliches Herz freute sich jetzt der Anwesenheit des Vetters, welcher so interessant und eigenartig von seinen Reisen zu erzählen wußte, und der tägliche Gang hinüber in das Atelier wurde ihr jetzt auch gar nicht mehr so schwer, trotzdem sie ihr kleines Mägdelein mit hinüber trug. Die Abende brachte Artur meist auch bei dem jungen Ehepaar zu, denn seines Vaters eisige Art stieß den Sohn immer mehr ab. Frau Juliane aber blieb der Stadt

fern, ihr Gemüt hatte zu schwer unter der Flucht der einzigen Tochter gelitten. —

Langsamer schlichen die Jahre weiter. Kriegsgeschrei tobte in ihnen, ließ die Menschen erschauern und mit Angst und Beben der Tage Kommen sehen.

In preußischen Landen waren die Fünkchen, die leise gehüteten, Flammen geworden. Überall leckten sie aus dem Boden, stiegen in lichter reiner Höhe auf und riefen durch ihren leuchtenden Schein, der weithin durch die Nacht der Trübsal drang, alles herbei von des Vaterlandes Mannen, was fähig war ein Schwert zu führen. Auch die Feinde, die überall noch in des Landes Gauen saßen und mit schwerer Faust regierten, gewahrten den lichten Schein dieser lodernden Flammen. Aber wenn sie herzu eilten sie zu ersticken, waren sie verschwunden — deckte Asche und Lava die Stätte. —

Fritz hatte sich schwer an die Pflichten gewöhnt, welcher seiner in seiner neuen Stellung warteten. Täglich ging er mit bittern Empfindungen den weiten Weg hinaus in die Neustadt und er mußte seine ganze fröhliche Art, das Leben zu erfassen, zusammennehmen, um nicht zu verzweifeln. Einzig und allein der Umstand, daß er damit seiner Familie Leben erhielt, ließ ihn aufrecht bleiben. Nur in stillen Stunden, wenn er und Beate allein waren, und wie fast immer, die Zukunft ihr Gespräch bildete, redete er sich von der bedrückten Seele, was ihm unerträglich schien. Und Beate stand oft den leidenschaftlichen Ausdrücken seines Schmerzes, seiner Leiden fassungslos gegenüber, und nur im Hoffen auf ein

künftiges Besserwerden fanden sie beide dann Trost und Ergebung in die dunkle, schwere Zeit.

Und nun brachten die Zeitungen Nachrichten von Ansammlungen von preußischen Truppen in Schlesien und den östlichen Provinzen. Eifrig wurde gearbeitet, ausgebildet — immer neue Scharen kamen, und andere wurden entlassen. In allen Städten, Städtchen und Dörfern des Reiches glühten die Flammen der Begeisterung, klang es von Stahl und Eisen. Bis zu Napoleons Ohren drang dieser helle Klang, so daß der große Kaiser mitleidig lächelte. Aber dennoch, immer aufdringlicher drang der Klang deutscher Waffen an den Hof des Korsen, zornbebend fuhr er auf. Wollte ihm der kleine Preußenkönig wieder entreißen, was nun sein war? Die schöne, stolze Festung an der Elbestrand war sein, und sollte sein bleiben.

So ging der Befehl nach Magdeburg ab, die Stadt und Festung gegen die Preußen in Belagerungszustand zu setzen, die Neustadt dem Erdboden gleich zu machen. Wie ein einziger Entsetzensschrei hallte es durch Haus und Gasse der Vaterstadt. Mit geballten Fäusten standen die Besitzer der Fabriken da und mußten in ohnmächtiger Wut zusehen, wie man ihnen ihr Hab und Gut verbrannte. Und Entschädigung? Wo gab es in Napoleons großem Haus ein Kämmerchen, wo für diese Schäden die ausgleichende Gerechtigkeit ihre Stätte hatte?

Die beiden Hattlings, Walter und Fritz, sie standen vor den brennenden Gebäuden — still, ohne Worte.

Nur in beider Augen flammte dieselbe Glut, die dort ihres Lebens Inhalt an Arbeit und Verdienst in Asche legte.

„Komm, Oheim, laß uns gehen," sagte Fritz endlich leise und schob seinen Arm in den des Älteren, „was sollen wir hier noch?"

Walter lachte auf, ein heiseres, irres Lachen.

„Was wir hier sollen? Freuen sollen wir uns über das schöne Feuer, welches unser Geld verzehrt. Siehst du, Fritz, wie die Funken fliegen? Das sind alles Goldstücke — hi hi — die lagen drin in meinem Geldkasten. Auch der Elsbeth ihre Goldstücke sind dabei, und deine, und Juliane ist nun auch 'ne arme Frau — hi hi — was die sich freuen wird! Lach doch Fritz lach doch, warum lachst du denn nicht? Ist das nicht schön? Huh — so grausig schön!"

„Komm, Oheim, komm fort von hier," drängte Fritz wieder, „hier sind wir zu Ende. Komm nach Hause."

„Ich habe kein Zuhause. Niemand ist da, der für mich sorgt, die Wanda ist gestorben, die Juliane ist fort. Da ist niemand, der mir hilft. Und ich friere so."

„O ja," sagte Fritz warm und zog den alten Herrn mit sich fort, „da sind Mutter und Beate. Beate wird dir eine warme Suppe kochen, damit die Kälte aus deinen Gliedern geht. Sieh, da kommt auch Artur — Artur hierher, hier ist dein Vater."

Mühsam brachten sie Friedrich Walter Hattling, den gebrochenen Greis, in das alte traute Haus am breiten Weg. Tagelang lag er hier apathisch, ohne zu reden, nur seine großen Augen waren fürch=

terlich zu sehen. Sie redeten eine furchtbare Sprache des Hasses.

Wenn die beiden Kinderstimmchen nicht gewesen wären, die trotz allen schweren Leides jubelnd, in unschuldiger Daseinsfreude, durch das Haus schallten, dann würde eine unheimliche Stille geherrscht haben. Die Menschen schlichen durch Haus und Straßen. Schwer, wie undurchdringlicher Nebel lag es auf den Herzen der Bewohner der unglücklichen Festung und Stadt, schwer auf dieser selbst.

Spähend schauten Freund und Feind in die Lande hinaus. Von allen Seiten kamen Nachrichten, daß das Land an eine Verteidigung und Wiedereroberung des Genommenen dachte. Auch von Eduard von Marus kam ein Brief — durch viele Hände in das Haus am breiten Weg. Er war in einem der ostpreußischen Regimenter eingestellt worden. Auch von Georg Specht konnte er Mitteilung machen, da er in derselben Stadt, jedoch in einem anderen Regiment eintreten konnte.

„Wir sehen uns häufig," schrieb Eduard, „und unser Gespräch dreht sich meist um Magdeburg und die uns lieben Menschen darin, doch ein Festtag ist es für den mir Freund Gewordenen, wenn die Post ihm ein Brieflein aus einer Mädchenhand bringt, die seinen Ring am Finger trägt. Wenn es nach Specht ginge, würden wir lieber heute wie morgen losschlagen, doch die Zeit ist noch nicht gekommen, wo wir ernten könnten, was wir gesät haben. Aber Gott wird geben, daß diese Tage der Kümmernis solchen des frohen Jubelns weichen werden."

Immer noch Tage, Wochen und Monate dunkelster Bedrängnis — wollte denn die Sonne der Freiheit noch nicht aufgehen? Von Osten her flog ein roter Schein über verschneite Lande, über eisige, unwirtliche Strecken — war es die aufgehende Sonne? Aber ihr Schein war so blutig rot, und dunkler Qualm drang darüber hinaus, und der Schein stand Tag und Nacht am östlichen Himmel.

„Es ist das jüngste Gericht," flüsterten die Menschen sich zu, „das vernichtet ‚ihn' nun!"

„Er" aber, der große Napoleon, welcher im frevlen Übermute sich sogar zu des Zarenreiches Herrscher machen wollte, mußte aus diesem Lande fliehen. Hinter ihm glühten die Flammen des brennenden Moskaus, wälzten sich die geschlagenen Heerscharen, schrien und jammerten Kranke, weinten Gesunde. Sein eiliger Weg war mit Leichen besät, die noch im Tod die Hände gegen ihn aufhoben, der sie in Not und Tod geschickt hatte. Er aber achtete dessen nicht. Finster brütend saß er im Schlitten, ließ die Pferde antreiben, daß er hinauskomme aus dem Land, das seines Untergangs Anfang bildete.

Und um ihn gellten Verwünschungen. —

Weihnachtsabend! Eduard von Marus schlich langsam am Arm Georg Spechts durch die Tore des ersten deutschen Städtchens. Tief verschneit die Gassen, verschlossen die Häuser, da man die Feinde fürchtete. Aber die waren jetzt nur Mitleid erweckende, arme Menschenbrüder. So öffneten sich wieder die verschlossenen Türen, ließen ein, was kommen wollte.

„Hier ist gleich ein nettes Häuschen, Marus, da

werde ich anklopfen und um Aufnahme bitten — o Gott, wieder im Vaterland, wieder unter Menschen — wieder ein Obdach haben!" sagte Georg, während seine Arme fester den schwächeren Freund stützten, bis sie an dem hellen Häuschen standen, dessen grüne Läden fest vor den kleinen Fenstern lagen.

Kräftig klopfte Georg an und rief laut und vernehmlich: „Zwei arme, preußische Offiziere bitten um Aufnahme. Um der Barmherzigkeit willen, öffnet."

Leise wurde der Riegel zurückgeschoben, das Gesicht eines alten Mannes erschien im Türspalt.

„O guter Alter," flehte Georg wieder, „öffnet uns. Seht, mein Freund kann nicht mehr, er ist ganz entkräftet, doch einige Tage Pflege werden ihn wieder gesund machen. Heute, am Abend des heiligen Christfestes, laßt uns nicht umsonst bitten, sondern helft in christlicher Liebe."

„Da mach doch auf, Alter," scholl von drinnen eine Frauenstimme, „es sind doch Unsrige, die bitten, na, und wenn's Franzosen wären — wegschicken würde ich sie bei dem Wetter auch nicht."

Die Tür öffnete sich endlich knarrend, ein ganzer Schneeberg wurde mit hineingeweht, denn es schneite in dichten, großen Flocken, und der Wind pfiff scharf um jede Ecke.

Sorgsame Hände empfingen Eduard, weiche Frauenhände rieben die erstarrten Glieder, flößten ihm warme Milch ein —

„So, und nun können wir es auch wohl wagen,

ihn oben ins Kämmerchen zu bringen und in ein warmes Bett — da klopft es schon wieder — geh hin Alter und öffne — ob's nun Freund oder Feind ist — geholfen wird heute am Weihnachtsabend allen, die da kommen. Ach du mein Gottchen, eine Frau und ein Kind! Aber mein Trautstes, wo kommt Ihr denn her?"

An der Türschwelle sank ein junges Weib nieder, weinend warf sich ein kleiner Knabe, der an ihrem Rocke hing, über die regungslose Gestalt.

„Ach du liebes Gottchen — nee, so 'n armes Marjellchen," jammerte die alte Frau, während sie mit Hilfe von Georg die Bewußtlose aufhob, und ihr etwas Tee einflößte. Mit geschlossenen Lidern lag der Kopf der Fremden auf dem Arm der mildtätigen Frau — wirr hingen schneenasse Haare über ein bleiches, feingeschnittenes Gesicht.

Erschrocken beugte sich Specht über die Ohnmächtige, hob sie in die Höhe und lehnte sie sorgsam an die Bank, auf welcher Eduard noch saß.

„Mami", jammerte der Kleine, „René hat Hunger". Der bittende, flehende Ton des Kindes drang an das Ohr der Mutter — langsam schlug sie die Augen auf — große, dunkle Augen — irr und in Fieber, dunkelumschattet.

„Wanda — Wanda Hattling," schrie da Georg Specht auf — entsetzt starrte die Fremde den Offizier an.

„Wer, wer seid Ihr, daß Ihr meinen Namen kennt?" stammelte sie mühsam.

Da bog sich auch Marus hernieder und sah dem blassen Weib in das einst so lebensfrohe Antlitz —

„Ja, Wanda Hattling — das verlorene Kind des alten Hauses."

„Eduard Marus," murmelten die farblosen Lippen tonlos, und dann „René ist — mein Kind —" Die Stimme versagte, die einst so fröhliche, helle Stimme, die Hand tastete nach dem Kinde — doch sie fiel an der ruhenden Gestalt nieder — noch einmal öffneten sich die Augen weit und groß und in einem Seufzer entfloh das Leben dem Körper Wanda Hattlings.

Leise drückten zitternde Hände die weißen schweren Lider über die dunklen Augen — leise murmelten fremde Lippen ein Gebet an der Leiche der unseligen Tochter des alten Hauses. Tagelang lag Marus dann im Fieber. Wanda Hattling glitt durch seine Phantasien, bat und beschwor ihn sie heimzubringen in ihres Vaters Haus, ihr Kind ihr nicht zu nehmen. Tagelang sorgte Georg für den Freund, wartete und pflegte seiner, und fand immer noch Zeit sich des kleinen René anzunehmen, welcher bald Schrecken, Hunger und Kummer überwunden hatte.

Georg Specht stand auch neben Wandas Grab, warf als einziger Gefolgter drei Hände voll eisiger, gefrorener Erde über den einfachen Sarg.

„Da hab ich dich nun doch noch gefunden, du arme Frau, und konnte dich heimgeleiten zur ewigen Heimat. Für dich gewiß viel besser, als wenn ich dich in dein Elternhaus zurückgebracht hätte. Schlafe in

Frieden und ruhe aus von deines Herzens Irrwegen. Dein Kind aber ist in guten Händen."

Und als er heimkehrte von dem Friedhof der kleinen fremden Stadt, so fern der Heimat derjenigen, die er dort hatte zur Ruhe betten lassen, da setzte er sich hin und schrieb an Fritz, wie sie Wanda gefunden und ihr Vermächtnis — ihren Knaben — von ihr in Empfang genommen hätten. Sobald sie weiter könnten, wollten sie Nachforschungen nach dem Vater des Kindes anstellen, damit er seiner Pflicht nachkomme. Im übrigen seien sie, außer der starken Grippe, welche Marus heimsuche, gesund geblieben, trotz des Grausigen, was sie erlebt und gesehen, trotz Hunger und endlosen Märschen durch Eis und Schnee. Aber das Elend dieses Feldzuges zu beschreiben, sei seine Feder nicht stark genug, das wollte er erzählen, wenn sie erst im Rosenhof unter der blühenden Linde sitzen würden.

„Wann wird das sein? Wann wird Frieden in diese armen, unglücklichen Lande kommen? Für uns, die wir Soldaten von Beruf sind, ist ja immer ein Krieg der Wunsch eines jeden, aber dennoch — ich will Gott preisen, wenn er uns den Frieden gibt. Aber noch sieht es nicht so aus." —

Es war eines der traurigsten, schwersten Jahre gewesen, welches mit Sonnenschein und Regen, Sturm und Ungewitter über Haus Hatling hingezogen war. Friedrich Walter blieb stumpf nach dem erneuten schweren Schicksalschlag, seine Frau faßte nicht mehr die Tragweite ihres Unglücks. Sie ging in bunteste Gewänder gekleidet lächelnd von einem Verwandten zum anderen,

erzählte wunderbare Märchen von ihrer Tochter, die sie als Fürstin auf dem polnischen Thron sah und wenn einer der Ihrigen ein Wort entgegnete, schrie sie ihn an: „Du lügst — o wie du lügst. Du wirst in die Hölle kommen für diese Lüge.“ Da schwiegen sie alle still und ließen die Kranke reden, die keinem Menschen etwas zu Leide tat und die, wenn sie zu Hause war, in Decken gehüllt auf dem Sofa lag und sang.

Artur suchte so viel wie möglich das traurige Los seiner Eltern durch kindliche Fürsorge zu erleichtern. Täglich ging er mit dem Vater aus und langsam kehrte diesem etwas von der alten Spannkraft des früher so kräftigen Körpers zurück. Damit auch ein langsames Gesunden der Seele. Und wenn vorher in der brütenden Stumpfheit auch der Haß auf die Feinde geschlafen hatte, so erwachte er jetzt wieder und wuchs riesengroß über den großen Mann hinaus.

„Wenn wir sie doch damals, — als ich den Familienrat einberufen hatte — zur Stadt hinausgeworfen hätten, damals wäre es noch gegangen, wenn wir alle zusammengehalten hätten. Jetzt muß die Hilfe von außen kommen — und die schlafen da draußen im Lande,“ klagte er oft.

„Du irrst dich, Vater, man schläft nicht —. Im Gegenteil. Überall in der Stille regt es sich, lange wird es nicht mehr dauern, dann kommt uns Hilfe,“ antwortete ihm dann immer wieder der Sohn tröstend.

„Wirklich? O — wie will ich helfen, daß man jeden einzelnen unserer Feinde trifft. — Die Steine

aus dem Hof will ich sammeln, damit werde ich sie töten — o — die Räuber — die Brandfackeln!“

Die kalten, grauen Augen glühten in Feuer auf, die Hände krampften sich und schleuderten in die Luft, als ob sie schon einen Stein fühlten, der die Feinde treffen sollte.

Im Hof aber begann Friedrich Walter danach die Steine, mit denen der große Raum gepflastert war, herauszugraben, in den Ecken der Kirchenpfeiler wuchsen Steinhaufen in die Höhe. Niemand konnte den alten Mann daran hindern, so ließen sie ihn endlich dabei, froh, eine Tätigkeit für ihn zu wissen. Der Winter setzte dieser Arbeit ein Ziel und verbannte Walter Hattling ins Haus. Da saß er dann über die alten Geschäftsbücher gebeugt, welche ihm Messerschmidt herbeiholen mußte, rechnete unermüdlich, da er behauptete, es seien Fehler gemacht.

Oben, im Giebel, bei Fritz und Beate, gab es durch die Kinder immer wieder Frohsinn in die trüben Tage. Denn trüb waren sie auch hier.

Fritz, der lebenslustige, froh veranlagte Mann, saß meist schweigend inmitten seiner Familie. Selbst Beates innige, treue Liebe vermochte ihn nicht aus seiner schwermütigen Stimmung herauszureißen und auch der Kinder Lachen und sonniges Wesen, zauberte kein Lächeln auf das ernstgewordene Antlitz des Vaters.

Fritz litt unendlich. Er litt unter der gezwungenen Untätigkeit, litt unter dem Druck der eisernen Zeit, die ihn zum Almosenempfänger seiner Mutter gegenüber stempelte, litt aber noch viel mehr unter einem seelischen Kampf. Er sah und hörte, wie ringsum

die Söhne der alten Stadt hinauszogen aus ihren Toren, um in die Reihen derjenigen einzutreten, welche Napoleon die preußischen Lande und Trophäen wieder entreißen wollten. Und er konnte und durfte nicht mit — ihm waren die Hände gebunden durch andere geliebte Hände. An seinen Rock würden sich vier kleine, runde Kinderhände klammern und zwei Arme würden sich vor den Weg breiten, wenn er hinausgehen wollte. Wie liebte er die Seinen, wie war ihm sein Weib sein Alles — und doch schrie sein Herz und seine Seele: „Laßt mich — o laßt mich ziehen!"

Dann wieder machte er sich Vorwürfe über sein Wünschen, sein heißes, fieberndes Begehren, von dem er zu keinem Menschen sprechen konnte.

Und dieses erste Geheimnis seiner Seele, welches er vor Beate hatte, quälte ihn Tag und Nacht — und doch konnte er ihr es nicht sagen. Würde sie ihn verstehen? Würde sie sein Wünschen begreifen können, trotz seiner Liebe zu Weib und Kind? Sie war eine Frau, ihr galt nichts höher als ihr Herd. Daß sie oft in den vergangenen Jahren feurige, begeisterte Worte zu des Vaterlandes Verteidigung gesprochen hatte, war ihm entfallen. So litt er schweigend.

Beate aber müßte kein liebendes Weib gewesen sein, wenn sie nicht den Gemütszustand ihres Mannes bemerkt hätte. Aber so oft sie auch fragte und mit Bitten in ihn drang — er klagte nur über die schwere Zeit, über sein Nichtarbeitenkönnen und daß er und seine Familie nun von seiner Mutter Geld lebten. „Sie, die selbst nicht mehr viel hat, erhält uns nun."

„Aber Fritz —" Beate schüttelte das zierliche Köpfchen und schaute ihn mit ihren lieben Augen tröstend an, „das wird sich doch mit Gottes Hilfe alles wieder ändern. Du bist jung, wie schnell wird nach dem bald unausbleiblichen Kampf der Befreiung, die Firma Gebr. Hattling wieder neu erstehen und dann nicht nur Samt und Seide, sondern auch Gold und Silber ins Haus bringen. Wer wird denn nur den Kopf so hängen lassen? Ich kenne meinen Fritz gar nicht mehr. Oder gibt es noch etwas anderes, was dich drückt?" fügte sie besorgt und forschend hinzu.

„Nein, nein, Kind."

So war nun Weihnachten herangekommen. Fritz wollte keinen Baum, aber Beate hatte entrüstet gerufen:

„Keinen Baum, Fritz? Aber Schatz, wie kommst du mir nur vor? Erst recht werden wir uns den Lichterbaum anzünden, damit er weit in das Dunkel der Tage leuchte. Wir haben doch auch Kinder, mein geliebter Mann, da haben wir die Pflicht, ihnen auch das Leben so licht wie möglich zu gestalten. Oder bist du anderer Ansicht?"

„Nein, nein", sagte er wieder, zog Beate an sich und küßte sie. „Mußt mir nicht böse sein, mein Herzensliebling, ich weiß selbst nicht, was mit mir ist."

Sie strich ihm liebevoll über das lockige Haar, aber über ihr lächelndes Gesicht liefen ein paar helle Tränen.

„Du mußt's mir immer sagen, Fritzle, wenn dich was drückt. Ich versteh's schon und bin ja dazu da.

Und wenn ich's vielleicht doch nicht gleich verstehen sollte, dann machst du's mir begreiflich, gelt —?"

Hell hatte der grüne, duftende Tannenbaum in den glitzernden Schnee hinausgestrahlt und Beates fleißige Hände hatten für alle Hausbewohner, die zu ihrer Familie gehörten und zu denen sich auch Messerschmidt und Franz rechnen durften, eine Kleinigkeit verfertigt. Der Kinder Frohsinn gab jubelnde Akkorde, Arturs Bilder zeigten ihnen ferne, schöne Gegenden, Beates warme Strickereien und warme Suppe schuf ein wohliges Behagen in dem kleinen Kreis, dem sich selbst Walter heute nicht entzog. Arturs Blicke aber folgten heute wieder unablässig der geliebten, holden Frau, wie sie lächelnd, in warmer, herzlicher Fröhlichkeit von einem zum anderen ging, dann wieder bei den Kindern hockte und wieder am Arm ihres Gatten lehnte, träumerisch in den Christbaum blickend, dessen Wachskerzen sich in ihren Augen spiegelten.

Selbstvergessen ruhten des Malers Augen auf der lieblichen Gestalt Beatens, sich umdrehend gewahrte es Fritz. Rasch trat er auf den Vetter zu und sagte scherzend: „Wenn wir erst wieder andere Zeiten haben, mußt du auch so ein liebes Frauchen dir holen, Artur."

„Ich? Nein — es gibt keine Beate mehr."

Artur sagte es so ernst, daß Fritz ihn betroffen anschaute, aber Artur bog sich zu Louis Ferdinand nieder, welcher eben auf einem Hottopferd angeritten kam, so daß Fritz nicht weiter fragen konnte. —

Der Januar brachte große Kälte, als ob sie von

den fliehenden Truppen aus Rußland's weiten Wäldern mitgebracht worden wäre.

Täglich kamen ganze Trupps von Offizieren und Soldaten über die große Strombrücke in die Festung. Und die Bewohner Magdeburgs wanderten hinaus, um diese traurigen Überreste der stolzen Heere Napoleons zu sehen, doch das Mitleid überwog den Triumph über diese geschlagenen Glieder des mächtigen Körpers, der sich erdrückend über die Lande, die Völker geworfen hatte.

Unter den Schauenden befanden sich auch Friedrich Walter, Artur und Fritz. Den alten Mann hatte es nicht mehr zu Hause geduldet, er wollte, er mußte hinaus, sich weiden an des Feindes Zerrissenheit, sich im glühenden Haß freuen an seinen blutenden Wunden, die er nicht verbinden würde. Mochten sie sich verbluten an den Rißen, die ihnen der russische Bär mit seinen Tatzen beigebracht hatte, mochten sie elend verderben — er würde sich freuen — freuen!

Zitternd, die Augen weit und starr, so stand der alte Mann auf der Brücke, hochaufgerichtet, die magere, lange Gestalt. Das weiße Haar flatterte im Winde, der eisig über die Brücke pfiff. Unten zogen dicke Eisschollen im trüben Elbwasser, schoben sich knirschend an den Eisbrechern, krachend an die Brükkenbalken. Finster blickten von drüben die hohen Wände der Zitadelle herüber, denn dunkle Wolken jagten am Himmel und schon tanzten im eilenden Wind einzelne Schneeflocken.

„Komm, Vater, laß uns nach Hause gehen", sagte Artur fröstelnd zusammenschauernd.

Der alte Mann antwortete nicht — er starrte auf einen Trupp ankommender Flüchtlinge, bog sich weit vor, seine Augen bohrten sich in ein Gesicht unter diesen, hielten es fest mit ihren furchtbaren Blicken.

Jetzt waren die Männer nahe herangekommen — da scholl ein Schrei über das Eis — wie das Brüllen eines Raubtieres — im nächsten Augenblick hing Friedrich Walter Hattling in eiserner Umklammerung am Halse eines Offiziers.

„Lantèlme, Schurke, Räuber, wo hast du meine Tochter — wo hast du mein Kind — antworte — sonst erwürge ich dich."

„Laß mich los, alter Mann — wie soll ich wissen, wo die Dirne ist —"

Wieder gellte der furchtbare Schrei durch die Luft.

„Dirne? Du hast sie dazu gemacht — jetzt räche ich mich", keuchte der alte Mann — „ich laß dich nicht, hinunter mußt du, du Mörder du."

Brust keuchte an Brust, vergebens war es, Walter Hattling sein Opfer zu entreißen. Mit Riesenkräften umklammerte er den Entführer seines Kindes, schob er ihn nach dem Geländer zu. Umsonst versuchten Artur und Fritz die Kämpfenden zu trennen, Walter Hattlings Kräfte wuchsen in der Befriedigung seines Hasses.

„Hinunter mußt du — hinunter," keuchte er wieder. So waren sie am Geländer angelangt, die Züge beider Gesichter, des alten und des jungen von Haß verzerrt, — im jungen auch noch die Angst, einer Angst, die den Mann machtlos machte.

„So — hinunter mußt du —"

Der alte Mann wollte den Körper des Feindes hochheben — ihn über die Brüstung zu werfen, doch fest klammerten sich dessen Hände um den Hals des Alten, die Füße um seine Beine — Walter Hattling verlor das Gleichgewicht — in den markerschütternden Schrei des Franzosen gellte sein Ruf: „Wanda!"

Dann schlugen die dunklen eisigen Wasser über zwei Körper zusammen, die Eisschollen, die auseinander gestoßen waren, trieben wieder darüber hinweg — schoben sich knirschend übereinander. — —

Teilnahmslos schlichen die fremden Soldaten in ihren zerrissenen Uniformen weiter — was gelten zwei Menschen? Es hatten viele Tausende den Tod gesehen, weit da oben auf den eisigen Schneefeldern des ungeheuren Rußlands, viele Tausende auch mit den Fluten der Beresina kämpfen sehen — und waren froh, daß sie weiter schreiten konnten, dem Tod entfliehen, der über die Schneebreiten schritt, mit hartem, festem Klang seiner Sense. Kaum ein Kopf wandte sich, um dem Offizier nachzusehen, der unten in der Flut verschwunden war, stumm, in stoischer Gleichgültigkeit drängten die Überreste der stolzen Armeen Napoleons in die schützende Stadt.

Entgeistert starrten sich Fritz und Artur an. Endlich fand Fritz Worte, zitternd im Nachhall des schrecklichen Schauspiels, dessen Zeuge er eben gewesen, rief er:

„Armer Artur — dies Ende deines Vaters — o Gott, es war ja furchtbar! Grausig war dies

Ringen und das Stürzen in die Elbe. Komm fort hier, Vetter, wir werden der Elbbehörde das Unglück anzeigen, vielleicht, daß die Leichen irgendwo landen! Er zog an Artur's Arm, aber Artur hörte nicht, noch immer starrte er über das Brückengeländer hinunter in die gurgelnde Flut, welche das Grab seines Vaters geworden war. Traurig schüttelte er den Kopf.

„Bei diesem Eisgang wird man niemals wieder etwas vom Vater zu sehen bekommen, aber anzeigen werden wir ja so wie so den entsetzlichen Fall. Hoffentlich zieht man nicht mich noch zur Rechenschaft, weil der vom Vater Gemordete ein französischer Offizier war. Armer Vater — arme Wanda! Wie mag der arme Vater doch in all den Jahren wegen des Vergehens seiner einzigen Tochter gelitten haben — sein Ruf: „Wanda", das erstemal, daß er wieder ihren Namen aussprach als letztes Wort auf Erden, es zeigt deutlich genug, welche Genugtuung er fühlte, sie gerächt zu haben. Denn in seinem Herzen hatte fast nichts anderes mehr Raum als nur die Rache."

Als die Vettern eine Stunde später das schöne, alte Giebelhaus betraten, lag schon der Abend über der Stadt. Im Zimmer Frau Julianens brannte das Feuer im Ofen und warf zitternde Lichter, huschende Blitze über die Gestalt der Bewohnerin. Sie hockte vor dem Ofen, in ein dickes Tuch eingewickelt und lachte kichernd, wenn glühende Fünkchen heraushüpften. Als die beiden jungen Männer eintraten, klatschte sie fröhlich in die weißen, runden Hände.

„Kommst du die Mutter besuchen, Arturchen? Das ist hübsch von dir, komm setz dich zu mir mein Kind, ich erzähle dir eine schöne Geschichte."

„Mutter," Artur bog sich zu der Mutter hernieder und zog sie empor, „komm, ich habe dir etwas Ernstes mitzuteilen."

„Ernstes? Ach nein, Arturchen, ich will gar nichts Ernstes hören, lustig wollen wir sein, lachen wollen wir — hi hi — lach doch, Arturchen — du auch, Fritz."

Vorsichtig führte der Sohn die Mutter nach dem Sofa und faßte ihre beiden Hände.

„Mutter, dem Vater ist ein Unglück zugestoßen."

„Vater ein Unglück zugestoßen?", wiederholte sie, als ob sie sich besinnen müßte, was ein Unglück sei.

„Ja, er ist schwerkrank geworden —"

„Du lügst, Artur, er ist tot. Tot — ich weiß es, er hat's immer gesagt, er wollte mich allein lassen — pfui, so ein garstiger Mann, läßt seine arme Frau allein. Tot ist er, nicht wahr Artur?"

Ja Mutter", sagte Artur tonlos und faßte fester die Hand der bedauernswerten Frau," aber du bist nicht allein, du hast mich —"

„Und wann wird der Vater herkommen, damit wir ihn schön aufbahren? Ich will Kränze binden," murmelte sie dann leise vor sich hin.

„Vater wird nicht kommen, nie — Mutter — er fiel in die Elbe und ertrank."

Die kranke Frau sah den Sohn forschend an, dann schrie sie: „Du lügst — er muß kommen, ich will es, ich will ihm ein schönes Begräbnis machen —"

„Ob ich ihr sage, wie es zugegangen ist," fragte Artur den Vetter.

„Ich würde es an deiner Stelle tun, vielleicht tut es ihr gut", antwortete Fritz, welcher regungslos an der dunklen Wand lehnte.

„Mutter", begann Artur wieder, horche genau auf, was ich dir erzählen werde, ich hoffe, du wirst es fassen können, du arme Frau." Und langsam sprach er ihr von jenen entsetzlichen Begebenheiten auf der Brücke, die den Tod des Vaters und des gewissenlosen Offiziers zur Folge gehabt hatten. Als der Name Lantèlme fiel, horchte Juliane auf — das Verständnis schien ihr zurückzukehren, flüsternd sprach sie zärtlich immer wieder: „Wanda, meine schöne Wanda."

Kein Wort weiter über die Ereignisse — lächelnd, als wenn ihr das größte Glück begegnet sei, schritt sie in den folgenden Tagen in ihren bunten Gewändern durch das Haus, jeden ansprechend, ob er nun fremd oder bekannt war und jedem erzählte sie strahlend:

„Meine Wanda kommt nun wieder heim."

In dieser glücklichen Erwartung lebte sie fortan ihr Leben, nichts fühlend, nichts bemerkend von all dem, was um sie herum vorging.

## X.

Überall in preußischen Landen barst die Lava, welche sich erstickend über alles Lebende gelegt, überall wurden die Fünkchen, welche sorgsam in der Asche gehütet worden waren, zu Flammen, heiligen

Flammen auf des Vaterlandes Altar. Überall klang das Klirren der Waffen, blitzten die Schwerter in der steigenden Sonne des neuen Jahres.

In Magdeburg herrschte eifrigste Tätigkeit. Die Stadt sollte sich auf ein Jahr verproviantieren, denn Napoleon wußte wohl schon, daß die Erhebung des preußischen Volkes gegen ihn gleichbedeutend mit einem Kampf um Magdeburgs Besitz, um die Wiedereroberung deutscher Länder war. Aber noch war er der Herr der alten Festung, schloß er sie ab gegen alles, was um sie lebte, entzog ihr selbst beinahe die Kraft des Lebens. Und doch glühte der Widerschein der heiligen Flammen an den hohen Türmen des altehrwürdigen Domes, drang das Klirren der Waffen an das Ohr der Lauschenden, blitzte der Schein der Schwerter durch die Luft, so daß die finsteren Gesichter der Magdeburger ein leuchtendes Lächeln des Glücks überzog, aber auch ein schmerzliches, weil sie untätig zuschauen mußten, wie man draußen im Land begeistert zu des Königs Fahnen zog. —

Beate hatte einige Tage angestrengt zu tun gehabt, alle Vorräte für die Familie unterzubringen, denn zu ihnen gehörten jetzt auch vollständig Juliane und Artur. Nun war sie fertig und saß still zurückgelehnt in ihrem kleinen Sessel am Fenster. Es war still um sie, die Kinder mit der Großmutter ausgegangen und Mätzchen pickte in seinem Käfig die Körnchen aus dem Sand. In der wohligen Stille schlossen sich die Augen der jungen Frau, aber ihre Gedanken ruhten trotzdem nicht, sie huschten ängstlich und unruhig hinter der weißen Stirn hin und her. Fritz, ihr ge-

liebter Fritz, machte ihr schwere Sorgen. So oft sie ihn auch bittend fragte, was ihm fehlte, was ihn drücke — gab er ihr ausweichende Antwort. Sie hatte sich fest vorgenommen, heute noch einmal mit aller Liebe in ihn zu dringen, ihr Vertrauen zu schenken, denn so ging es auch nicht weiter. Dieser Zustand lag auch wie ein Alp auf ihr.

Schmerzlich zog sich ihre Stirn in Falten, der Mund zuckte — wie schwer war doch das Leben. Und doch — sie hatte ja noch alle die Ihren, Mann und Kinder, war sie da nicht reich, überreich?

Leise lächelte sie, sie gedachte ihrer Kinder und ihrer heiteren Fröhlichkeit — und lächelnd horchte sie auf den schnellen Schritt, welcher sich ihrer Tür näherte. Rasch und lebhaft wie seit langenicht, trat Fritz zu seinem Weibe.

„Beate", rief er, „Nachricht von Georg Specht und Eduard und — über Wanda. Höre nur."

Ergriffen lauschte Beate.

„Arme Frau", sagte sie leise, „aber sie ruhe sanft. Wie hat Gott es gefügt, daß sie in Freundes Armen sterben konnte."

Fritz schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Eduard ist nun längst wieder gesund, ganz sicher und die Freunde werden längst wieder bei irgendeinem Regiment stehen — o, sie können das Schwert für die Freiheit ziehen, sie können im frischen Kampf den Feind zu Boden werfen — während ich — ich — hier untätig sitzen muß. Und ich habe doch auch zwei kräftige Arme, habe heiligen Mut, Beate, mein Weib, — ich muß es sagen, es muß heraus aus

meiner Brust, sonst ersticke ich noch. Laß mich mit in den Kampf der Freiheit ziehen."

Das junge Weib im Sessel hatte mit entsetzten, wie erloschenen Augen dieser sprudelnden Rede zugehört, sie war tief erblaßt. Langsam richtete sie sich hoch, klammerte sich aber wieder an die Armlehne des Stuhles an, denn sie schwankte. Mit einem Schrei stürzte sich Fritz ihr zu Füßen, umklammerte sie und schaute flehend zu ihr auf.

„Liebling, du mein Weib, versteh mich recht in meiner flehenden Bitte. Das Vaterland ruft alle seine Söhne, alt und jung — es braucht auch einen jeden, denn zu viel schon fehlen durch die letzten Feldzüge mit den Korsen. In mir lebt schon lange der heiße Wunsch, hinausziehen zu können, trotz Weib und Kinder — denen ich jetzt nichts sein kann. Aber da draußen, da kann ich helfen, das Alte wieder zu erobern, da kann ich wieder mit aufrichten, was der Eroberer seit Jahren niedergebrochen hat. Ich verkomme in der Untätigkeit hier, Beate.

O Beate, hilf mir aus meiner Not."

„Also das war es," sagte Beate tonlos, indem sie immer über seinen braunen Kopf strich, und ihn an sich preßte, „armer Mann! So gelitten hast du, und hattest nicht den Mut davon zu deinem Weibe zu sprechen? Glaubst du, daß ich dich halten werde, nachdem ich deine kranke, wunde Seele gesehen habe? Nein, mein Fritz. Ziehe mit Gott — und komme mit Gott zurück, mit seiner Hilfe aus Schlacht und Tod."

Sie sank in den Sessel zurück, ihre Füße trugen sie nicht mehr. Fritz sprang auf, hob sie empor und

setzte sich in den Sessel, Beate auf seine Knie ziehend, drückte ihren Kopf an sich und flüsterte ihr liebe, tröstende Worte ins Ohr. Doch sein innerer Jubel klang daraus hervor, verursachte ihr brennendes Weh, trotzdem sie ihn verstehen konnte, und auch verstand.

Lange, lange saßen sie so aneinander geschmiegt, sprachen alles durch, was für eine lange Abwesenheit des Hausherrn nötig war, was Beate wissen mußte. Auch von seinem Tode sprach Fritz, und als Beate bei diesen Worten zusammenzuckend ihren Kopf tiefer an seine Brust vergrub, preßte er sie noch fester an sich. Nun war ihm doch, als sollte er sie nicht lassen, als sollte er nicht hinaus in den Kampf um Freiheit und Recht, als wäre sein richtiger Platz doch hier in der drückenden Nähe der Feinde — daheim bei Weib und Kind. Ob er bleiben sollte? Aber da hob sich der blonde, schimmernde Kopf von seiner Brust, Beates Augen strahlten ihn an mit einem edlen Feuer, trotzdem noch Tränen auf den erblaßten Wangen standen. Um ihren lieblichen Mund irrte ein Lächeln, matt und schwach, wie wenn die Sonne durch Regenwolken sich hindurchdringen will.

„Es würde der Frau eines Kämpfers für die Freiheit nicht anstehen, wenn sie weinen und greinen würde — wie sollte denn sonst die Zuversicht seines Sieges bleiben! Stark will ich sein, Fritz, mein Fritzle, alle Tage mit den Kindern für deine glückliche Heimkehr beten. Beständig sollst du mir nahe sein im Geiste, und meine Seele wird bei dir sein, weich und lind, im Säuseln des Windes, ein Rauschen der Bäume, im Flüstern der Wellen wirst du sie

hören — So wie nichts in den Jahren unserer Ehe zwischen uns gestanden hat, wie uns nur die Liebe und das Vertrauen geleitet hat, so zieht meine Seele mit dir."

Es war gut für beide Ehegatten, daß in diesem Augenblick die Kinder kamen. Rosig angehaucht von der frischen Luft stürzten sie auf die Eltern zu, aber Louis Ferdinand blieb mit erhobenen Ärmchen vor der Mutter stehen und sah sie bestürzt an.

„Du hast ja geweint, Mutterle, tut dir was weh?" fragte er zärtlich und umarmte sie nun doch.

„Ja mein Buberle."

„Wo denn? Soll ich ei ei machen?"

„Nein, das würde nichts helfen," antwortete sie lächelnd.

„Lo auch ei ei machen," rief die Kleine und strebte von des Vaters Schoß herab, „Mutterle ei ei machen."

Fest schloß Beate ihre beiden Kinder in ihre Arme und schaute, kniend zwischen ihnen, zu Fritz auf.

„So werden wir täglich deiner gedenken, so werde ich mit ihnen beten — so hoffe ich, wird Gott unser Bitten erhören. Und so sollst du deine heiligsten Güter, die nur einmal Gott dir rauben kann, im Geiste mit dir nehmen und vor dir sehen."

Fritz setzte sein Fortgehen gleich für den nächsten Tag fest, er wollte sich und die Seinen nicht unnütz quälen. Messerschmidt wußte ja mit allen geschäftlichen Dingen Bescheid, Artur war da — nur Franz streikte, als er von dem Fortgehen seines jungen Herrn hörte, er wollte durchaus mit.

„Aber Franz, du mußt doch bei meiner Frau bleiben, wer soll ihr denn beistehen und helfen!“ sagte Fritz.

Franz kraulte sich in den Haaren. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er besser hier bliebe als sein Herr. Freilich Wasser tragen und Holz schleppen, einkaufen gehen, aufwaschen und Stuben reinigen, was er jetzt alles tat, seitdem die jungen Herrschaften keine Mägde mehr halten konnten, — das konnte sein Herr nicht. Aber ein Kinderspiel war der Krieg nun auch nicht gerade, das hatte man doch genug an den armen Teufeln gesehen, die sich von Rußland heim gefunden hatten, und sich nun hier anfuttern ließen, damit sie wieder Kräfte kriegten für den neuen Krieg.

Fritz legte dem treuen Menschen die Hand auf die Schulter. „Du mußt mir die Meinen behüten, Franz, in deine und Messerschmidts Hände lege ich sie — denn Herr Artur wird vielleicht auch nicht bleiben.“

„Na ja — dann hilft das ja man nichts. Hüten will ich sie schon, und wenn sie,“ Franz deutete mit der Hand zum Boden, wo unter ihnen die beiden Stockwerke noch von französischen Offizieren bewohnt waren, „kommen sollten, ehe sie die Madames und die Kinder kriegen, müssen sie mich tot machen.“

Der blaue Schürzenzipfel wurde an die Augen geführt und dann an die Nase, und dann ging Franz und packte ein Wäschebündel für den Herrn zusammen — unauffällig wie das Bündel eines Knechtes. So trug er es am anderen Mittag seinem Herrn

durch das Tor hinaus vor die Stadt, bis Fritz ihn zurückschickte. —

Da stand nun Franz und schaute in die Ferne, bis die hohe Hattlinggestalt vor ihm kleiner und kleiner wurde, bis Himmel und Erde zusammen verschwanden in einem Meer von rinnenden Zähren, die über die bärtige Wange des treuen Gesellen rollten. Nur eins tröstete ihn: Sonnenschein war. Er umgab die schwindende Gestalt mit einem lichten Schein, er lag auf den braunen Knospen der Bäume am Weg, huschte durch das graue Gras am Graben der Landstraße, zog mit seinen warmen Strahlen die wenigen weißen Schneebänder, welche sich zwischen den Feldern verborgen gehalten, zu sich empor. Und Franz wußte, daß wenn einer auszieht und es ist Sonnenschein, dann kehrt er gewiß wieder heim. Das hatte noch immer gestimmt.

Beate hatte schon einmal geklagt, daß sie so viel Abschied im Leben nehmen müßte — nun war ihr auch der schwerste nicht erspart geblieben.

Die Gestalt des Liebsten, was sie neben ihren Kindern auf Erden besaß, entschwand ihr in weite, ungreifbare Ferne, glitt vor ihr her wie ein Schatten. Aber sie preßte die Hände auf das zuckende Herz und stand aufrecht inmitten der Frauen und ihrer Kinder — denn Artur mußte für Elsbeth Hattling eine Reise zur Wahrung ihrer Interessen unternehmen in all den trüben Tagen und Wochen, die nun folgten.

Es war des Leidens noch nicht genug für die Stadt und ihre Bewohner.

Die Kriegslasten wurden wieder drückender, an=

gesichts der sich sammelnden Heereshaufen der Preußen, welche bis dicht vor die Stadt kamen.

Pochenden Herzens sah man die feindliche Besatzung hinausziehen gegen die Brüder — die Gatten und Väter, hörte man den Kanonendonner über das Land rollen. Wieviel heißes Flehen drang in jenen Apriltagen, die in Regenschauern und Sonnenschein vorüberzogen, für die Befreiung der Stadt gen Himmel!

Aber trotzdem die preußischen Fahnen siegreich wehen konnten, im Frühlingshauch, der die Welt durchdrang, der preußische Adler zum rauschenden, siegreichen Flug die Schwingen breitete, für Magdeburg schlug die Stunde der Befreiung noch nicht. —

Es hatte den Tag über leise und sanft geregnet, so ein echter, rechter Frühlingsregen. Nun sickerte ein fahles, helles Rotgelb vom Himmel in alle die Pfützen, die auf der Landstraße standen. Für kurze Minuten wurde die Sonne noch als glühende Scheibe sichtbar, dann tauchte auch sie in das rötliche Bett. Der Himmel klärte sich — nicht weit von dem breiten Saum des Sonnenbettesvorhang glitzerte der Abendstern. Leise sang eine Lerche hoch oben neben dem Sternlein sein Schlummerlied, flatterte dann müde in das niedrige Kleefeld.

Stille ringsum. —

Da, auf der weichen Landstraße das gleichmäßige Trappen von Pferdehufen — zwei Reiter tauchten aus dem dunkelnden Abend auf. Dunkle Gestalten, hohe, dunkle Mützen unter denen helle Gesichter schimmerten. Schweigsam ritten die beiden ihre Straße, nur hin und wieder fiel ein leises Wort —

eine Frage, die sich auf die Gegend bezog und die eine Antwort brauchte.

„Wie lange wird's noch dauern, Marus, bis wir die Berge sehen werden?" fragte endlich wieder einer der beiden Reiter.

„Nun, drei Stunden werden immerhin noch vergehen, sogar noch vier, so daß du deine Ungeduld nach der Braut noch recht zügeln mußt, lieber Specht."

„Es ist so gut von dir, so kameradschaftlich, daß du mit mir kommst —"

„Das tu ich schon im eigenen Interesse, Freund, denn ich möchte mal wieder Nachricht über Fritzens haben. Magdeburger trifft man ja jetzt genug im Heer, jeder lebte halt jetzt für sich allein, da wußte keiner so recht was von Hattlings. Und doch verlangt mich so von ihnen zu wissen."

„Sieh mal, Marus, ganz weit da vorn tauchen Lichter auf, was ist das? Sollten das die Truppen aus Magdeburg sein, welche hierher einen Streifzug unternommen haben?"

Die beiden Reiter hielten ihre Rosse an und schauten angestrengt nach den, in gleichmäßigen Zwischenräumen auftauchenden Lichtern.

„Freunde sind es nicht, also Feinde — ihnen aus dem Weg zu gehen, ist wohl klüger, als mitten durch sie hindurch zu reiten und sich gefangen nehmen zu lassen — also reiten wir nach Norden zu, und drehen uns dann, wenn die Lichterkette ein Ende hat. Da wird es allerdings Tag werden, ehe wir auf den Rosenhof kommen."

„Nun, wenn wir nur hinkommen, meinetwegen dann erst morgen früh.“

Vorsichtig lenkten sie ihre Pferde ab von der Straße. Mühsam, über Sturzäcker, über Gräben, oft weite Umwege machend, ritten sie weiter, mühsam für Pferde und Reiter. Die flackernden Lichter blieben zur Linken — endlich hörten sie auf, dicht bei einem Dorf, denn Bäume und Häuser hoben sich wie Schatten in dunkler Nacht, Hundegebell ward hörbar, das Tuten eines Nachtwächters.

„Zehn Uhr,“ flüsterte Eduard Marus, „da können wir beim Morgengrauen bei Vollbrechts sein. Ich denke, hinterm Dorf können wir wieder nordwestliche Richtung nehmen.“

Schweigend ritten sie weiter ihren beschwerlichen Weg, nur ein Säbel, ein Zaumzeug klirrte manchmal. Vom Himmel waren längst alle Wolken fortgewandert, an ihrer Statt leuchteten die Sterne in ruhiger Klarheit mit mildem Schein über die knospende Frühlingserde.

Der Morgen graute, als die beiden Reiter sich von der Parkseite her dem alten Herrenhaus näherten.

„Sitzen wir hier ab, Specht, — und geh du vorsichtig auf den Hof, — du weißt ja hier Bescheid — ich denke, Vorsicht ist in Kriegszeiten besser als Nachsicht. Die Franzosen sollen sich bis an den Harz gezogen haben, und der Rosenhof liegt so am Anfang —“

Specht schlug den Mantelkragen hoch und schritt vorsichtig längs der Parkmauer dem Hause zu. Im Zimmer des Vollbrechtschen Ehepaares bemerkte er Licht — wahrscheinlich stand der alte Landwirt schon

auf. Leise, damit die Sporen nicht klirrten, schlich er hinüber an das Fenster und warf ein Steinchen daran — dann drückte er sich dicht an die Hauswand. Sein Herz klopfte — so nah seinem geliebten Mädchen, konnte ihm doch der letzte Augenblick noch etwas Unangenehmes bringen. Drinnen im Zimmer raschelte es am Fenster, es wurde geöffnet, ein grauer Kopf schaute heraus, sah sich um und eine Stimme murmelte:

„Niemand da — es hat doch jemand ans Fenster geworfen."

Da hob sich die dunkle Gestalt von der Wand —

„Erschrecken Sie nicht, Herr Vollbrecht, Georg Specht ist es, welcher mit Herrn von Marus hier ist, um nach seiner Braut zu sehen."

„Stille, um Gottes willen, wir haben ja französische Einquartierung im Haus. Gehen Sie um die Ecke, Specht, ich schließe die Terrasse auf. Aber leise — leise!"

„Aber, Marus —"

„Den hole ich — jetzt marsch."

„Und unsere Pferde?" fragte Eduard, als ihn Heinrich Vollbrecht hinten im Park aufspürte.

„Die wird hier der Michel in seinem Stall unterbringen. Euer Zaumzeug wird hier unters Laub versteckt, und von hier aus könnt ihr heute abend wieder abreiten." —

„Siehst du, mein Lieb, nun bin ich preußischer Offizier, und deines Vaters Sträuben wird bald ein Ende haben müssen, denn machtvoll breitet der königliche Aar seine Schwingen."

„O, daß du da bist — aus Rußland zurück — o, Georg, was habe ich um dein Leben gebangt! Es ist mir wie ein herrlicher Traum, daß ich dich sehen und fassen kann,“ wiederholte Ina immer und immer wieder an diesem Tage, dessen Stunden dahin eilten, wie einer Schwalbe Flug so schnell. Im dunklen Schlafzimmer der Eltern saßen sie alle, flüsternd nur unterhielten sie sich, denn draußen im Hofe schallten die Kommandos der feindlichen Einquartierung, und Heinrich Vollbrecht mußte Speicher und Scheunen aufschließen und den wenigen Vorrat auch noch hingeben.

„Es wird ja aber auch einmal ein Ende haben,“ brummte er, als er wieder drinnen bei den Seinen war, „unseres Königs Aufruf von Breslau aus ist nicht umsonst gewesen — mein Christian ist auch schon mit, und meine Mädels jammern, daß sie keine Männer sind.“

„Ja, was können wir machen?“ bemerkte Lina, „unsere Schmucksachen haben wir hingegeben, wie die Eltern das Silber und ihre Trauringe. Die Herren Franzosen sahen scheel auf die schlichten, eisernen Reifen, als wir ihnen stolz erklärten, was der Spruch darauf bedeutet: ‚Gold gab ich für Eisen‘.“

„Meinen Ring habe ich aber nicht hingegeben, Georg, den mußte ich doch behalten,“ flüsterte Ina ihrem Verlobten ins Ohr.

Er winkte ihr zu, denn er horchte hinüber nach Frau Editha, welche Eduard leise von den Ihren erzählte. Er zog sein Lieb mit nach dem Platz der Mutter und hörte erschüttert von Friedrich Walter

Hattlings Tod, vom grausigen Ende Lantèlmes, hörte auch, daß Fritz unter die Fahnen getreten sei.

„Ich kann es mir denken," sagte Eduard nachdenklich, „denn Fritz war immer voll Begeisterung für sein Vaterland. Aber die arme Frau Beate! Wie wird sie gelitten haben, und doch, so wie ich sie kenne, wird sie den Entschluß ihres Gatten billigen, wird sie ihre große Seele aufrecht erhalten."

„Haben ja eine gute Meinung von der kleinen Blume," brummte Heinrich Vollbrecht und klopfte dem jungen Offizier auf die Schulter, „ist auch man 'ne Prachtsfrau, paßt zu meiner und zu meinem Vierteldutzend. Ja, ja, Specht, ein Mädel vom Rosenhof ist was rares."

„Das weiß ich, Vater," versetzte Georg glücklich, „drum habe ich mich ja vor Jahren so beeilt, es mir zu sichern."

Draußen scholl eine Stimme —

„Aha, der kleine Doktor, „sagte Heinrich Vollbrecht, ging durch das Nebenzimmer und ließ ihn ein. „Nett und vernünftig von dir, daß du heute kommst —"

„Ja, Vater," unterbrach den alten Herrn der Schwiegersohn, „ich bin als Arzt zur Armee einberufen worden, sobald als möglich muß ich fort, da wollte ich euch natürlich die Meinen bringen."

Des Alten Antlitz strahlte auf, heiter rief er:

„Da habe ich ja dann mein Vierteldutzend wieder beisammen — na, tröst' dich man," setzte er hinzu, als er das ernst betrübte Gesicht seines kleinen Schwiegersohns sah, „lange wird's diesmal nicht dauern — und — hol's der Henker — mitzuhelfen am

herrlichen Werk der Befreiung, das ist doch 'ne Sache! Drinn findest du auch zwei, geh nur hinein und laß dir was von Rußland erzählen." —

„— Und lieber Specht, den kleinen René, den schickt mir nur durch einen zuverlässigen Mann her, hier bei uns kann er kräftig werden, und ich will ihn zu einen tüchtigen Menschen erziehen," sagte Frau Editha noch zuletzt, als die beiden Herren Abschied nahmen, denn der Abend war wieder herniedergestiegen zur Welt.

Georg nickte: „Ja, verehrte Mutter."

Dann schieden die Herren. Ina hatte noch einmal an des Verlobten Brust gelegen, noch einmal ihm den blühenden Mund zum Kuß geboten. Lächelnd hatte sie ihn angesehen.

„So, wie ich dich lächelnd ziehen lasse — so will ich dich auch wieder empfangen, mit Gottes Hilfe nach ruhmreichen Sieg. Dein tapferes Mädchen bin ich, bin ich doch ein deutsches Mädchen."

Fest lag ihre Hand in der seinen, fest auch in der des Freundes.

„Bringen Sie mir meinen Georg wieder glücklich zum Rosenhof," da zitterte aber die klare Mädchenstimme doch ein wenig.

Leise schritten die beiden Offiziere in Vollbrechts Begleitung durch den dunklen Park, leise bestiegen sie ihre Pferde, welche Michel ihnen inzwischen gesattelt hatte, noch ein Händedruck, noch ein warmes: „Behüt' euch der gnädige Herrgott und gebe euch Sieg," dann verschwanden die beiden Reiter im Dunkel der Nacht.

Drinnen im Herrenhaus lag nun doch ein junges

Menschenkind an der treuen Mutterbrust und weinte sich den Trennungsschmerz von der Seele, und folgte — in sehnenden Gedanken dem einen, wie er durch die warme Frühlingsnacht dahinritt, einem blutigen Morgenrot entgegen. —

Der Mai zog — wie alljährlich — mit Blütenpracht und Vogelsang in das Land, er brachte für die Stadt Magdeburg nur neue Lasten. Die Stadt lag voll von Soldaten, kranken und gesunden. Da aber Napoleon durch seinen mißglückten, russischen Zug unendliche Summen Geldes eingebüßt hatte, so befahl er der Kaufmannschaft der unglücklichen Stadt, die Gelder für Beköstigung und Verpflegung der ungeheuren Truppenmenge aufzubringen. Während vier Monaten lag diese Last auf den Familien, zehrte noch auf, was irgend noch vorhanden war.

Elsbeth und Beate gaben ihr Letztes. Nun war nichts mehr im Haus, denn das Silber hatten sie auf des Vaterlandes Altar niedergelegt — ihre arbeitsharten Hände schmückten jetzt auch eiserne Ringe statt der goldenen Trauringe.

Aber zwischen den Tagen tiefster Trauer kamen solche, die freudige Minuten aufwiesen — das war, wenn es sich leise von Mund zu Mund fortsprach, mit leuchtenden Augen, daß verwegene Reiter des Lützowschen Freikorps bis dicht an die Tore der Stadt gekommen seien.

Dann hieß es plötzlich Waffenstillstand — die Stille vor dem Sturm.

Mitten hinein in diese Stille tönten jubelnde Fanfaren, mußten die Fenster der Häuser festlich be-

leuchtet werden — Napoleon war selbst nach Magdeburg gekommen.

Beate sah ihn, wie er durch die Straßen ritt, ihr Herz schlug zum Zerspringen, als er am alten Hattlingshause hielt, vom Pferde stieg und nebenan in die Kirche schritt.

Nach einiger Zeit wurde sie von Franz geholt, der unten im Torweg sich den großen Kaiser angesehen hatte, denn der Kaiser war auch in ihren Hof eingetreten und hatte nach dem Herrn des Hauses gefragt. Da war Franz schnell gelaufen gekommen.

Nun stieg das junge Weib pochenden Herzens die gewundene Treppe hinunter, schwer die Füße, schwer das Herz. Was würde nun noch kommen? Würden sie hinausziehen müssen aus den lieben, trauten Räumen, die seit so langen Zeiten die Hattlings beherbergt hatten? Wollte der Eroberer auch noch ihr Haus? Würde sie es den Ihren nicht erhalten können?

„Lieber Gott, nur das nicht," betete Beate. Tief neigte sich die kleine, zierliche Frau vor dem Gewaltigen, doch seinen scharfen Blick, mit dem er ihre Gestalt überflog, und an ihrem Antlitz haftete, ertrug und begegnete sie ruhig und fest.

„Wo ist der Herr dieses Hauses, Madame?" begann Napoleon.

„Die Besitzer dieses Hauses sind nicht hier, Sire. Sehen Ew. Majestät in mir die Stellvertreterin dieser."

Napoleon lächelte, es war merkwürdig, zu sehen, wie über das eisenharte Männerantlitz dies Lächeln huschte.

„Nicht übel. Doch, wo sind die Herren?"

„Mein Gatte steht in den Reihen derer, die für die Freiheit kämpfen werden, und der andere Besitzer wird durch anderweitige Geschäfte abgehalten, hier zu sein."

„Sie sind mutig, Madame, mir das von Ihrem Gatten zu erzählen, fürchten Sie nicht meinen Zorn?"

Beate sah fest in die wunderbaren Männeraugen, ihre schönen Augen leuchteten.

„Nein, Sire, denn wenn Ew. Majestät auch über große Lande hinwegschreiten, gegen eine kleine Frau sind Ew. Majestät noch nie ungerecht gewesen."

Es zog ein trüber Schatten wie ein Schleier über Napoleons Antlitz, er dachte der einen, holdseligen Frau, gegen die er ungerecht gewesen war.

„Ich brauche Ihre Räume hier," bemerkte er dann rasch und zeigte mit der Hand auf die Lagerhäuser, „das weitere wird Ihnen mitgeteilt werden. Auf Wiedersehen, Madame."

Er grüßte artig, Beate neigte sich, dann sah sie dem bunten Zug der Generäle und Höflinge, welche den Kaiser begleitet hatten, nach, wie sie durch das Halbdunkel des Torweges auf die hell im Sonnenschein liegende Straße hinaustraten.

Zum Glück benutzte man die Kirche sowohl wie die Lagerhäuser der Gebr. Hattling nur zur Aufbewahrung von Montierungsstücken, aber es war doch nun ein ewiges Kommen und Gehen durch Torweg und Hof, so daß Beate die Kinder gar nicht mehr hinunterlassen konnte.

Und zu all dieser Unruhe die zehrende Sehnsucht

und Angst nach dem Gatten! Selten nur konnte sie einige Worte von ihm erhalten, treue Liebesworte für sie und die Kinder, und doch daneben die Freude an der frischen Arbeit, Freude an den kleinen Plänkeleien mit dem Feinde. Fritz war in ein Brandenburgisches Regiment gekommen, hatte aber schon, zu seiner großen Freude, Marus und Specht getroffen, welche mit ihrem Regiment noch immer in der Nähe Magdeburgs waren. Nun reifte auch schon das letzte Korn auf den Feldern, als an die Einwohner Magdeburgs abermals der Befehl erging, sich auf weitere sechs Monate mit Vorräten zu versehen. Verzweiflungsvoll schlug Elsbeth die Hände zusammen, stand Beate und starrte auf das Papier, welches den Befehl enthielt.

„Mutter," jammerte Beate endlich, und sank, die Hände im Schoß gefaltet, auf einen Stuhl nieder, „wo soll ich nur Geld hernehmen? Ich weiß so wie so schon nicht, wie ich die französischen Herren und ihre Diener satt kriegen soll, und nun noch wieder neue Ausgaben? O, Gott, es ist zu fürchterlich."

„Wenn du nun gar den Mut verlierst, Kind, was soll ich dann machen? Du, unser Trost und Stab in all den Kümmernissen der Jetztzeit! Wenn doch Artur mit Geld kommen wollte. Aber es wird auch dort niemand etwas haben. — Wir müssen die silbernen Messer, Gabeln und Löffel, die ich der Herren wegen zurückbehalten hatte, eben auch noch versetzen, diesmal für uns, Kind, und die Herren müssen eben mit den einfachen Sachen essen. Einen anderen Ausweg weiß ich nicht mehr," erwiderte Frau Elsbeth, die

recht alt geworden war, durch die Ereignisse, welche erschütternd in ihr Leben getreten waren.

„Ich auch nicht," sagte Beate tonlos, „da will ich nur gleich gehen."

Ein Tuch um Kopf und Schultern geschlungen, huschte Beate bald danach durch die Straßen nach dem Versatzamt. Wie leicht war ihr der Weg geworden, als sie Schmuck und Silber dahin trug, um es für das Vaterland zu geben — heute wurde ihr der Weg so schwer und schien ihr endlos. Dabei schossen ihr die Gedanken durch den Kopf, sie überlegte rastlos, wie sie nun alles am besten ordnen könnte, daß sie für die Kinder, Mutter und die kranke Tante Juliane genug habe. Und auch sie sehnte Arturs Heimkehr herbei.

Trüb setzte der September ein, trüb wie die Stimmung der Gemüter in Magdeburg. Die Stadt konnte kaum noch einen Mann fassen, so voll war sie von Soldaten, waren doch auch noch die sächsischen Truppen des Herzogtums Weimar mit in der Festung, um gegen ihre Brüder zu ziehen.

Mit finsteren Gesichtern ging man an ihnen vorüber, sie lasen die Verachtung darüber in allen Mienen. —

Die Ställe reichten nicht aus für die Pferde, die Hospitäler nicht für die Menschen — jeder größere Raum wurde von der französischen Verwaltung dazu genommen.

Das große Packhaus der Kaufleute wurde Hospital in den oberen Räumen, die unteren Gewölbe richtete man für die Pferde ein. Die Waren, welche die Kauf-

leute darin liegen hatten, mußten sie in ihre Wohnungen, die ja ohnehin nun schon so beschränkt wie möglich waren, nehmen.

Auch die Kirche neben Hattlings wurde ein Pferdestall. Mit Entsetzen sah es Beate, ihr frommes Gemüt konnte und wollte diese Entheiligung nicht begreifen. Aber das Wiehern der Pferde, ihr Stampfen und Scharren, das Klirren der Ketten drang aufdringlich durch die großen Fenster bis hinauf in ihre stillen Räume.

Denn still war es oft nun hier. Die Kinder sahen angstvoll in der Mutter liebliches Gesicht, das so oft von Tränen naß war — die schönen Augen spiegelten nicht mehr die Sonnenfunken wieder — ernst und gar oft traurig schauten sie in die trüben, nassen Herbsttage hinaus.

Großmutter Elsbeth wurde immer stiller und wortkarger, nur mit Großtante Juliane konnten die Kinder lachen. Und Lochen lachte so gern. Das süße Kindergesichtchen mit den dunklen Locken des Vaters und blauen, großen Augen strahlte für gewöhnlich in Glückseligkeit, nur wenn der Blick auf die Mutter glitt, zog es wie ein feiner Schattenhauch darüber. Und jeden Abend, wenn sie mit der Mutter betete, betete für eine glückliche Heimkehr des Vaters, sagte sie zuversichtlich:

„Nicht wahr, Mutterle, wenn Vaterle wieder da ist, lachen wir alle Tage."

„Ja, mein süßer Schatz."

„Wenn Vaterle wieder da ist!" Was sollte dann alles werden!

Alles, was gesprochen wurde von der Zukunft, wenn Beate mit Lo auf dem Schoß und der Knabe an ihr Knie geschmiegt, in den Dämmerstunden der Herbstabende in ihrem Sessel am Fenster saß — alles gipfelte in den Worten: „Wenn Vaterle wieder da ist!“

Dann zogen die Gedanken der rastlos tätigen Frau in dieser abendlichen Feierstunde hinaus aus dem Haus, wanderten durch Straßen und Tor weiter, weite Wege, bis sie den Mann trafen, nach dem ihre Seele sich sehnte. Und oft meinte sie in ihren Gedanken, das Vaterland habe dieser beiden Arme nicht bedurft. Aber gleich schalt sie sich selbst als ein schlechtes Kind des Vaterlandes und flehte zu Gott um Vergebung dieser Sünde.

Ende September kam Artur zurück und brachte wenigstens einige hundert Taler mit, doch was bedeuteten diese bei der Teuerung, die in der alten Stadt herrschte? —

Mit Entsetzen gewahrte Artur die traurigen Veränderungen in Stadt und Haus. Beates tief niedergedrücktes Wesen, ihre Arbeitslast und ihre Sorgen. Auch seiner Mutter Zustand hatte sich verschlimmert, so daß er ernstlich daran denken mußte, sie in eine Anstalt zu bringen. Denn die beiden Frauen, Elsbeth und Beate, waren den unvorhergesehenen Einfällen der Kranken gegenüber machtlos.

Aber ehe noch die Vorbereitungen zu einer Aufnahme Juliane Hattlings in eine Anstalt zu Ende gekommen waren, zogen die Truppen aus. Gerüchte schwirrten durch die Luft, kein Mensch wußte recht

zu sagen, woher hoffnungsvolle Nachrichten kamen — genug, sie waren da, sie blieben erhalten, und die Gedanken der in Magdeburg zurückgebliebenen Bürger zogen mit gen Leipzig.

Dann konnten aufmerksam horchende Ohren Kanonendonner hören — Tag für Tag — und die Blicke der Horchenden begegneten sich in beredten, stummen Worten, und die Hände falteten sich fest — auch Hände, die lange das Beten verlernt gehabt hatten — und der Mund stammelte: „Herr, hilf uns!"

## XI.

Wie zuckten die Blitze, wie brüllte der Donner der Geschütze durch Tag und Nacht! Wie rangen die Völker im blutigen Ringen, den Löwen niederzustoßen, der die Ihren zerfleischt hatte!

Dunkler Qualm lagerte über den weiten Feldern bei Leipzig, Stöhnen füllte die Luft, jammernde Laute, aber der brüllende Donner erstickte sie.

Machtvoll war das Ringen der Völker hin und her — — Fritz Hattlings dunkle Augen sprühten auf, als auch seinem Regiment der Befehl kam, vorzugehen, zugleich auch mit dem, wo Marus und Specht standen.

Noch einmal umfaßten seine Gedanken das geliebte Weib, seine herzigen Kinder — dann eilte er mit dahin, mit Hurra den feindlichen Reihen entgegen.

Die Kugeln pfiffen und sausten vorbei, schlugen ein und rissen tiefe Wunden. Der Oberst fiel — „vorwärts" ein anderer Mund ruft es. Auch dieser wird stumm. Die flatternde Fahne sinkt zu Boden

— eine andere Hand hebt sie auf — Fritz Hattlings Hand. „Vorwärts mit Gott," ruft er, und wirft das lockige Haupt zurück, dem der Tschako weggerissen war — da krampft sich seine Hand um die Fahnenstange, fallend schützt er sie noch mit seinem Leibe — — —

In Magdeburg horchte man auf das allmählich schwächer werdende Donnern der Geschütze — da flutete der Feind in haltloser Flucht in die schützenden Mauern zurück — Napoleon war geschlagen!

In alle hausfrauliche Sorgen hinein, die die herzudrängende Besetzung nun wieder in den Häusern verursachten, dachte Beate nur an ihren Gatten. Wann würde sie Nachricht haben können, wann würde sie den Geliebten wieder an ihr Herz drücken können, sein liebes Haupt in ihren Händen, sein schöner, fröhlich lachender Mund auf dem ihren? Fiebernd vor Erwartung ging sie ihren Pflichten nach — kam keine Botschaft von ihm? Ach, das war ja unmöglich noch — also Geduld, Geduld!

Und die junge Frau drückte die Hand auf das ängstlich pochende Herz und verwies es zur Geduld. —

Von der feindlichen Besatzung wurde krampfhaft gearbeitet, die Stadt in guten Verteidigungszustand gebracht.

Schanzen wurden aufgeworfen, und da die militärischen Kräfte nicht ausreichten, solche aus der Stadt herbeigeholt. Die Bürger erhielten den Befehl zugestellt, daß jeder in zwei Tagen der Woche Schanzarbeit verrichten müßte. Bei den Männern vom 15—70. Jahr galt keine Entschuldigung, aber so-

gar die wohlhabenden, vornehmen Damen, sofern sie keine Familie zu Hause hatten, mußten auf die Wälle zu dieser Arbeit.

Auch Frau Elsbeth und Artur gingen solche Befehle zu. Artur, welcher gerade vom Tor hereingekommen war, wo er von Kommenden irgend etwas über Fritz Hattlings Schicksal zu erfahren hoffte, lachte auf, als er den Befehl für sich las.

„Nun man zu," sagte er, „nehmen wir statt des leichten Pinsels den schweren Spaten, um einen Wall gegen die Unsrigen aufzurichten, wollte Gott, ich grübe mit jedem Stich ein Grab für den Feind. Ich selbst kann es ja aushalten, aber Tante Elsbeth! Du darfst es nicht Tante, lieber opfere deine letzten Talerstücke."

„Es sind jedesmal acht Groschen für den Tag, Artur, das summt sich dann gewaltig," bemerkte Beate, welche liebevoll den Kopf der weinenden Mutter an ihre Brust gedrückt hielt.

„Das wollen sie ja nur — an Frauenarbeit liegt ihnen nichts. Geld wollen sie haben, denn sie haben keins und brauchen es doch. Aber Ihr müßt das schon opfern, Tante hält doch diese Arbeit nicht aus."

So kaufte sich Elsbeth los, aber Artur wanderte nun allwöchentlich zwei Tage hinaus, in stürmenden Herbsttagen, wo der Regen die Kleider peitschte und ein scharfer Wind sie wieder trocknete, — in wirbelndem Schneewetter und eisigem Frost.

In das alte Giebelhaus am breiten Weg aber war neue tiefe Trauer gezogen. Marus schrieb von

Leipzig aus, wo er im Hospital lag an einer Schußwunde im linken Arm, daß Fritz Hattling am Abend des 18. Oktobers gefallen sei.

Wie Beate über die erste Zeit des tiefsten Schmerzes hinweg kam, wußte sie eigentlich selbst nicht. Das Leben stellte fortwährend hohe Anforderungen an die junge Witwe, so daß sie ihr wundes Herz nicht bluten lassen konnte. Sie mußte stark sein — schon ihrer Kinder halber, welche er ihr hinterlassen hatte. Hinterlassen! Welch tiefer, unendlicher Jammer, welch namenloser Schmerz liegt in dem einen Wort, aber auch welche Fülle von Pflichten, welche Menge von Freuden, aber auch welche Lasten von Kummer! Beate sank oft abends vor dem Bild des Gatten nieder und lindernde Tränen stiegen aus ihrem Herzen in die Augen, machten es wieder leichter. Oft aber auch sprach sie mit ihm, dessen Bild in ihrem Innern noch viel lebendiger stand, wie das von Arturs Hand gemalte, schalt in heißer, brennender Sehnsucht, daß er sie verlassen habe, brachte ihm — wie sonst — all ihr Leiden, all ihren Kummer, alle ihre Freuden.

Aber die Leiden der Tage überwogen die kleinen Freuden, welche die Kinder der Mutter brachten.

Tante Juliane wurde immer unzurechnungsfähiger, Messerschmidt ward ganz mit der Sorge um die Kranke betraut. Denn sie eilte treppauf und treppab, ging in die Ställe, dann wieder in die großen Lagerräume, welche nun als Hospital eingerichtet waren, brachte mit ihrem Lachen den Kranken Abwechslung und Erheiterung. Das waren harmlose

Einfälle. Nur zu oft wurde sie wütend, sowie ihr jemand widersprach und war dann kaum zu bändigen.

Ohne ein Gefühl des Begehrens schritt Artur neben der jungen trauernden Witwe, der er doch jeglichen Stein aus dem Wege hätte räumen mögen, damit ihr liebes Gesichtchen wieder durch ein Lächeln verschönt würde.

Doch dieses blieb immer ernst und traurig. In den großen Augen lag ein tiefes Weh — wie wenn ein Schleier grau und dicht vor die Sonne gebreitet ist. —

Im Dezember war es, und Lo dachte schon ans Christkind, als Artur eines Tages mit Louis Ferdinand nach Hause kam, mit dem er einen Spaziergang gemacht hatte. Der Knabe war einige Tage krank gewesen und sollte nun etwas an die Luft. Sie waren gerade an das Sudenburger Tor gekommen, als Gefangene ausgewechselt wurden. Draußen standen preußische Soldaten mit ihren französischen Gefangenen, hier drinnen brachte man siebzehn Preußen an das Tor. Die Menschen, die ihnen unterwegs begegneten, schlossen sich dem Zug an, — mit glänzenden Gesichtern sah man sich an, nickte man sich zu, drückte wohl auch verstohlen einem der Gefangenen die Hand.

Nun war der kleine Zug am Tor angekommen: Kommandos wurden gegeben, — in strammer Marschweise schritten die siebzehn deutschen Männer zum Tor, und brausend stieg es gen Himmel: „Es lebe der König von Preußen!"

Louis Ferdinand erzählte diese Begebenheit mit un=

geheurem Eifer, er spielte nur noch Soldat und Gefangener mit Lo, Lo war der Gefangene, aber wenn es ans Freilassen ging, durfte nicht sie den Jubelruf ausstoßen, sondern Louis Ferdinand tat es selbst mit glänzenden Augen und der vollen Kraft seiner Lungen.

Artur aber war matt und elend nach Hause gekommen. Schon einige Tage hatte er sich unwohl gefühlt. Die harte, anstrengende Arbeit auf den Wällen, die so ungewohnt war, warf ja so manchen auf das Krankenbett, und auch er war ihr nicht gewachsen. Frost schüttelte plötzlich seinen Körper, als die Familie gerade bei der einfachen Mehlwassersuppe saß, so daß Beate erschrocken den Vetter ansah.

„Schnell ins Bett", befahl sie, lief nach Franz zur Hilfe, und eilte selbst Feuer in Arturs kleinem Zimmer anzumachen.

Kaum, daß er ihr noch danken konnte, da brach schon ein hitziges Lungenfieber bei ihm aus, und viele Wochen lag der Maler in Todesgefahr. Unermüdlich aber, von früh bis spät, ja selbst in der Nacht, pflegte ihn Beate mit Hilfe von Franz und einem jungen französischen Offizier, welcher sein Zimmer dicht neben dem Atelier hatte, und voll Teilnahme von der schweren Erkrankung des Künstlers hörte.

Aber auch Beates blasse, liebliche Schönheit, ihre schwarzen Trauergewänder, der harte, leidtragende Zug um den Mund, die Trauer in ihren schönen Augen, flößten Jules Liar Verehrung ein, um so mehr, als er sah, daß Beates Sorge nicht allein

dem kranken Vetter galt, sondern auch seinen Landsleuten.

So trat er ihr eines Nachmittags — kurz vor Weihnachten in den Weg und bat sie ihm zu gestatten, ihr helfend beizustehen.

Erstaunt sah die junge Frau den fremden Offizier an. Sein Blick hielt den ihren ruhig aus, sein dunkles großes Auge begegnete voll Wärme den ihren, einer Wärme, die aus gutem Herzen strahlte.

„Sie wollten — wollten wirklich?" stammelte Beate.

„Ja, Madame. Ich habe so viel Zeit und verbringe sie nutzlos, während auf Ihren Schultern eine so unendliche Last ruht. Sie tun ein gutes Werk an mir, wenn ich Ihnen helfen darf. Ich kenne Herrn Attling — und ich werde ihm ein gewissenhafter Pfleger sein. Darf ich?"

„Es ist mir so neu, daß — —" Beate unterbrach sich erschrocken, „— daß unsere Feinde auch Menschen sein könnten — nicht wahr, das wollten Sie sagen?" versetzte der junge Franzose statt ihrer.

„Nicht ganz — aber doch ähnlich. Doch ich nehme Ihre Hilfe an, kommen Sie."

Die schwarze Gestalt huschte voraus, Jules folgte ihr. Sein Blick hing bewundernd an der Zierlichkeit ihrer mädchenhaften Erscheinung, an dem Goldblond der Flechten. Armes Weib! So jung und mußte den Gatten verlieren, so Schweres leisten. Jetzt wollte er ihr helfen, so weit es in seinen Kräften stand. —

Das war nur eine kleine äußerliche Hilfe für Beate,

die sie dankbar genoß, aber schwerer noch drückten sie neue Sorgen anderer Art: Der letzte Taler würde bald ausgegeben sein — und was dann? Sie mußte für sich und ihre Kinder Brot schaffen — wohl durch ihrer Hände Arbeit. Denn der Mutter kleines Vermögen mußte der alten Dame bleiben — für spätere Tage, wenn vielleicht Krankheit sie heimsuchen würde. Und Arturs Geld? Er hatte ihr schon genug von seinen Mitteln angeboten; er würde sie nun selbst gebrauchen, für die Mutter und sich, denn der Arzt bestand darauf, daß Artur, sobald es sein Zustand nur irgend erlaubte, nach Italien ginge, sonst würde er nicht wieder gesund werden.

So verging das Weihnachtsfest in Jammer und Herzeleid! Wenn Beate doch nur einmal am Grabe des geliebten Mannes hätte beten können — ihre jammernde Sehnsucht würde stiller geworden sein — aber noch nicht einmal wissen, wo sein teures Haupt zur Ruhe gebettet war, nur da droben in den Sternen, die allabendlich flimmernd über der Stadt standen, konnte sie ihn im Geiste suchen. Oft meinte Beate, sie ertrüge das nicht mehr — und doch kam ein neuer Tag herauf, brachte neue Pflichten zu den alten — und die matten Hände wurden wieder stark und schafften — schafften ohne Unterlaß. —

Der Januar des Jahres 1814 brachte starke Kälte. Die Eisblumen an den Fenstern wollten gar nicht auftauen, und Beate wußte nicht, woher Holz nehmen, denn das letzte war verbrannt. Sie mußte Geld schaffen. In schlaflosen Nächten überlegte sie — und dann nahm sie alle Kraft zusammen und ging

zu Bekannten und früheren Freunden und — bat um Arbeit.

Nun saß sie schon am frühen Morgen, und saß spät in der Nacht noch an Arturs Bett mit Nähereien, die mitleidige Herzen ihr gegeben hatten — aber was brachte das? Es war ein Tropfen auf einen heißen Stein.

„Du wirst dich noch krank machen, Beate," warnte Artur oft, der nun wieder außer Bett war und langsam Kräfte gewann.

„Das verhüte Gott," sagte sie erschreckt, „nein, nein, ich bin kräftig, ich kann viel aushalten. Wenn ich dich nur erst im Süden wüßte!"

„Ich bliebe viel lieber bei dir," murmelte der Künstler.

„Das würde dich aber nicht gesund machen, und mir nur noch mehr Sorgen aufbinden. Siehst du, ich bin nur egoistisch, wenn ich dich gesund sehen will," versuchte Beate zu scherzen.

„Ja, ja, ich kenne deinen lieben Egoismus, du liebste aller Frauen — nun eines Tages werde ich schon wieder kommen können — und dann —"

„Dann bin ich vielleicht längst nicht mehr im alten, lieben Hattlinghause."

„Beate!" rief Artur erschreckt und richtete sich auf dem Divan hoch.

Beate ließ einen Augenblick die Arbeit sinken und sah hinaus in die kalte Winterluft; ihre Augen gingen träumend in die Weite — —

„Mich zieht es in die Nähe von meines Fritzens Ruhestätte — vielleicht werde ich dann ruhiger," versetzte sie leise.

„Bist du es noch nicht?“ fragte der ruhende Mann traurig. Sie schüttelte das blonde Haupt, der trübe Zug um den Mund grub sich tiefer ein.

„Nein!“

„Ich gäbe mein Leben darum, wenn ich dich wieder froher sehen würde, Beate.“ Artur sagte es, indem er ihr die Hand hinreichte. Warm lag die ihrige darin, warm suchte ihr Blick den seinen.

„Du hast noch eine Mutter, die deiner bedarf, Artur, und bist noch jung — und wenn du wieder da unten im schönen, sonnigen Süden bist, dann — dann vergißt du bald unser trübes Dasein hier — und es ist gut so.“

„Wie wenig kennst du mich — oder willst du mich so beurteilen.“

„Es ist nur die Hoffnung, Vetter, die ich falsch ausgedrückt habe.“

„Und ich werde dir beweisen, daß deine Hoffnung nach dieser Weise nicht in Erfüllung geht. Früher — vor langen Jahren wohl einmal — aber nun nicht mehr.“

Ich war furchtbar leichtsinnig, Beate, mir war niemand heilig als nur meine Kunst. Das Leben genoß ich in vollen Zügen, und erst als ein holdes Weib in mein Leben trat, das mir mit leisem Finger einen anderen Weg wies, da besann ich mich auf mich selbst. Ihr habe ich meines Lebens Werden, meines jetzigen Lebens Inhalt zu verdanken.“

Als er schwieg, fragte Beate leise und zaghaft, als ob sie nicht an eine blutende Wunde rühren wollte:

„Warum hast du sie dir nicht zu eigen gemacht, Vetter?"

„Sie war das Weib eines anderen —" antwortete er einfach.

„Wie traurig!"

Wieder schwiegen sie, Artur blickte nach der fleißig arbeitenden Frau. Wie die Nadel aus dem Stoff glitt und wieder ihren Platz fand — wie flink die kleine, verarbeitete Hand den Faden aus und einzog! Sollte Beate wirklich nicht wissen, nicht ahnen, wem sein Herz gehörte? Noch wagte er nicht den Gedanken seines Herzens Raum zu geben, die ihm zuflüstern wollten, daß das geliebte Weib nun frei sei, daß er es sich erringen könnte, nach Jahren vielleicht erst, aber doch einmal. Daß ihm diese Hoffnung, so kurze Zeit erst nach dem Tode des Vetters, dem er doch aufrichtig zugetan gewesen war, wie eine, fern am Horizont auftauchende, Fata Morgana, schon jetzt kam, dünkte ihm eigentlich schlecht und doch konnte er sich nicht davon losreißen. Immer schwebte sie vor ihm her, duftig, rosig, von Sonne umflossen —

„Und Hermann?" fragte Beate plötzlich.

Artur schreckte zusammen — wohin war er mit seinen der Gegenwart weit vorauseilenden Gedanken gekommen?

„Hermann? O, Hermann ist ganz Geschäftsmann. Er fühlt sich wohl drüben in England, es geht ihm pekuniär sehr gut, nur mit seiner Frau hat er Unglück — sie paßten wohl nie zusammen — so haben sie sich getrennt." —

„Ach — wie traurig für den Vetter! Trägt er es schwer?"

„Ich glaube nicht, lieb gehabt hat er seine Frau wohl nicht, es war wohl nur eine Vernunftheirat. Übrigens will er im Frühjahr kommen." —

Artur war abgefahren, aber der Verkehr mit Jules Liar blieb, überall fand er etwas, wo er der jungen Hausfrau helfen konnte, bei den fast erdrückenden Pflichten, die auf ihren zarten Schultern ruhten. Nun, da Artur fort war, ward er Louis Ferdinands treuer Hüter und Lehrmeister, und es war erheiternd für die trauernden Frauen, dem Geplauder der beiden zuzuhören, von denen der eine nur wenig deutsch, der andere nur wenig französisch konnte. Das wurde mit jedem Tage besser; das Kind lernte mit unglaublicher Geschwindigkeit und war bald unzertrennlich von seinem neuen „Oheim".

Oft saßen sie zu dritt: Jules Liar, Louis Ferdinand und die kleine Lo, auf dem Tritt zu Füßen Beatens und lauschten ihren kleinen Erzählungen — der Märchen und Sagen aus ihrer Thüringer Heimat — und Liar horchte mit Andacht, und sah mit Andacht zu der unermüdlich tätigen Frau auf.

„Für wen nähen Sie nur so fleißig," fragte er auch einmal, als er wieder zu Beatens Füßen saß, die beiden Kinder auf seinen Knien.

„Für wen? Für fremde Menschen," entgegnete Beate.

„Wieso? Was haben Sie für fremde Menschen zu nähen?" entrüstete sich der junge Mann.

„Die eiserne Notwendigkeit zwingt mich dazu —

ich muß Brot schaffen für meine Kinder und mich — für Franz — —"

„Sie — Sie nähen um Geld?" stieß Liar erschreckt hervor.

„Ja — ich muß."

„Und Ihnen gehört dies schöne, große Haus? Das muß doch Geld bringen?"

„Von wem? Und was gehört uns noch davon? Wer zahlt denn Miete? Niemand."

„Aber die Miete für unsere Wohnung wird uns doch abgezogen, wenn wir Gehalt bekommen," sagte Liar kopfschüttelnd.

„Wir bekommen sie aber nicht, die Hausbesitzer haben die Wohnungen und das Essen umsonst zu geben."

„Das ist ja unerhört," rief der junge Mann, setzte die Kinder ab und sprang auf. Aufgeregt rannte er im Zimmer hin und her, so daß Lo sich ängstlich am Rock der Mutter festhielt, denn sie fürchtete sich plötzlich vor dem Spielkameraden, der sonst so lustig mit ihnen war.

Sie sprachen noch lange zusammen, die deutsche Frau und der französische Offizier, und dann wußte er ihr Schicksal, kannte ihre jetzigen Sorgen und als er gegen Abend hinüber in sein Zimmer schritt, überlegte er weiter, wie dieser Frau wohl zu helfen sei.

Denn geholfen werden mußte ihr, das stand bei ihm fest. —

So saß Beate Tag für Tag und erarbeitete mit ihrer Hände Arbeit das Brot für sich und ihre Kinder. Das war ein wehes Arbeiten, und ein hartes

Brot! Ein Brot, mit Tränen getränkt, mit Leid gewürzt. Und wenn sie spät in der Nacht zur Ruhe ging, die müden Augen schloß, da floh doch der Schlaf ihr Lager, und vor den Augen stand greifbar nahe die Gestalt ihres Toten, so wie er im Leben an ihrer Seite gestanden hatte. Und ihre einsame Seele weinte nach dem Geliebten — und am Morgen lag es über den Augen wie ein Schleier und um den Mund war der Schmerzenszug herber geworden.

Aber das Leid um sie wurde auch größer. Es gab sehr viel Kranke in den Hospitälern und Privathäusern, die vielen Menschen, eng zusammengerückt, begünstigten natürlich die Verbreitung ansteckender Krankheiten. Noch gab es viele Verwundete aus der Völkerschlacht, auch in den Lagerräumen des Hattlinghauses lagen solche. Beate half, wo sie nur konnte. Es bildete sich sogar ein Verein in der Stadt, welcher sich der Verwundeten und Kranken annahm und unendlich viel Gutes dadurch leistete. Ihm trat Frau Elsbeth bei und fühlte sich gehoben und beglückt, daß sie an einem guten Werk helfen durfte. Die alte Dame war eigentlich etwas ungehalten auf ihre Schwiegertochter. Ihr wollte es nicht in den Sinn, daß Beate für Geld nähen mußte, die anderen Verwandten, die nicht so gelitten hatten, wie sie, hätten ihr doch auch geben können zum leben. Aber Beate hatte so energisch eine dahin zielende Bemerkung Frau Elsbeths abgewiesen, daß diese nun still schwieg. Es drückte sie jedoch in ihrem alten Stolz, der ja doch noch in einem Überrest vorhanden war, daß eine Hattling für andere arbeitete. Frau Elsbeth konnte

eben nicht begreifen, daß es Beate für eine größere Schande empfand, von Almosen leben zu sollen. —

„Darf ich meine Zigarre bei Ihnen rauchen, Madame?" fragte an einem Nachmittag — es war schon März geworden, und Beate saß am offenen Fenster — Jules Liar bei ihr eintretend, „mein Ofen raucht drüben, da mußte ich fort."

„Gewiß — das heißt, erst muß ich wissen, was das ist, eine Zigarre?" antwortete Beate.

Liar trat zu ihr, reichte ihr die Hand und zeigte der jungen Frau dann ein längliches, braunes, rundes Stück, fest aus Tabakblättern gewickelt.

„Kennt man das noch nicht hier?"

Beate schüttelte den Kopf. „Ich sah es noch nie."

„O, man beginnt auch jetzt erst mit dem Versand dieser Zigarren. Ich habe einen oncle in Havanna, welcher eine große Tabakplantage besitzt, und dieser sendet mir die Zigarren. Bei uns in la belle France finden sie reißenden Absatz."

Plötzlich sah Liar Beate an, mit einem strahlenden Lächeln auf seinem dunklen Gesicht — er rannte lebhaft, wie es zuweilen bei ihm durchbrach, einige Male im Zimmer hin und her, blieb wieder vor der jungen Frau stehen, nickte ein paar Mal energisch mit dem Kopf und sagte endlich lebhaft:

„Ich hab's — ich hab' es — das muß gehen, das ist nicht so anstrengend und bringt mehr. Liebe, adorée Madame Hattling — ich werde noch heute an meinen oncle nach Havanna schreiben, er muß Ihnen eine Sendung Zigarren schicken. Die verkaufen

Sie dann hier — machen es bekannt in Ihrer Zeitung — Sie haben doch eine gute Zeitung hier —?"

„O ja," sagte Beate, lächelnd über den Eifer des braven Menschen, der ihr schon längst nicht mehr wie ein Fremder erschien, und nahm eine Zeitung vom Tischchen, „die liebe, alte Magdeburger Zeitung —"

„Nun ja, sehen Sie — o das ist herrlich! Und wie freut es mich, daß ich Ihnen helfen kann!"

„Aber ich werde Ihre Hilfe, so lieb wie sie geboten ist, nicht annehmen können, Liar, denn ich habe kein Geld, die Sendung zu bezahlen," unterbrach Beate die freudige Stimmung des jungen Mannes.

„Bezahlen? O, so ist das auch nicht — nein, so soll das nicht sein. Sie verkaufen für Rechnung meines oncle, was Sie nicht verkaufen, ist sein Risiko. Sie erhalten von jeder Kiste Ihren Anteil. Und Sie werden sehen, wie schnell die Herren in Preußen und hier in Magdeburg Gefallen an diesem braunen Ding finden werden."

„Sie sind so gut zu uns, Liar, gar nicht wie ein Feind meines Hauses, unsrer Stadt, unsres armen Landes —" versetzte Beate gerührt und sah ihn freundlich an.

„Ich bin weder ein Feind von Ihnen und Ihrem Hause, noch Ihrer schönen Stadt, noch Ihres schönen Landes, Madame — ich muß nur einfach meiner Pflicht gehorchen, die mich an meinen Kaiser bindet. Ich liebe und bewundere ihn in seiner Größe und würde gern für ihn blutend zusammensinken — aber verstehen kann ich ihn oft nicht in seinen Hand-

lungen und Taten — und das ist schmerzlich für mich."

„Es ist wohl auch sehr schwer, ihn zu verstehen, da er uns über alle Menschlichkeit hinaus entrückt ist. Es ist aber nicht gut, wenn der Mensch ein Gott sein will, und Ihr Kaiser dünkt sich wohl ein solcher. Ein Gott aber soll gut, gerecht, wenn auch streng sein — und ich glaube, dies alles war Napoleon Bonaparte nur im letzten Fall. Habe ich Unrecht, Liar, dann belehren Sie mich eines Besseren, denn ich staune dennoch Ihren Kaiser in seiner Macht und Größe an."

„Ich fürchte, sie geht schon zu Ende," sagte Liar düster, „sein Stern beginnt zu verbleichen — die furchtbare Niederlage am 18. Oktober war die Fortsetzung des entsetzlichen Feldzuges in Rußland. Und jetzt? Schon sind die verbündeten Armeen vor den Toren vor Paris angekommen — des Kaisers Kräfte aber sind zersplittert — und schon beginnt man gegen ihn zu murren. Unser Volk ist schnell im Bewundern und ebenso rasch im Steinigen. Dann vergißt es, was der Bewunderte einst Gutes ihm gegeben hat."

„Ihr schönes Land hätte noch der blutigen Revotionszeit eines Herrschers bedurft, der mit milder, weißer Hand den Frieden durch das Land geleitete —"

„O, Napoleon hat es aber groß gemacht über alle Länder!"

„Und hat den Haß und den Fluch vieler Tausende von Menschen auf sich nehmen müssen. Ob ihm das

einst Frieden in sein unruhiges Herz geben wird? Ich glaube nicht."

Der junge Offizier schritt noch immer im Zimmer auf und ab. Wiederholt strich er sich mit der Hand durch das schlichte schwarze Haar.

„Da reden wir vom Kaiser, statt von Ihnen und Ihren Nöten, Madame," sagte er endlich und blieb wieder vor Beate stehen, „also nicht wahr, ich werde schreiben und Sie versprechen mir, eine tüchtige Handelsfrau zu werden — denn es wird ja meines Verwandten Vorteil auch sein."

„Ich versuche alles, was sich mir bieten wird, um auf ehrliche Weise meinen und meiner Kinder Unterhalt zu erwerben."

„Vortrefflich! So kann ich in etwas gut machen, was mein Kaiser an Ihnen gesündigt hat. Es tut mir nur leid, daß ich wahrscheinlich Ihre Erfolge nicht mehr hier erleben werde."

„Kommen Sie fort von hier?" fragte Beate erschreckt. Er sah sie dankbar an.

„Nicht doch — aber bedenken Sie, die eiserne Umarmung der Ihren da draußen vor den Toren wird immer enger und drückender — lange können wir uns nicht mehr halten."

„Dann wären wir frei? O Gott, wie wunderbar ist doch der Klang dieses Wortes — frei! Denken Sie Liar, seit 7 ½ Jahren tragen wir das Leben beraubende Joch der Fremdherrschaft, können Sie ahnen, was mein Herz empfindet, nun, da die Aussicht der Freiheit winkt?"

„Ich kann es," erwiderte Liar leise.

„O, das ist, als wenn ich hier durch das offene Fenster in eine wunderbar schöne Landschaft sehe, als ob da draußen Vögel jubilierten, als ob die Lerchen vom Himmel stiegen, der blau und klar uns strahlte. Frei sein — hinausgehen können aus dem Tor dorthin, wo meiner Sehnsucht Erfüllung werden kann."

Liar blickte bewundernd zu der zarten Frau hinüber; noch nie hatte er ihrer Augen Sonnenfunken gesehen, heute glühten sie darin und strahlten in seine Seele. Da polterte es die Treppe herauf, kleine Füße kamen gesprungen, Louis Ferdinand stand gleich darauf im Zimmer, sprang zur Mutter, glühend die Wangen, schmutzig der Kittel, zerrissen die Höschen, blutig die kleinen, kräftigen Hände. Stürmisch umarmte er die Mutter und rief:

„Mutterle, ach wir haben so viel Holz, der Franz und ich, und ich habe so tüchtig geholfen, glaub mir's man, und der Franz sagt's auch. Und so viel Menschen waren draußen im Rothenseer Busch, der Franz sagt, viele tausende, und wir waren so lustig! Und Hochwasser gibt's auch Mutterle, die Elbe brüllt, o, ich sage dir, die Strombrücke zittert ordentlich vor Furcht. Ich hab mich aber gar nicht gefürchtet."

„Bist doch auch ein Bub, mein Junge, und der fürchtet sich nicht. Aber guck mal, wie dein Kittelchen und dein Höschen aussieht, da muß nun Mutterle wieder flicken — —"

„Ach, das schad't nix," meinte Louis Ferdinand nun doch etwas verlegen und hielt mit den schmutzigen Fingerchen den Riß im Höschen zu, „Franz sagt,

ein richtiger Junge muß auch man 'n Loch in der Hose haben, sonst wird er kein Mann."

Innig drückte Beate ihren Knaben an ihr Herz, strich ihm zärtlich über das blühende Gesichtchen.

„Du mußt auch ein tüchtiger Mann werden, Louis," sagte Liar, welcher lächelnd in Mitfreude auf die von Mutter und Kind sah, „denn du mußt deiner Mutter einst eine Hilfe und ein Stab sein."

„O, das bin ich schon heute," behauptete der kleine Mann und richtete sich zu seiner schlanken, sechsjährigen Größe auf, „Franz sagt, ich hab tüchtig geholfen. Und morgen holen wir wieder Holz."

„Es ist ein Segen, daß dieses Holzholen den Bürgern nun wenigstens erlaubt wurde, wenn man kein Geld hat, Holz zu kaufen, jetzt wo alles, alles, Lebensmittel und alles andere ja gar nicht mehr zu bezahlen ist," sagte Beate.

„Sie Ärmsten!" nickte Liar. „Und zu denken, daß hier einst großer Reichtum war — wenn ich nur daran denke, wie wir vor einigen Wochen von den Tuchhändlern die 10 000 Ellen Tuch einbringen mußten! Viele gaben ihr Letztes!"

„Ich auch," flüsterte Beate.

„Sie auch? Und das habe ich nicht gewußt? Um so mehr muß ich Ihnen helfen, Sie sollen wieder hochkommen, wieder froh werden und sorgenlos."

„Durch Ihre Zigarren?" fragte sie lächelnd, ein wenig neckisch.

„Ja, durch meine Zigarren."

„Dann werde ich wohl bald die Zigarrenfritzen bei den Verwandten heißen," scherzte sie weiter.

„Zigarrenfritzen?" wiederholte Liar erstaunt. Dann erst begriff er den Sinn des Wortes und lachte fröhlich, und fröhlich rief er, und doch mit einem gewissen Ernst in der Stimme: „Möchte dieser Name einen guten Klang bekommen."

„Was in meiner Macht liegt — ja!" sagte Beate ernst.

Am Abend dieses Tages war es, daß Beate bei der Abendsuppe der Mutter von der Zukunft sprach — von der Befreiung, die wie ein Morgenrot in dunkle Regentage leuchtete. Im Klang ihrer Stimme lag seit Monaten zum erstenmal wieder ein frischerer Ton, so daß Frau Elsbeth erstaunt die Schwiegertochter ansah. Da gewahrte auch sie der hellen Augen lichteres Feuer, eine lebhaftere Farbe auf dem schmalen, feinen, so blaß gewordenem Gesichtchen. Und überrascht dachte sie in ihrem Innern: „Wie schön ist sie — armer Fritz — arme Beate."

Beate saß dann noch lange am Bettchen ihrer Kinder, sah auf die teuren Kleinodien nieder, die der gütige Gott ihr gelassen hatte, und als sie selbst ihr Lager aufsuchte, da war es auch zum erstenmal, seitdem sie die Nachricht vom ewigen Schlaf zweier heißgeliebter Augen erhalten hatte, daß ein Lächeln der Hoffnung die beiden herben Fältchen des Kummers um ihren Mund verwischte. Ihre Gedanken weilten bei dem fremden Jüngling, der ihr und ihrem Haus ein Freund geworden war, trotz nationaler Gegensätze. In Dankbarkeit dachte sie seiner, der ihr das Gefühl des Umsorgtwerdens wieder gab. Denn wenn sie sich auch stark und kräftig genug

fühlte, allein mit ihren Kindern den schweren, weiten Weg des Lebens zu gehen, so fühlte sie doch auch die süße Wohltat, welche im Interesse dieses jungen Mannes für sie lag.

Es war ihr, als schmeichle der linde Frühlingswind, der die Hoffnung mit sich auf seinen Schwingen trägt, welche uns Blütenduft und Sonnenwärme in kalte Tage zaubert, um ihre Wangen, als sänge draußen auf dem Sims ein Vöglein ein Lied, beruhigend für ihre kranke Seele. Aber es war nur der Regen, der niederrauschte, in den Rinnen plätscherte und aus dem großen Rachen eines Untieres, welches als Zierat aus der Dachtraufe geschmiedet war, hinunter zur Erde stürzte.

## XII.

Der Frühling kletterte wieder einmal in den Bergen herum. Fröhlich pfiff er sich ein Liedchen im Wandern über Tal und Höhen, guckte überall mit hellen Augen in jeden Winkel der Berge, strich mit warmer Hand über vereiste Quellen, rief der Sonne zu, ihn zu unterstützen, damit des Winters Spuren, welche er hinter Ackerfurchen, Zäunen und Felsen zurückgelassen hatte, endlich nun aus dem Lande kämen. Und die Sonne half freundlich. Da konnte sich der Frühling bald auf leise grünendem Rasen ausruhen. Lange Zeit hatte er jedoch nie. Kreuz und quer eilte er durch die Harzberge, es gab ja an allen Orten zu sehen und zu tun. Behutsam bog er die grauen, alten Grashälmchen auseinander, es

hatte sich darunter etwas geregt, nun war er neugierig — — richtig ein paar Veilchen waren es. Die guckten nun mit hellen Äuglein in die Welt — —

Der Frühling eilte weiter. Jedes Knöspchen an den Bäumen und Sträuchern nahm er in seine weichen, warmen Hände — da sprang die braune Hülle auf und grüne Blättchen guckten neugierig in die Welt.

„Wie es jetzt mit Macht Frühling wird," sagte Lina zu Ina, und schaute träumerisch in die weißen, am blauen Himmel ziehenden Wölkchen, „jedes Jahr kommt der Frühling wieder, so hold, so schön, und doch ist mir jedes Jahr dann gerade mein Herz so schwer. Wie kommt das nur? Ich bin doch sonst ein Mädel, was den Mund auf dem rechten Fleck hat — und im Frühjahr, wenn alles anfängt zu blühen — bin ich immer eine Heultrine."

Sie wischte sich mit dem Tuch ein paar helle Tropfen aus den großen, grauen Augen und lachte ein wenig verlegen zur Schwester hinüber. Ina saß auf einem Rain, dicht am Parke, im Schoße lauter blaue Veilchen, aus denen sie Sträuße band. Jetzt sah sie zu Lina hinüber, welche an einem Baum lehnte und entgegnete: „Sei so gut Linerle und pflück mir noch ein paar schöne Blätter, sonst sehen die Sträuße nach nichts aus."

„Weißt du, Schwesterlein," meinte sie dann, als Lina mit den Blättern zurückkam, „ich hab' im Frühjahr auch immer mehr Sehnsucht nach Georg, als zu anderen Jahreszeiten, na — und da denkt dein liebes, treues Herzle halt immer noch an einen,

den es vor langen, langen Jahren mal lieb gehabt hat. Gott! wie lang ist das her! Linerle, du bist dumm, daß du an dem einen so festhältst, der es gar nicht mal verdient, hättest längst heiraten können."

„Nein, ich kann nicht. Jedesmal, wenn ich merkte, daß ein Mann sich um mich bemühte, wurde ich kalt und unfreundlich zu ihm, wenn ich ihm auch vorher noch so freundschaftlich zugetan war. — Ich werde halt Familientante. So lange die Eltern leben werden — und Gott wird sie uns hoffentlich noch lange erhalten — habe ich ja ein Heim und auch Pflichten. Nebenbei versorge ich Minas und deine Kinder —"

„Na vorläufig bin ich noch nicht mal verheiratet," unterbrach Ina die Schwester, „und dann — ich weiß nicht, hübscher denke ich mir schon Mann und Kinder zu haben — das ist doch was fürs Herz — als einsam durchs Leben zu gehen. Linerle, sei gescheid!"

„Du hast gut reden, Kleines, du liebst deinen Georg von ganzer Seele, und er liebt dich wieder —"

„Das wollt ich mir auch ausgebeten haben," lachte das „Kleine" glücklich, sprang auf, daß überflüssige Blätter und welkes Gras von der Schürze fielen, und stand in ihrer schlanken Größe neben der etwas kleineren Schwester, „nun werden sie ja wohl bald kommen. Paris ist eingenommen, Viktoria haben die Unsrigen hier schon geschossen — nun könnte er kommen. Ich werde jetzt täglich Sträuße binden, damit immer das Haus festlich ist, wenn mein Schatz unverhofft vielleicht einmal eintritt. Sei mir nicht bös, Linerle," bat das hübsche Mädchen und legte zärt-

lich den Arm um die Schwester, „daß ich so glücklich bin, aber ich kann nun mal nicht anders."

„Du hast ja auch Ursache dazu, mein Herz. Dein Schatz ist, abgesehen von einer kleinen Streifwunde, aus allen den entsetzlichen Kämpfen gesund hervorgegangen. Nun rückt dir endlich die Zeit nahe, wo du ganz sein Eigen wirst — es wäre ja unnatürlich, wenn du nicht glücklich wärst."

„Und du wirst's auch noch, paß' nur mal auf, mir schwebt so eine Ahnung vor."

„Ja, eine glückliche alte Jungfer —"

„Aber mit einem jungen Herzen, das bitte ich mir aus. Denn zu meinen Kindern lasse ich niemand, der griesgrämig ist, die sollen immer lustig und fröhlich sein."

Da lachten sie beide über ihr komisches Geplauder, schauten sich an, gaben sich einen Kuß und schritten Arm in Arm durch das keimende Frühlingswerden dem Herrrenhaus zu.

„Kinder," empfing sie drinnen im Gartenzimmer aufgeregt Frau Editha, „eben habe ich einen Brief von Beate erhalten. Denkt mal, man spricht in Magdeburg davon, daß endlich Verhandlungen wegen der Übergabe angeknüpft worden seien. Kinder, welch eine Freude! Es ist noch gar nicht zu glauben! Was bedeutet das für unsere liebe, alte Stadt! Nun wird der Handel wieder frei werden, die armen Menschen dort können wieder aufatmen und vorwärtskommen. Freilich, verlorenes erhalten auch sie nicht wieder. Unsere arme Beate ist schrecklich daran! Sie bittet mich, Tante Juliane für einige Zeit aufzunehmen,

bis Hermann von London kommt, was Anfang Juni der Fall sein wird. Ich würde es ja gern tun, aber ich fürchte die Begegnung mit René für Tante Juliane."

„Vielleicht ist es doch ganz gut für sie, Mutter," sagte Lina nachdenklich mit leicht zitternder Stimme. Hermann würde kommen, sie würde ihn wiedersehen — hoffentlich, ach hoffentlich würde dann ihr dummes Herz von seiner törichten Liebe geheilt. —

René, das wilde Reis am Hattling-Stamm, war aufgelebt in der gesunden Umgebung des Rosenhofes. Er war ein lebhaftes Kind, doch zart von Gesundheit. Das wilde Lagerleben, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, der grausige Zug durch Rußlands eisige Schneefelder, alles das hatte seine sichtbaren Spuren bei dem Kind zurückgelassen. Hier wurde er nur mit Liebe umhegt und gepflegt, war ganz Linas Fürsorge, auf ihre Bitten hin, anvertraut, und lohnte es ihr durch grenzenlose Zärtlichkeit.

„Ich werde ihn lehren, seine Großmutter lieben," sagte Lina noch am Abend zu ihrer Mutter, als sie von dem Besuch Julianens sprachen, „vielleicht, daß ihr Herz fühlt, daß es Blut von ihrem Blute ist." —

Als Frau Juliane Hattling, vom getreuen Messerschmidt begleitet auf dem Rosenhof eintraf, war der Mai schon ins Land gezogen. Doch der rastlose Blick der kranken Frau flog interesselos über all die knospende, blühende Frühlingsherrlichkeit. Sie drang weder in ihr Auge noch in ihr Herz. Um so mehr fühlte sie Messerschmidt. Mit weit offenen doch verträumt

blickenden Augen genoß er die Schönheit der Tage und der Gegend und in die alten matt gewordenen Augen trat ein lichter Glanz. Seit seiner Jugendzeit sah er zum ersten Male wieder den Harz in seiner wilden, wunderbaren Schönheit, umfing ihn echter wirklicher Wald. Fast wurde das alte Herz wieder jung, jung wie in des jungen Maien schönen Märchenreich. Wenn nur nicht die drückenden Sorgen um die Zukunft gewesen wären! Nun wollte er mal mit dem Herrn Vollbrecht sprechen und der Madame, sie hatten doch seine junge Herrin lieb, vielleicht, daß sie einen Ausweg wußten.

Überall unterwegs preußische Soldaten. Frohe Lieder schollen aus den Lagern, froher Mut blitzte aus den Augen der Vaterlandsbefreier. Warum konnte sein lieber Herr nicht mehr unter ihnen sein? Warum mußte ihn gerade die feindliche Kugel treffen? So fern lag er nun von den Seinen — allein hatte er sein junges Leben aushauchen müssen. Und Weib und Kinder mußte er allein zurücklassen — allein? — nein, er war noch da, er würde sie nicht verlassen, und die Rosenhöfer wußten gewiß einen Rat.

Lange saßen die Vollbrechts am ersten Abend mit dem alten Messerschmidt zusammen und ließen sich von ihm der traurigen Jahre Ereignisse berichten. War er doch der erste, den sie aus der Familie heraus sprachen, der mit schlichten Worten des Hauses Hattling leidvolles Ergehen schilderte. Noch wußte Editha nichts näheres über Bruder Walters Tod, tief ergriffen, schaudernd vor der Gerechtigkeit, welche

in der Begegnung Walters mit René de Cantèlmes gelegen hatte, und welche doch zu beiden Männern entsetzlichen Ende geführt hatte, lauschten die Frauen der Erzählung Messerschmidts. Frohes konnte er ihnen nicht viel berichten, nur daß Frau Beate und Frau Elsbeth sowie die Kinder gesund geblieben seien, trotzdem Schmalhans Küchenmeister war, und daß auch vom Herrn Artur bessere Nachricht gekommen sei. Aber raten konnten die Rosenhöfer auch nicht.

„Das ist zu schwer, guter Messerschmidt. Mein Mann ist nur Landwirt, und ich? Ich bin eben auch schon zu lange aus allem heraus. Ihr müßt eben an Stelle der Herren mit Frau Beate verhandeln, kennt Ihr doch so lange alle Beziehungen, da meine ich, müßte doch das alte Geschäft wieder einzurichten sein," meinte Editha.

Der Alte wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

„Geld, Madame Vollbrecht, Geld ist es, was uns mangelt. Noch steht manche Summe aus, die uns immerhin einen kleinen Anfang wieder ermöglichen würde — aber wer hat denn noch Geld? Niemand. Niemand kann seinen alten Verpflichtungen nachkommen, und uns wird es ebenso gehen wie so vielen anderen — wir werden auch nicht wieder zum Leben erwachen. Wenn nur wenigstens das Grundstück Frau Beate allein gehören wollte, dann könnte sie doch von den Zinsen leben, wenn wir es vielleicht gut vermieten können, — ebenso —! Und Almosen nimmt sie nicht, sagt sie, von keinem Menschen. Ach, sie ist eine herrliche, tapfere Frau, ein Engel!"

„Wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am

nächsten, Messerschmidt, wer weiß, jetzt mit dem Frieden kommt gewiß auch wieder das Glück — —".

„Nee, nee, Madame Vollbrecht, das haben wir bei Leipzig verloren."

Am anderen Morgen saßen die beiden Schwägerinnen Juliane und Editha unter den Bäumen im Garten. Juliane saß regungslos. Die Hände im Schoß gefaltet, blickte sie in die Landschaft hinaus. Nur ihre Lippen bewegten sich fast unaufhörlich, murmelten leise Worte. Plötzlich horchte sie auf, über ihr weißes, welkes Gesicht zog ein freudiger Schein. Drinnen im Haus hatte eine helle Kinderstimme gerufen: „Tante Lina wo bist du?" „Wanda?" flüsterten die schmalen, blassen Lippen der Kranken — fragend blickten sie hinüber zu Editha mit einem etwas ängstlichen Zug im Gesicht.

Ehe Editha noch antworten konnte, trat Lina mit René an der Hand aus dem Haus und kam auf die beiden Damen zu.

Gleichgültig wandte Juliane ihren Kopf von den Kommenden ab, Lina trat aber auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte plötzlich laut und fest:

„René, küsse deiner Großmutter die Hand."

Die dunklen Augen der kranken Frau blickten starr, entsetzt auf das Kind, welches mit warmen, weichen Lippen ihre Hand berührte, dann mit großen dunklen Augen, denselben Augen, wie sie aus dem Antlitz der Großmutter vor ihm blickten, zu ihr aufsah.

„Großmutter, hab' mich lieb," bat das Kind.

„Großmutter? Großmutter?" murmelte Juliane, dann die Hand des Knaben wegschleudernd, welche

auf der ihren lag, schrie sie: „Du lügst — ich bin nicht deine Großmutter."

„Nein, Juliane, der Knabe lügt nicht," sagte Editha mild, indem sie herzutrat und das Kind an sich zog, „dieser fremdartig schöne Knabe ist René Lantèlmes und deiner Wanda Sohn, — dein Enkelkind. Wanda hat es dir hinterlassen."

„Wo ist Wanda? Ich will meine Wanda sehen," weinte Juliane auf.

„Das ist nicht möglich, liebe Juliane, sie ist bei ihrem Vater."

„Schlechte Menschen sind sie alle, lassen mich allein, kann sie gar nicht mehr leiden. Ist das wahr, bist du meiner Wanda Kind?" fragte die Kranke und riß den Knaben aus Edithas Arm.

„Wanda heißt meine Mama," stotterte René, indem es um seinen Mund zuckte und ängstlich blickte er die Tanten an.

„Wirst du mich nicht allein lassen, René, nie — niemals?"

„Nein Großmutter!"

„Gut, dann will ich glauben, daß ich deine Großmutter bin. Mußt mich aber nie allein lassen, hörst du. Komm, jetzt wollen wir spazieren gehen."

Juliane erhob sich, faßte fest des Knaben Hand und zog ihn mit sich fort. Lina aber ging auf der anderen Seite des Kindes, glücklich über den gelungenen Versuch. Darüber, daß das Kind bei der kranken Großmutter nicht zu Schaden kam, wollte sie schon wachen, vor allen Dingen hatte sie doch in der kranken Seele der armen Frau wieder ein Gefühl der Liebe, der

Zusammengehörigkeit wecken wollen. Wenn ihr das gelungen sein sollte, würde sie befriedigt in ihrem Innern sein.

Und es schien auch so. Die Großmutter ließ tagsüber den Enkel nur von sich, wenn sie schlief, außerdem plauderte sie unaufhörlich mit ihm und ward nur still, wenn seine zarte, kleine Kinderstimme eines der kleinen Chansons sang, wie er sie im Lager gehört hatte. Kleine, schwermütige Volksliedchen aus dem Lande seines Vaters, hin und wieder auch eine Strophe eines wilden Soldatenliedes mit kindlichem Übermut gesungen. Und Editha bemerkte zu ihrer Freude, daß das kranke Gemüt der Schwägerin eine leise Wendung zum besseren erkennen ließ, daß sie begann liebevoller mit dem Enkel zu reden, nicht mehr nur für sich, sondern plötzlich für ihn mitsorgte. Getroster begann sie für diese beiden, in welche ihr eine schwere Sorge bedeutet hatten, in die Zukunft zu sehen, und auch die traurigen Zeiten der Unterdrückung, der Last der Fremdherrschaft schienen vorüber. Die Zeitungen brachten die Nachricht von der Entsatzung Magdeburgs, vom jubelnd begrüßten Einzug Preußischer Truppen. Als diese Nachricht auf dem Rosenhof bekannt wurde, warf der alte Mann Heinrich Vollbrecht wie ein Junger seine Mütze hoch in die Luft, umarmte sein liebes Weib und rief: „Heute gib's aber man eine feine Buttel zum Mittagessen, mein Altchen, — und morgen spannen wir die Füchse vor die Mitternachtssonne und fahren für ein paar Tage nach Magdeburg. Erstens müssen wir das arme Motscheken, die kleine Thüringerblume

aufsuchen, und dann unsern braven Hauswirt von anno dazumal — du weißt schon — dem muß ich die Hand drücken. Paßt es dir, liebe Alte?"

„Ja, Heinrich, ich kann es schon einrichten, zu was hat man denn große Töchter." —

Auf den Straßen Magdeburgs herrschte immer noch reges Leben, trotzdem die Feierabendglocke schon geläutet hatte, als die Mitternachtssonne in das Tor rumpelte, von einer preußischen Schildwache nach dem Wohin und Woher befragt.

Mit hellen Augen schaute Vater Vollbrecht in das frohe Getriebe der Menschheit.

„'s ist grad als sei ein schwerer, harter Winter vergangen und als wäre ein Frühling gekommen, der alle Menschen hinaustriebe," sagte er fröhlich.

Es war auch so. Nicht nur der Frühling war wieder über die Lande gekommen, sondern auch die Ketten, die drückenden Fesseln, welche jahrelang fleißige Hände gebunden hielten, waren gefallen. Frei konnten sich die Hände wieder regen, wieder schaffen, wieder arbeiten! Frei durfte das Auge wieder schauen — frei durfte der deutsche Mund wieder reden! Kein Aufpasser und Angeber war mehr da. Und im Wonnegefühl der wieder erlangten Freiheit mußte das Volk auf die Straße, mußte reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war, nicht nur mit den Nachbarn, sondern auch mit Wildfremden. Vaterländische Lieder stiegen jubelnd zum Abendhimmel auf — und Heinrich Vollbrecht stimmte mit seinem tiefen Baß ein. Gleich danach hielten sie am Gasthof.

„Ich denke, wir gehen gleich zu Bett, Alterchen, dann sind wir morgen früh ganz frisch. Ich schicke noch einen Boten zu Beate, der uns für morgen anmeldet. Nach der langen Fahrt wirst du müde sein?" meinte Editha, als sie beim Abendbrot saßen.

„Ich müde? Beleidige mich man nicht, meine Liebe, Heinrich Vollbrecht und müde — lächerlich!" rief dieser entrüstet. Gleich darauf gähnte er aber so gewaltig, daß Editha lachend ausrief:

„Schnell ins Bett, mein Alter, sonst ißt du mich noch auf."

Sie selbst stand noch lange am offenen Fenster, während hinter ihr rasselnde Töne den tiefen, gesunden Schlaf ihres Eheherrn anzeigten, sah hinunter zur Straße und hinauf nach dem dunkelblauen Himmel. Ihre Gedanken weilten in jener Nacht vor sieben, langen Jahren, als sie um das Leben ihres Mannes bangte. Wie damals standen die urewigen Sterne da oben am Nachthimmel, unverändert — nur die Schicksale der Menschen hier unten wechselten wie Tag und Nacht, wie Gewittersturm und Sonnenschein, wie Frühlingswerden und Herbstzerflattern. Was war in diesen sieben Jahren nicht über die Hattlings hereingebrochen! Ihr Bruder tot — die Elbe hatte seinen und seines Feindes Leichnam nicht zurückgegeben — kein Kranz schmückte seine Ruhestätte. Fritz, ihr fröhlicher, lebenswarmer Fritz — fern von hier lag er unter den Kameraden, und über sein Grab war die Ehrensalve gerollt. Artur krank im fernen Süden. Wo mochte Hermann nur sein? Allein im alten, stolzen Hattlinghause die drei blon-

den Frauen — von denen die eine nun auf dem Rosenhof langsamer Genesung entgegenging — so verschieden all in ihrem Wesen. Auf zwei Knabenaugen ruhte jetzt die Zukunft der Hattlings, Gott erhalte Louis Ferdinand, nicht nur deshalb, sondern auch als künftigen Trost, Stab und Stütze für seine Mutter.

— Mit einem Aufschluchzen der Freude empfing Beate am anderen Morgen die Verwandten. Lange lag sie an der Brust Tante Edithas, ließ ihrem Kummer, ließ ihrem schweren Leid freien Lauf in rinnenden Tränen.

Heinrich Vollbrecht stand daneben, wischte sich häufig die guten Augen und sah zu, wie seine Frau immer wieder leise und zart über das goldig flimmernde Haupt strich, welches an ihrer Brust ruhte. Endlich konnte er es aber doch nicht mehr aushalten.

„Ich bin auch noch da, kleine Blume," sagte er endlich und zog Beate sanft in die Höhe, „mußt dir man den ollen Oheim auch angucken. Und nu höre man auf zu weinen, nun sind wir da, und nun wird es schon allens wieder ins rechte Gleis kommen. Bist aber eine tapfere, kleine Frau gewesen, Kinding, Messerschmidt hat uns alles erzählt."

„Ach, Oheim, das ist nur äußerlich, innerlich hat mir oft jegliche Selbstbeherrschung gefehlt. Wenn die Kinder nicht gewesen wären! Ihr müßt meine beiden sehen, sie sind mein Glück, meine Sorge und meine Hoffnung."

„Recht so, kleine Blume, nur immer die Hoffnung behalten, — der alte Gott lebt noch, und wird die

Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter auf dem Felde der Ehre geblieben sind, nicht verlassen."

„Das hoffe auch ich, lieber Oheim — und jetzt will ich die Kinder holen."

Die junge Frau eilte hinaus, kam bald zurück an jeder Hand eines ihrer Kinder. Louis Ferdinand, das schlanke Bürschchen und Luise zierlich und behend, mit den dunklen Augen und Locken des Vaters.

„Schade, daß du mit den Kindern nicht zu uns kommen konntest, Louis Ferdinand und René wären prächtige Spielkameraden gewesen —."

„Erzählt mir von dem Knaben," bat Beate.

Überhaupt tauschte man den ganzen Tag nur seine Lebensschicksale aus. Die vom Rosenhof waren, wenn auch nicht glänzend, so doch immer noch erträglich, anders war es ja mit Beate.

„Und Mutter ist auch vorgestern fort," erzählte die junge Frau im Laufe des Gespräches, „sie mußte in ihre Heimat, dort nach den Ihren zu sehen, ich fürchte, auch sie wird einen einfachen Lebensabend sehen, sich sehr einrichten müssen nach dem Wohlleben, was sie führen konnte, bis die Zeiten der Bedrängnis für uns kamen. Dafür ist Hermann gestern von London angekommen, um seiner Mutter zu helfen. Er scheint sich sehr verändert zu haben — zu seinem Vorteil — und war sehr bestürzt, als er Tante Juliane nicht antraf. In einigen Tagen wollte er zu Euch auf den Rosenhof."

„Da kann er ja man gleich mit uns fahren," sagte Heinrich Vollbrecht.

„Seiner Mutter geht es besser," fügte Editha hin-

zu, „und ich meine, wenn wir sie einige Monate in eine gute Heilanstalt bringen könnten, würde sie vielleicht wieder ganz gesund. Harnisch, unser Schwiegersohn sagt es auch."

„Hermann wird es können, glaube ich," äußerte Beate, „er scheint in gesicherten Verhältnissen dort zu leben. Sein Geschäft geht gut — er ist als Teilhaber in eine Kaffeefirma eingetreten."

„Na, wenn er sich nur geändert hat, da ist das auch schon was wert, denn er war ein höllisch leichtsinniger Bursche in seiner Jugend. Wie vielen Mädchen mag er die Köpfe verdreht haben — Gott sei Dank, daß er mein Vierteldutzend in Ruhe gelassen hat, oder vielmehr, daß sich keine aus dem Vierteldutzend in ihn verliebt hat."

Heinrich Vollbrecht sagte es mit großer Befriedigung und setzte dann hinzu:

„Ich will ihn man aufsuchen — Ihr Frauen habt gewiß noch so manches Wörtchen miteinander zu reden, wobei ich überflüssig bin, und mich rochert auch."

„Dacht' ich mir's doch — aber natürlich zuerst müssen die Frauen vorgeschoben werden," lachte Editha.

„Willst du deine Pfeife nicht bei mir rauchen, Oheim?" fragte Beate, „Tabak habe ich allerdings nicht."

„Ich rauch' auch noch eine bei dir, Kind, nur Geduld."

Aber als er wirklich in Beates Zimmer seine Rauchwolken später zur Decke ziehen ließ, zog sie das feine Näschen hoch.

„Du hast aber greulichen Tabak, Oheim —"

„Was? Waaas? Greulichen Tabak?" rief er entrüstet, „das ist doch selbstgebauter —"

„Aus Rübenblättern," unterbrach ihn seine Frau.

„Verzeih, Oheim, ich wollte dich nicht kränken," bat Beate und legte dem alten Herrn den Arm um seinen Hals und sah ihm liebreich in die Augen, „weißt du, ich bin jetzt ein bischen verwöhnt durch Liar's köstliche Havanna's!"

„Was ist denn das man wieder?"

Nun sprach Beate von Liar, von seinen Plänen für sie, daß sie ohne Geldrisiko für sie selbst doch zu etwas gelangen könnte —

„Und ich werde es tun, und ich glaube, es wird gehen, denn die Herren rauchen nun einmal alle gern. Das nächste Segelschiff kommt Mitte Juni, damit kann ich eine erste Sendung erwarten. Man wird mich wohl allerdings bald dann die „Zigarrenfritzen" nennen, aber das soll mich nicht hindern, wenn sie mir nur für mich und meine Kinder den Unterhalt bringen."

„Ich sag's ja, die kleine Thüringerblume ist ein außerordentliches Weible — komm Kind, ich muß dir einen Kuß geben — so — und sag man — Kinding — soll ich dir nicht so'n hundert Taler hier lassen?"

„Oheim!"

„Nimm es an Beate," bat Editha.

„Ich danke Euch, danke Euch innig, aber ich brauche

es nicht. Noch kann ich arbeiten und verdiene mir dadurch das tägliche Brot, — mehr braucht es vorläufig nicht. Louis Ferdinand unterrichte ich selbst. Gott hat bis hierher geholfen, er wird auch weiter helfen." — —

Als die Mitternachtssonne wieder aus den Toren Magdeburgs hinausrollte, begleitete Hermann Hattling wirklich seine Verwandten nach dem Rosenhof, um dort seine Mutter zu begrüßen. Er war ein ernster Mann geworden — so ganz das Gegenteil von dem, was er früher gewesen war. Beinahe finster blickten seine dunklen Augen, auf seiner Stirn stand senkrecht eine tiefe Falte bis zur Nasenwurzel. Doch war er liebenswürdig und sprach angeregt über Land und Leute in England. Nur von seiner Frau sprach er nicht, und so nahm Editha ohne weiteres an, daß er nicht glücklich mit ihr sei, und die tiefe Falte und die finsteren Augen wohl die Wirkung davon seien. So fragte sie auch nicht nach derselben, sondern wußte mit feinem Takt dieses Thema zu umgehen.

„Die Mitternachtssonne kommt, die Mitternachtssonne kommt", jubelte René und eilte ins Haus es den Tanten zu sagen. Er hatte sie erspäht, wie sie langsam den Berg heraufgekrochen kam. Da knallte auch schon Michels Peitsche und weckte das schlafende Echo — jubelnd gab es den Klang zurück.

„Ja, Kinders, da sind wir man wieder daheim, und mit bringen wir auch jemanden — ist doch alles gut gegangen hier oben? Kein Vieh krepiert, keine Scheune abgebrannt und was dergleichen schöne Dinge

mehr sind — nee — nun dann ist's gut. Und kennt Ihr den hier nicht mehr?"

„Hermann" stotterte Lina erbleichend.

„Ja Hermann," sagte Frau Editha, „aber Lina, was ist dir denn, bist du krank?"

Das blasse Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein Mutter, ich bin ganz wohl."

Schwer lag ihre Hand in der des Mannes, den sie immer noch liebte, ohne daß er es wußte, und den sie, Lina fühlte es in ihrem Herzen, auch immer lieben würde. Ihn, den Mann einer anderen.

Hermann hatte nur einige Tage bleiben wollen, um dann die Mutter wegzubringen, aber, er gestand es sich selbst offen, der Aufenthalt in der köstlichen Natur, bei den liebenswürdigen, gastfreien Verwandten, tat ihm so wohl, daß er seine Abfahrt von Tag zu Tag hinausschob. Der Mutter ging es ja auch so ausgezeichnet, ihr Zustand drängte nicht, und das Zusammensitzen im Park unter dem Dämmer der grünen Bäume, hatte etwas unendlich Wohltuendes für ihn, der aus dem hastigen Getriebe der Weltstadt London kam. Lina saß ja dann immer bei ihnen, dann plauderten sie von allen Dingen, die die Welt bewegten, und Hermann staunte über Wissen und Können der Base. Oft sah er sie an, wie sie in ihrer kräftigen Schönheit vor ihm saß, und verglich sie in Gedanken mit derjenigen, der er vor Jahren seinen Namen gegeben hatte. Sie hatte ihn nicht geachtet, hatte ihn beschmutzt, und er hatte sie frei gegeben, damit sein Name nicht noch mehr durch den Staub gezerrt würde. Jetzt fragte er

sich oft, warum er damals, vor Jahren, nicht dieses Mädchens Herz sich zu eigen genommen hatte, da würde er sein Leben in gute, reine Hände gelegt haben. Aber er gestand sich auch, daß er in jenem Winter nur mit diesem Mädchen gespielt hatte. Nie war ihm der Gedanke an ein zu erreichendes, ernstes Ziel gekommen. Sorglos und skrupellos tändelnd hatte er es zu sich herangezogen, um es dann unbeachtet bei Seite liegen zu lassen. War er daher jetzt noch würdig genug, da wieder anzuknüpfen, wo er in jenen Wintertagen das Band zerrissen hatte? Wer sagte ihm denn auch, ob Lina noch frei, ob sie ihr Glück in seine Hände legen würde, nachdem er an ihr vorüber nach einer anderen Hand gegriffen hatte. Wußte sie, daß diese Hand seinen Ring nicht mehr trug?

Und immer wieder fragte er sich, ob er würdig genug sei, um Lina zu werben — und in diesen quälenden Gedanken schwanden ihm die Tage, welche er auf dem gastlichen Rosenhof verlebte, es waren schon Wochen geworden, und immer konnte er sich noch nicht entschließen zu scheiden. Lina war immer freundlich gegen ihn, doch nie zeigte sich ein wärmeres Gefühl in ihren Augen, nur traurig sah sie ihn manchmal an, und diesen Blick fing er auf und dachte auch darüber nach.

Es war Nachricht von Georg Specht gekommen, daß er hoffe in einigen Wochen bei seiner Braut eintreffen zu können, und im Herbst Hochzeit sein müsse — lange genug habe er um seine Ina gedient — fast genau so lange wie Jakob um Rahel —

„Nur mit dem Unterschied, daß er dann wirklich die

jüngere Schwester kriegt und nicht die ältere," sagte Vollbrecht zu Hermann, mit dem er über seinen künftigen Schwiegersohn sprach.

„Warum heiratet Lina nicht, Oheim?" fragte Hermann dagegen klopfenden Herzens.

„Ach, das ist so 'ne dumme Sache. Das Mädchen hat damals, als wir den einen Winter in Magdeburg waren — du weißt's wohl noch —?"

„Ja," nickte Hermann gepreßt.

„— einen liebgewonnen, so lieb, daß sie ihn halt nicht vergessen konnte. Heiraten hätte sie schon genug können, das kannst du mir man ganz getrost glauben, Hermann, die Mädels vom Rosenhof sind begehrte Ware."

Hermann war erblaßt, stockend fragte er:

„Und jener Mann? Warum nahm ihn Lina nicht?"

„Meine Frau sagt, die Liebe sei nur von ihrer Seite gewesen und nachher soll sich der Mann auch man bald verheiratet haben."

„Und — kennt Ihr den Namen jenes Menschen?"

„Keine Spur — Lina schweigt darüber vollständig."

Ein tiefer erleichternder Seufzer stieg aus Hermanns Brust, eilig stand er auf und trat schnell auf die Terrasse. Er hatte richtig gesehen, Lina saß mit René unter den Linden im weiter zurückliegenden Teil des Gartens, ihr helles Kleid schimmerte durch das Grün.

„Entschuldige mich Oheim," rief er ins Zimmer zurück, „ich habe eine Frage an Lina, die keinen Aufschub leidet."

Mit raschen Schritten durchmaß er den Garten und zog sich einen Stuhl neben Linas Sitz. Verwundert schaute ihn das Mädchen an, wie er so schnell herzukam.

„Ist etwas Schlimmes vorgekommen, Vetter?" fragte sie besorgt.

„Nein, nein, ich wollte dich nur etwas fragen. Lina, sieh mich mal an, — sag mal, kannst du mir vergeben, was ich damals — vor langen Jahren — an dir getan?"

„Dir vergeben, was du mir getan? Ich habe dir nichts zu vergeben, denn du hast keine Schuld mir gegenüber." Die weiche Mädchenstimme klang ruhig, nur Linas Antlitz war blaß geworden.

„Doch Lina, ich habe eine Schuld, und empfinde sie jetzt, seitdem ich bei Euch hier bin, sehr, sehr schwer. Aber, wenn ich dich nun etwas frage, so soll diese Frage nicht meine Schuld gut machen — die kann ich in einem ganzen —, langen Leben kaum sühnen — sondern mein Herz drängt mich dazu, mein Herz, Lina, welches dich liebt!"

„Hermann!"

„Ja, Lina, ich spreche wahr. Und du sollst mir die Wahrheit jetzt sagen: Bin ich es, den du liebtest, und um den du einsam durchs Leben gehen willst? Lina, ich flehe dich an, sage mir die Wahrheit," bat der Mann, faßte ihre beiden Hände und sah ihr tief in die Augen.

Noch zögerte sie, Röte und Blässe wechselten in rascher Folge in ihrem Gesicht.

„Bitte, Lina."

„Ja," antwortete sie endlich leise.

„O, Mädchen, wie glücklich machst du mich," jubelte Hermann und drückte heiße Küsse auf die beiden Hände, die den seinen sich entziehen wollten. Er aber hielt sie fest.

„Hermann, was tust du," stammelte das Mädchen, „nicht doch, deine Frau —"

„Meine Frau? Ja, weißt du denn nicht —?"

„Was," fragte sie tonlos und lehnte sich zurück. Eine plötzliche Schwäche stieg ihr lähmend vom Herzen in die Glieder.

„Ich bin frei Lina, habe mich von meiner Frau scheiden lassen. Verbittert war ich durch sie — da mußte ich hierherkommen, die alte Liebe zu dir, die tief in Egoismus und leichten Sinn begraben gelegen hatte, sie stand wieder auf nahm mein ganzes Herz ein. Und da bin ich nun, Lina, und biete dir dies Herz an, ehrlich und treu. Nimm es und gib mir dafür das Deine, es soll meines Hauses höchster Schatz sein." —

Heinrich Vollbrecht saß über seinen Wirtschaftsbüchern, und Editha bei ihm, als Hermann und Lina bei ihnen eintraten.

„Oheim," rief Hermann fröhlich, „ich habe deine Lina schon lange lieb —"

„Aber Lina, ich dachte, du liebtest —" rief Editha.

„Er war es, Mutter, den ich alle die Jahre geliebt habe," sagte das junge Mädchen einfach. —

## XIII.

Schon über ein Jahr war vergangen, seitdem man Beate in Familien- und Bekanntenkreisen wirklich die „Zigarrenfritzen" nannte. Anfangs spöttisch und mit Achselzucken, als ob die schweren Jahre nicht mit Macht an den Seelen der Menschen gerüttelt hätten, um sie von den Schlacken des Hochmuts, des kleinlichen Gebahrens zu reinigen. Dann aber mit stillschweigendem Gehenlassen, dem leise eine Art Achtung beigemischt war. Denn ganz konnte man sich doch nicht von allen Vorurteilen, die alt ererbt, fest und stark in den Seelen eingewurzelt waren, losmachen. Wenn auch ein Teil — oder aller Reichtum — durch diese schrecklichen Kriegszeiten hingegangen war, so blieb man doch nach wie vor die hochangesehene, vornehme Familie. Hausieren war noch niemand von ihnen gegangen, und nun tat das eine Frau, eine hübsche, junge Frau, die den Namen Hattling trug! Wenn das der selige Friedrich Walter erlebt hätte — oder Tante Juliane jetzt voll begreifen könnte! Wenn Friedrich Walter nicht auf des Wassers Grunde ruhte, würde er sich gewiß im Grabe umdrehn, und Tante Juliane, die vornehme Frau, würde der Witwe ihres Neffen gewiß diese Art des Erwerbs verbieten. Daß ihre Schwiegermutter, Tante Elsbeth, ruhig zusah, wie die Fritzen beinahe Haus für Haus mit dem neumodischen Zeugs ablief, war auch sonderbar, eigentlich hatte man von ihr, nach ihrer Heimkehr, einen Einspruch erwartet. Es war ja nicht zu leugnen, die Kriegszeiten hatten gerade Fritzens und

dann auch Friedrich Walter sehr mitgenommen — ja sogar alles hatten sie verloren — aber es gab für eine Frau doch vielleicht auch noch einen anderen Weg um drei Personen zu ernähren. Wie schwer dieser andere Weg, wie unaussprechlich schwer auch die neuen Wege für Beate waren, erfuhr niemand. Rastlos war sie treppauf, treppab geeilt, klopfte sie an die bekannten Türen an. Nicht überall wurde ihr aufgemacht, nicht überall nahm man von ihren braunen, kleinen Gesellchen, die sie brachte. Aber oft, wenn eine der Hausfrauen ihren Eheherrn überredet hatte, bei seiner alt beliebten Pfeife zu bleiben, kam er doch heimlich und versuchte das duftende, getrocknete Kraut.

Wieviel Tränen des Verletztseins mußte das junge, schwergeprüfte Weib nicht hinunterschlucken, wieviel verächtliche Blicke nicht von sich abstreifen! Wie trug man emsig Steine zusammen, um diese, um ihre und ihrer Kinder Existenz ringende Frau damit zu verletzen, sobald sich eine Gelegenheit bieten würde.

Beate aber ging unbeirrt ihre Wege und langsam, aber sicher kam sie vorwärts. Freilich hatte es erst noch einen Kampf mit der Mutter gegeben, welche ganz auf dem Standpunkt althergebrachter Sitte stand.

„Wir wollen uns einschränken, Beate", beschwor sie immer wieder die junge Frau, „ich habe noch soviel, daß wir bei weiser Sparsamkeit davon leben können, nur laß diesen Handel."

„Nein, Mutter, verzeih mir, aber ich kann nicht mit von deinem kleinen Einkommen leben, ich kann

nicht Almosen annehmen, solange ich noch jung und rüstig genug bin, für mich und meine Kinder den Lebensunterhalt zu verdienen. Die Kinder werden größer, sie brauchen mehr, ihre Erziehung wird kosten und ich will sie erziehen, daß sie dem alten Namen, den sie tragen, daß sie ihrem Vater keine Schande machen. Und dann noch etwas, warum ich nun nicht zurück kann — ich habe mich für ein Jahr bei Liar's Verwandten in Havannas verpflichtet — und wortbrüchig werde ich nicht. Wenn du meinst, daß meine Arbeit mich schändet, vielmehr den Namen meines seligen Fritz schändet, so möchte ich dir eine andere Meinung beibringen: Solange ich nichts Unrechtes tue, solange kann ich frei und ohne Zagen mein Haupt erheben, meine Arbeit aber ist ein Recht, was mir Gott gegeben hat. Nochmals, verzeih, liebe Mutter, und stehe ein wenig auf meiner Seite gegen jene, welche mich plötzlich als ein minderwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft ansehen, ich werde es dir innig danken."

„Gott, Kind, du tust mir ja nur leid, daß du dich so abquälen mußt — ach, wir armen Frauen!" erwiderte Frau Elsbeth weinerlich.

„Laß gut sein, Mutter, und sei nur getrost, der liebe Gott wird uns schon weiter helfen," tröstete Beate immer wieder. Ihr fester Glaube, den sie aus dem Elternhaus mit herübergebracht hatte in ihre junge Ehe, der ihr im jubelnden Glück unverrückbar zur Seite gestanden hatte, wie wär er jetzt ihr Anker, an den sie sich klammerte! Sonst würde es doch wohl manchmal trüb und trostlos in ihrer Seele

ausgesehen haben. Und der Glaube nahm die Gestalt ihres Fritz an, sah sie an mit den frohen, glücklichen Augen, mit dem Lächeln des geliebten Mundes. Kein Götzendienst war es, wenn sie zu ihm betete, daß er für sie bei Gott dem Vater bitten möge, rein und klar wie ihre köstliche Seele war ihr Glaube an die Allmacht Gottes. —

Im Herbst, an einem schönen Vormittag, trat plötzlich Eduard von Marus bei Beate ein. Es war noch früh, auf Geschäftswege konnte sie noch nicht gehen, so saß sie am Fenster und nähte. Mit weitoffenen Augen starrte sie auf den Fremden, der nach kurzem Anklopfen in ihrem Zimmer stand, dessen rötlich blonder Vollbart ein von Sonne und Luft gebräuntes Männerantlitz umrahmte, aus dem ein paar blaue, treue Augen traurig auf der jungen Witwe ruhten.

„Erkennen Sie mich nicht, Frau Beate?" fragte der Fremde. Da fuhr sie mit einem markerschütternden Schrei in die Höhe.

Allein kam er ja heim — ohne Fritz — allein — ganz allein!

Riesengroß stand ihr schwerer, unersetzlicher Verlust plötzlich wieder vor ihren Augen — wild riß der Schmerz um diesen an ihrem Herzen.

„Marus," stammelte sie — dann glitt sie besinnungslos zu seinen Füßen nieder.

„Man vergißt ganz in solchen Kriegsjahren, wie man mit zarten Frauen umgehen muß — das hätte ich mir auch denken können, daß ich sie mit einem plötzlichen Erscheinen erschrecken würde," murmelte

Marus erschrocken vor sich hin, indem er den Kopf der Ohnmächtigen vorsichtig und zart in die Höhe hob, und den Oberkörper an einen Stuhl anlehnte, da schlug sie auch schon wieder die Augen auf, der abwesende Blick kam zurück und haftete auf dem Freund. Die Augen füllten sich mit Tränen, er aber half ihr auf und führte sie sorglich nach dem Sofa, weinend, schluchzend in fassungslosem Schmerz legte die junge Frau dort den Kopf auf die Kissen.

Liebreich, wie eine Mutter ihr weinendes Kind, strich der kräftige Mann weich und sanft über das blonde Haupt Beatens.

„Weinen Sie nur, Liebe," sagte er innig, „das tut gut, aber ich Tolpatsch hätte auch vorher anfragen sollen, ob Sie mich sehen können."

Stumm saß er dann neben der Weinenden, nur seine hartgewordene Kriegerhand glitt sanft über ihren Scheitel.

Endlich ließ der Schmerzensausbruch nach, die zarte Gestalt zuckte nicht mehr, langsam richtete sie sich auf.

„O, Marus, wie sehen wir uns wieder!"

Er nickte. „Gottlob, daß ich Sie gesund sehe — und die Kinder? Fritz hat mir von ihnen erzählt — wo sind sie?"

„Unten im Hof, nachher werde ich sie rufen, jetzt, — jetzt sprechen Sie mir erst von Fritz," bat Beate.

„Er starb als Mann, als Soldat, Liebe, glücklich in seinen Gedanken und Worten, daß er am Kampf der Befreiung mitbeteiligt sein konnte. Gesehen, um etwa Wertsachen von ihm nehmen zu können, habe

ich ihn selbst nicht mehr, es war unmöglich — ein älterer Unteroffizier brachte mir die Nachricht seines Todes, die Bestätigung desselben habe ich mir dann von seinem Regiment geholt. Dort war auch seine Uhr und sein eiserner Trauring — haben Sie es noch nicht?"

Beate schüttelte den Kopf.

„Dann werde ich dafür sorgen, daß Sie die teuren Andenken erhalten, jetzt wird ja nun allmählich Ruhe und Frieden in Stadt und Land einziehen."

„Und Sie, lieber Freund, wie geht es Ihnen, und wo sind Sie jetzt?" fragte Beate nach einer Pause. Noch zitterte ihre Stimme.

„Seit gestern wieder im Magdeburgischen Regiment, Hauptmann erster Klasse," versetzte er leicht, froh, daß Beate wieder Teilnahme zeigte.

„So bleiben Sie jetzt hier, wieder bei uns?"

Er sah den freudigen Schimmer, der bei diesen Worten auf ihrem verweinten Gesicht lag, und sein Herz freute sich dessen, ihm war, als sei er wieder nach langer Irrfahrt nach Hause gekommen.

„Ja, ich bleibe jetzt hier, und will Ihnen nun ein wahrer Freund und Beschützer sein, Beate."

„O — wie treu und lieb von Ihnen, da muß ich Ihnen aber doch zuerst von meines Lebens traurigen Schicksalen erzählen, und Sie fragen, ob es sich auch mit Ihrer Standesehre als Offizier verträgt, der Freund der „Zigarrenfritzen" zu sein."

„Was bedeutet das, „Zigarrenfritzen"? fragte er verwundert.

„Das ist jetzt mein Name — ja gucken Sie nur, und nun hören Sie.“ Und die junge Frau begann ihm zu erzählen, vom Tage an, wo ihr Fritz hier hinausgeschritten war, bis zu dem heutigen Tag. Sie schilderte ihr schweres Kämpfen, ihre Niedergeschlagenheit, ihre aussichtslose Zukunft, hauptsächlich in bezug auf die Kinder. Sie sprach ihm von Arturs Krankwerden, seiner Mutter Irrwahn, sprach ihm von Liar's Freundschaft — und seiner Hilfe, und daß nun ihre Arbeit, ja ihr Handel, denn allerdings sei sie ja ein Handel, eine Schande und Erniedrigung für die Familie sein sollte. Weiter sprach sie ihm auch von den Demütigungen, denen sie deshalb schon ausgesetzt gewesen sei, und klagte, daß man für ihr Tun gar kein Verständnis habe.

Als Beate tief aufseufzend geendet hatte, blickte Marus sie verwundert an. Wie zart doch diese kleine Frau war, und wie fest sie ihr und ihrer Kinder Lebenszügel in der Hand hielt, wie bewunderungswert sie war!

„Man merkt es, daß ich lange, lange Jahre fort war, sonst würden Sie nicht so klein von mir denken, Frau Beate —“

„Das tue ich nicht, Marus,“ unterbrach sie ihn rasch.

„Ich meine auch, es kann dem Offizier nur zur Ehre gereichen, wenn ihm Gott eine Freundin, wie Sie es sind, in den Weg führt. Es würde für mancher Mutter Sohn eine unendliche Förderung sein, ein Halt für seine Seele, wenn er solche Freun-

din haben könnte. Frau Beate —" der Offizier bog sich nieder, nahm die Hand Beatens und zog sie voll Ehrfurcht an seine Lippen, „gestatten Sie mir, Ihnen stets und in allen Lagen mit meiner Person und meinem Wort zur Seite zu stehen, mit meinem Vermögen kann ich es ja nicht — denn — ich bin arm wie die Mäuslein nebenan in der Kirche."

„Ich danke Ihnen, mein Freund," sagte Beate einfach, „und nun will ich die Kinder holen. Louis Ferdinand ist schon ein verständiger Bursche, der jede Regung im Gesicht seiner Mutter kennt, Lo ist mein süßer, kleiner Wildfang, die richtige wilde Hummel."

„Haben Sie nicht noch eine Stunde Zeit, teure Freundin? Sehen Sie die Sonne scheint so herrlich, die Färbung draußen ist so schön — kommen Sie mit hinaus, ja?"

„Ich bin so lange nicht draußen gewesen," sagte Beate träumerisch sehnsüchtig und doch wie überlegend und entschuldigend vor sich selbst, wenn sie jetzt mit hinausgehen würde, „ich ginge gern einmal wieder vor das Tor."

„Also dann flink zurecht gemacht, Kinder, jetzt geht's spazieren," rief Marus und klatschte froh in die Hände.

„Und mein Mittagessen?" fragte die junge Frau dagegen und blickte besorgt drein.

„Das besorgt Franz heute," gab Marus lachend zur Antwort.

„Damit wird Mutter nur nicht einverstanden sein."

„Ach was, einmal ist keinmal, — ich habe es mir

in den Kopf gesetzt, daß Sie den schönen Morgen einmal wieder genießen sollen, — ich möchte etwas der alten, rosigen Farbe in Ihrem Gesichtchen sehen, also lassen Sie alle hausfraulichen Sorgen und kommen Sie."

Und wirklich schritt Beate mit den Kindern gleich danach an Marus Seite durch die belebten Straßen, heute nicht eilig mit ihrem Kistchen unterm Arm, ängstlich wägend, rechnend, oft mit stockendem Herzschlag, wenn man sie wieder einmal mit Nichtachtung behandelt hatte, sondern ruhig, mit der alten Sicherheit, mit einer trostreichen Ruhe im Innern, als sei mit diesem Mann an ihrer Seite ein Stück des geliebten Mannes zurückgekommen, der doch so fern von ihr unter grünem Rasen schlief.

Im Schatten lag auf Rasen und Sträuchern noch leichter Reif, als erster, flüchtiger Besuch des Winters, doch die Sonne schien warm und glänzend und helle, glitzernde Silberfäden zogen langsam durch die klare Luft. Die Obstbaumalleen prangten im buntfarbigen Herbstkleid. Leise fiel Blatt um Blatt nieder vom Gezweig, bildeten unten am Stamme bunte Kränze, sanken in die Schollen brauner, dunkler Erde. Kräftig verlangend stieg der Geruch dieser dunklen Schollen zu den Menschen auf, als wollten sie diesen zurufen — kommt nur und gebt uns Samen, wir werden ihn zur Reife bringen, Euch zum Brot. —

Die Kinder liefen jauchzend zwischen den bunten Herbstlaub umher. — „Frühling und Werden — Herbst und Vergehen," sagte Marus und deutete

auf das kleine, lustige Paar, „welcher Reichtum gehört doch noch Ihnen, liebe Frau Beate."

„Ja, Gott sei Dank, sonst würde auch das Leben nicht lebenswert für mich sein. Aber so muß ich leben."

Mit geröteten Wangen kehrten sie alle heim, Marus glücklich, wirklich ein wenig Farbe auf dem blassen Antlitz der jungen Frau zu sehen, und als er sich verabschiedete, sagte er: „Ich komme am Sonntag Nachmittag und hole Sie wieder zum Spazierengehen ab."

Er fragte nicht, ist's recht so? — er sagte einfach — ich komme! und Beate nickte zustimmend.

Mit doppeltem Eifer ging die junge Witwe dann ihrer Tätigkeit nach, die kleinen Nadelstiche nicht achtend, welche man ihr nach wie vor beibrachte. Aber ganz spurlos glitten sie doch nicht an ihr ab — geritzt wurde doch die weiße Haut und gab blutende Wunden, und Beate zog sich dadurch mehr und mehr von den Verwandten zurück. Dafür entschädigten sie herzlich liebe Briefe von Tante Editha, die regelmäßig eintrafen und der einsamen Frau ein Trost und eine Stütze waren.

Es war still geworden auf dem Rosenhof. Die Töchter waren hinausgezogen in Glück und Wehmut, Lina nach London, Ina nach Kassel. Nur Mina blieb mit ihrem kleinen Doktor im Städtchen, und deren Kinder wuchsen jetzt, an Stelle seines alten Vierteldutzend, in das Herz des Großvaters hinein. Christoph hatte seine Jugendliebe gefragt, ob sie mit ihm auf dem Rosenhof leben wollte, und ein freu-

diges „Ja" zur Antwort bekommen, da war also wieder frohe Aussicht auf junges Glück und frisches Leben. René war mit Tante Lina hinübergegangen nach London — Hermann wollte ihn halten wie ein eigenes Kind — nachdem seine Großmutter in eine Anstalt gebracht worden war. Die Nachrichten von dort lauteten in letzter Zeit nicht gut, Tante Juliane sei sehr schwach geworden und der Geist nun völlig getrübt. So konnte man nur eine baldige Erlösung wünschen.

Auch Arturs Briefe kamen in das Vaterhaus an Beate. Er lebte seiner Kunst und entbehrte sonst nichts — „nur dein Antlitz möchte ich von Zeit zu Zeit sehen, deine lieben Hände fassen und damit wissen, daß du noch da bist auf Erden. Seitdem du mir geschrieben, daß Marus wieder in deiner Nähe ist, seitdem weiß ich, was Eifersucht ist, Beate! Er darf dir helfen — ich muß fern von dir sein — so, wie ich dir immer am liebsten war. Aber du weißt es gar nicht, wie nah du mir dennoch bist. Beate, ich habe einen Raub an dir begangen, verzeih ihn mir: Nach dem großen Bild von dir, habe ich mir ein kleines Bild gemalt, so habe ich dich bei mir in all deiner Lieblichkeit. Bist du mir bös deshalb? Nein, das darfst du nicht, wie kannst du gekränkt sein, wenn ein armer, kranker Mann einen lichten Stern in liebender Verehrung anblickt? So erscheinst du mir, geliebte Frau — —"

Beate schüttelte schmerzlich den Kopf über diesen Brief des Vetters, doch ihr Vorhaben, ihm recht bald zu antworten, fand nicht so rasch Erfüllung, da der

Winter und der neue Frühling ihr viel Arbeit brachten.

Die kleinen, schlanken Gestalten von so schöner, brauner Hautfarbe, hatten langsam, aber sicher sich ihren Platz in der Gesellschaft erworben und mit brennenden Wangen saß Beate oft mit Messerschmidt über den Büchern, welche Messerschmidt mit alter Gewissenhaftigkeit führte, glücklich überhaupt wieder ein Kassabuch unter den Händen zu haben. Im Frühjahr aber trat die Notwendigkeit nun an die junge Geschäftsfrau heran, ihrem aufblühenden Handel einen festen Sitzplatz und ihm auch einen Namen zu geben.

Mit dem treuen Freund Marus besprach sie auch diesen letzteren Punkt, denn das Geschäftslokal nahm sie unten im alten Hause, unter dem Schatten des breitschultrigen Riesen, welcher den Erker trug. Dort richtete sie mit Hilfe Messerschmidts, mehr aber noch von Franz, die kleine Probierstube ein, daneben einen Raum für sich selbst und Messerschmidt. Franz war auch nicht mehr „Magd für alles", sondern war Geschäftsdiener geworden und oben war statt dessen eines Tages ein kräftiges, hübsches Bauernmädchen, von Tante Editha geschickt, angekommen.

„Nun gilt es nur die Firma, lieber Freund," trug Beate in einer längeren Auseinandersetzung ihres stetig steigenden Geschäftsumsatzes, dem Freund vor, „soll ich sie gleich Louis Ferdinand Hattling nennen? Denn nun hoffe ich, wenn nicht schlimme Zufälle kommen, an ein kräftiges Wachsen meines Werkes, und ich hoffe, daß Louis Ferdinand dasselbe einmal

übernehmen kann. Schon kommen Anfragen aus Berlin und anderen Städten — bald —" fügte sie lächelnd hinzu, während doch in den wieder freudiger blickenden Augen eine Träne glänzte, „kann ich eine ganze Schiffsladung Zigarren und Tabak bestellen. Denn auch dieser wird verlangt."

Eduard Marus wiegte sinnend den Kopf hin und her, schaute hinüber zum Bild des Freundes, und sagte dann: „Nein, Frau Beate, ich bin ganz und gar nicht der Meinung, daß Sie jetzt schon Louis Ferdinands Namen mit Ihrem Werke in Verbindung bringen. Was hat der Knabe damit zu tun? Weil Sie für ihn arbeiten? Nein — im Gegenteil: Sie müssen dem Geschäft Ihren Namen geben, damit der Junge später, wenn er alt genug ist, es verstehen zu können, immer daran erinnert wird, welch ein großes, männliches Werk seine so echt weibliche Mutter aus Liebe zu den Ihren vollbracht hat. Ihr Name gerade wird das schönste und größte Erbteil sein, was Sie Louis Ferdinand hinterlassen können. Also kann die neue Handlung nicht anders genannt werden als: Beate Hattling."

Aber Beate schüttelte den Kopf.

„Nein, diesen Namen auf keinen Fall, wohl aber: Fritz Hattling sel. Witwe. Mein Fritz soll Teil haben an meinem Lebenswerk, denn es wird ein solches, und ich möchte für immer die Zigarrenfritzen bleiben, der Name ist mir lieb geworden."

„Für immer, Liebe, Sie sind noch jung — Ihre Kinder könnten einen Vater gebrauchen — Sie kön-

nen wieder heiraten — und einem Mann unendliches Glück geben. Er würde der Fortführer Ihres Werkes werden."

Zitternd sprach es Marus, während seine Augen wieder von der lieblichen Frau hinübereilten zum Bild des Freundes, als wollte er ihn um Verzeihung für seine Worte bitten. Doch Beate sah ihn schmerzlich erstaunt an.

„Ich sollte wieder heiraten? Wie kommen Sie darauf? Hat Sie die Verwandtschaft abgesandt? Außer Mutter sah ich ja kaum einen der Familie, die Herren allerdings kommen zur Probierstube, sich ihre Zigarren zu holen, aber die Damen kennen mich kaum noch, wenn ich ihnen auf der Straße begegne. Vielleicht hofft man auf diese Weise die ärgerliche Sache aus der Welt zu schaffen. Da irrt man sich aber."

Ein trotziger Zug, der doch die energische Festigkeit der jungen, strebsamen Frau verriet, lag bei diesen Worten um den Mund derselben — der Ton ihrer Stimme war gereizt, wie so oft jetzt, wenn sie auf die Verwandten zu sprechen kam, die sie fast einer Paria gleich behandelten — weil sie ihr täglich Brot so öffentlich sich erwarb.

„Sie irren — niemand gab mir diesen Auftrag, aus mir, Beate, sprach nur mein Herz."

„Ihr —" fragte sie entsetzt.

Er nickte traurig.

„Ja, mein Herz. Verzeihen Sie es mir, und schicken Sie mich deshalb nicht von sich fort, lassen Sie mich in Ihrer Nähe," bat er.

„Armer Freund! Aber von Ihnen hätte ich das am letzten gedacht.“

„Wer kann wider sein Herz? Teuer sind Sie mir schon immer gewesen. Und nun kam ich wieder, die Stelle neben Ihnen, die der treue Freund inne gehabt hatte, war leer, es war keine Sünde, den Gedanken zu hegen: Wenn du sie einnehmen könntest! Mein Herz kämpft schon lange — vielleicht hätte ich nichts von diesen Kämpfen verraten sollen, aber mein Herz, das nie wirklicher Liebe Seligkeit gekannt hat, wollte sich nicht länger beschwichtigen lassen. Und nun bereue ich doch tief, was ich getan, denn ich mußte ja wissen, und wußte es auch, daß Sie nicht die Beate wären, für die alle Ihre Freunde Sie halten, wenn Sie Fritz einen Nachfolger geben würden —“

Erschüttert schwieg Marus einige Augenblicke, während der er die junge Witwe ansah, welche im Sessel zusammengesunken kauerte, die Hände vor dem Gesicht. Dann fuhr er leise und traurig fort:

„Sehen Sie, Beate, ich sagte es ja einmal vor langen Jahren zu Ihnen, daß ich zu nichts nütze sei, auf der Welt. Damals wollten Sie mich anderer Meinung machen. Aber hatte ich nicht dennoch Recht?“

„Nein — nein,“ rief Beate, ließ die Hände vom Gesicht sinken und sah den Freund an, mit ihren glänzenden Sonnenaugen, „Unrecht ist es, wenn Sie das sagen. Haben Sie nicht helfen dürfen, das Vaterland zu befreien? Helfen dürfen, wieder Frieden und Glück in Haus und Hütte zu bringen? Konnten

Sie nicht der armen, irregegangenen Hattlingtochter Erbteil, ihren Knaben, in ein Elternhaus bringen? Und jetzt? Sind Sie mir nicht ein Freund, ein Berater in allen Dingen? Ja, ich möchte Sie auch an mein Geschäft fesseln, denn ich habe die Absicht es zu vergrößern — fabrikmäßig die Sache zu betreiben. Dazu brauche ich noch Hilfe. Mehr aber kann ich nicht geben, liebster Freund. Doch unnütz im Leben sind Sie nicht, — niemals. Wir sind wie Bruder und Schwester, Marus — Sie lächeln trübe — ja, Sie sind mir ein Bruder, lieb und teuer, lassen Sie mich Ihre Schwester sein."

Sie war aufgestanden und stand nun vor ihm in ihrer ganzen hinreißenden Lieblichkeit, streckte ihm beide Hände entgegen mit bittendem Ausdruck der seelenvollen Augen. Schwerfällig legte Marus die seinen hinein, schwer lagen sie darin. Langsam sagte er: „Ich muß ja, Beate, ich kann ja nicht anders. Und Sie sollen mit Ihrem — Bruder zufrieden sein. Doch heute lassen Sie mich gehen — ich komme morgen wieder mit klarem Kopf — zur Beratung mit Ihnen und Messerschmidt."

Fest drückten sich die beiden Menschen, die, so verschieden in ihrer gegenseitigen Liebe, doch die richtige zueinander gefunden hatten, die Hände. Dann war Beate allein.

— Die Jahre gingen dahin. Schwalben umkreisten zwitschernd in frohem Erhaschen die schlanken Domtürme — die Eisschollen schoben sich zischend im Strom der Elbe — die Sommer blühten auf frucht-

barem Boden — und die Herbststürme fuhren fordernd durch das Land.

Der stolze Giebel des Hattling-Hauses sah in all diesen Zeiten still und ruhig in die belebte Straße. Drüben, ihm gegenüber, schaukelten wieder die Gassenbuben auf den Hängeketten, kugelten sie hinab in den Schmutz der Straße. Frau Elsbeth, die weiß geworden, sah mit friedlich frohen Augen dem Treiben zu. Sie saß wieder im Erker — denn Beates Arbeit gab auch ihr das alte Behagen für ihre Häuslichkeit wieder. Und von den Verwandten wagte es auch niemand mehr, ein Wort gegen die „Zigarrenfritzen" zu sagen, denn Frau Elsbeth hatte in trüben Zeiten einsehen gelernt, welch ein Schatz sich der selige Fritz in Beate erworben hatte. Freudig glänzte ihr Gesicht auf, wenn die kleine, zierliche Gestalt derselben über ihre Schwelle trat — jeden Morgen und jeden Abend —. Befriedigt lauschte die alte Dame. Unten durch das alte Haus rollten große, beladene Wagen — ganz wie einst, als sie als junge Frau hier gesessen. Und unter ihr rasselte die Klingel der kleinen Tür zur Probierstube unzählbar am Tage, und sie meinte den feinen, aromatischen Geruch der Zigarren durch die Dielen zu riechen.

Dann kam Louis Ferdinand, schlank aufgeschossen, weit über die zierliche Mutter ragend und es war, als ob der Frühling hereinkäme in das vornehm stille Zimmer mit den alten Prunkmöbeln. Und Lo kam singend und tänzelnd, ein fröhlich übermütiges Kind, mit wehenden Locken und dunklen Augen dem Vater so ähnlich — —

Oben aber, im zweiten Stock, dort, wo Friedrich Walter Hattling zuerst seine scharfen Worte gegen Beate geschleudert hatte, wohnte diese jetzt selbst. Artur war nach seiner Mutter Tod für einige Zeit heimgekommen, ebenso Hermann mit Lina. Sie hatten den Haushalt aufgelöst, dann waren sie wieder hinausgezogen in die Welt, jeder in sein Heim, das in fremden Landen lag. Vorher war der Kaufbrief unterschrieben worden, daß Haus Hattling in den Besitz von Fritz Hattling sel. Witwe übergehe. Vor seiner Abreise aber hatte Artur ein Päckchen Banknoten in Beates Hände gelegt und gebeten:

„Nimm sie, Beate, als eine winzige Tilgung der Schuld, die mein Vater gegen Euch hatte; es soll ein Patengeschenk für deine kleine Lo sein — so kannst du das Geld annehmen."

Nach dieser Zeit hatte Beate die Wohnung für sich eingerichtet. Aber ihre geliebte Giebelstube blieb ganz so wie sie war, dort verbrachte auch die tätige Frau die ruhigen, stillen Stunden ihres Lebens. Dort, vor dem Bild ihres Fritz, saß sie gar oft und hielt stille Zwiesprache mit ihm. Und war ihr Herz schwer — hier wurde es leicht — hier wurde es still, wenn es Unruhe gequält hatte. Hierher brachte sie ihr Sorgen, brachte sie ihre Freude und legte beides vor seinen fröhlichen Augen nieder. Und wenn sie niedergedrückt zu ihm gekommen war — aufrecht verließ sie die stille Giebelstube, schritt aufrecht über die festen Steinstufen der Wendeltreppe hinunter in die Geschäftsräume.

Dort klirrte hinter dem eisernen Gitter im alten,

großen Kontor wieder der Klang des Geldes — dort saßen wieder die Buchhalter über ihren Büchern, die jungen Herren über Briefen und Rechnungen. Und aller Augen blitzten fröhlich auf und hingen mit unverhohlener Verehrung an der zarten, kleinen Frauengestalt, welche freundlich grüßend durch den großen Raum schritt. Hinein in die Herrenstube. Wenn auch jetzt für gewöhnlich kein Herr darin zu finden war, sondern nur die Inhaberin des Geschäftes, so behielt der Raum doch seinen Namen von früheren Zeiten her. Hier stand ihr Sessel vor dem breiten, niedrigen Pult, welches einstmals Fritz Hattling gehört hatte. Beate hatte es für ihre Person zurecht machen lassen und so saß sie und dachte oft darüber nach, wieviel schwere, entsetzliche Stunden der schwergeprüfte, geliebte Mann hier verbracht hatte, in diesem Raum, an diesem Pult. Und er war doch immer voller Hoffnung geblieben, in seinem fröhlichen, leichten Sinn, der doch nicht zu Leichtsinn ausartete, sah er immer noch eine lichte, ruhevolle Stelle am Himmel, wenn auch dunkle, jagende Wolken ihn bedeckt hielten.

Nun lebte seine Zuversicht auch jetzt in der Seele seines Weibes fort. Beate war wieder froh geworden im Segen ihrer Arbeit, im Wachsen derselben, in dem Gewinne, welchen sie ihr brachte, und wodurch sie ihren Kindern die beste Erziehung zu Teil werden lassen konnte.

Froh und auch glücklich, soweit es ein Glück geben kann, welches der Mensch allein genießen muß, nachdem der beste Teil seines Glückes von ihm gehen

mußte. Es war der jungen Frau ein Glück, nicht nur ihrer Schwiegermutter das Alter verschönern und behaglich machen zu können, sondern auch dort zu helfen, wo Not war und Elend. Und mit mütterlichem Sinn schritt sie durch die Räume der Tabak- und Zigarrenfabrik, denn auch solche wurden jetzt bei ihr verfertigt, und sah mit ihren lichten Sonnenaugen in jedes bekümmerte Herz hinein.

Allen half sie mit den Gaben ihres Herzens, ihrer Fürsorge, nur einem konnte sie nicht helfen: Marus. Und wenn sie vom Schreibtisch aufsah, wenn sie seinen Schritt hörte und in seine treuen Blauaugen schaute, fühlte sie ein Weh im Herzen. Dann umgab ihre zarte Sorgfalt den trauten Freund wie ein weicher Mantel, wie duftender Blumen zart leuchtende Farben dem Auge wohltun wollen und bekümmerte Herzen froh machen. Marus kam täglich. Anfangs hatte die Welt, in welcher Beate nun einmal lebte, auch wieder in diesen Besuchen etwas finden wollen, aber da Tag und Jahr hingingen, ohne daß sich Beate Hattling in Beate Marus verwandelte, wurde man dieses freundschaftliche Verhältnis gewohnt. Doch bildete Beate und das Anwachsen ihres Geschäftes zu einer Fabrikanlage oft das Gespräch bei Tees und Gesellschaften. Aber niemand wagte es mehr die Achseln zu zucken, wenn der Name der Zigarrenfritzen genannt wurde — er hatte einen weithin tönenden, hellen Klang bekommen. —

Oberstleutnant Marus saß im Herrenstübchen neben dem Schreibtisch Beates. Sie hatte den noch immer schönen Kopf tief über das Hauptbuch gebeugt, und

las ihm etwas daraus vor, während über das blonde Haar Sonnenfunken tanzten. Denn am Himmel huschten weiße Wölkchen, die der Frühlingswind vor sich herblies, da konnten die lichten Strahlen nur vorübergehend ins Stübchen gleiten.

„So," sagte Beate, und legte die Hand auf die aufgeschlagene Seite des großen Buches, „nun haben Sie gehört, lieber Freund, wie es um die Firma Fritz Hattling sel. Witwe steht, wie sie sich aus einem schwachen Pflänzlein zu starkem Strauch entwickelt hat, der bei weiser, richtiger Beschneidung ein blühender Baum zu werden verspricht. Heute wird mein Sohn sechzehn Jahre, morgen ist der Tag seiner Konfirmation, übermorgen tritt er als Lehrling in seiner Mutter Geschäft ein, welches er — so Gott es will — einstmals als das seinige weiterführen soll. Es war ein ebensolch stürmischer Frühlingstag, als mein Fritz sein Kind zum ersten Male auf seine Arme nehmen konnte, und gleich dem Frühlingswind ist mein Junge: Stürmisch und doch lieb und mild. So hoffe ich, daß er ein Mann werden wird, kräftig und stark für das Leben und für die Seinen. Für alle hier im alten Haus seiner Väter, in Fabrik und Hof. Ich denke und hoffe, daß sein Name einst unter denen seines Vaters und seiner Mutter stehen wird, als ein Name, der guten Klang widertönt."

„Das hoffe ich auch," entgegnete Marus ernst, „denn Louis Ferdinand ist heute schon, trotz seiner Jugendfrische, seiner Fröhlichkeit, ein fester Charakter. Und er hat es nicht schwer, weiter zu bauen an dem Werk, welches seine Mutter begonnen hat, zu dem

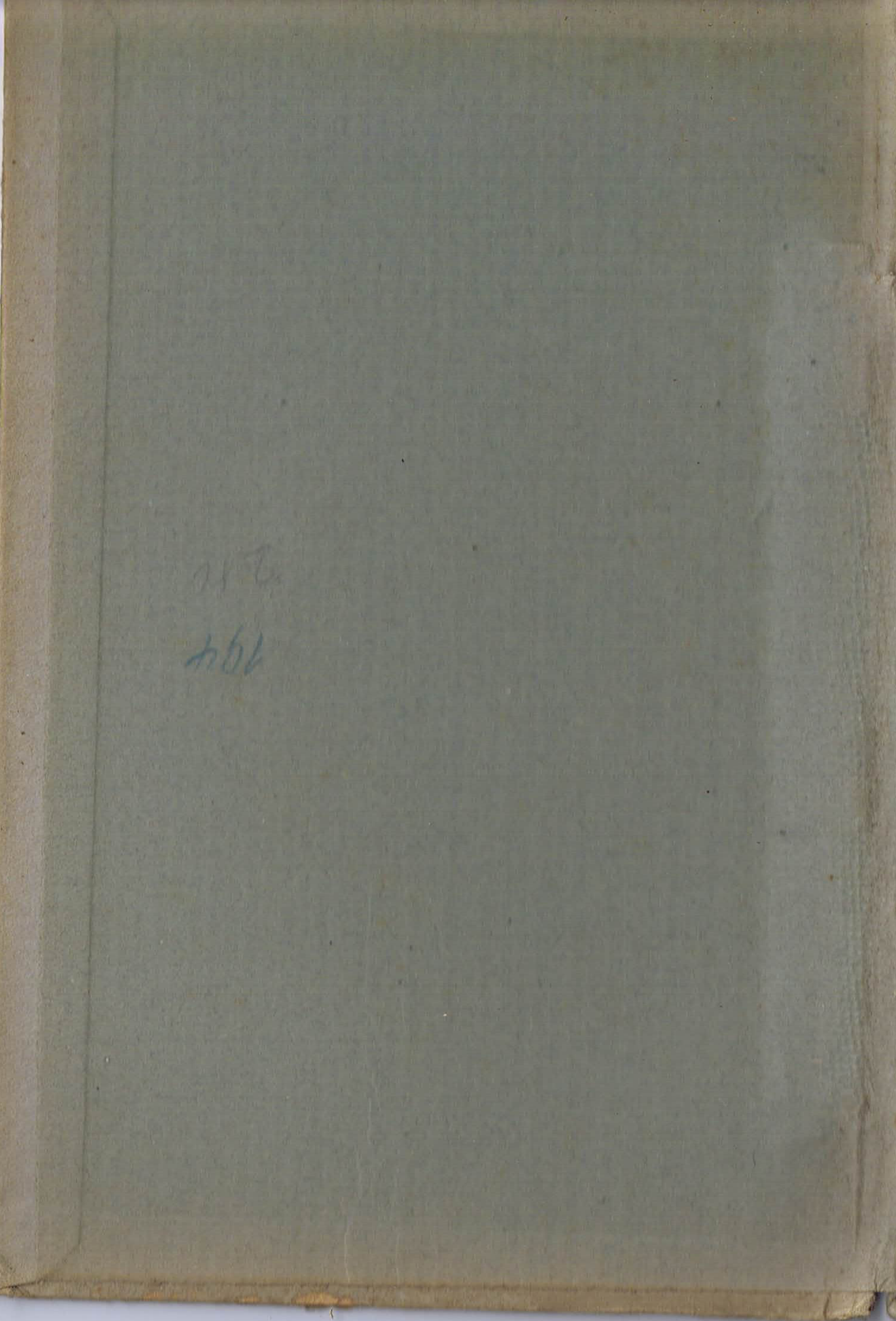
sie mühsam Steinchen und Stein herbeigetragen hat. Aber sehen Sie, liebste Freundin, nun ist die Zigarrenfritzen doch untergegangen in der Firma Fritz Hattling sel. Witwe, welche bald vielleicht Weltruf genießt."

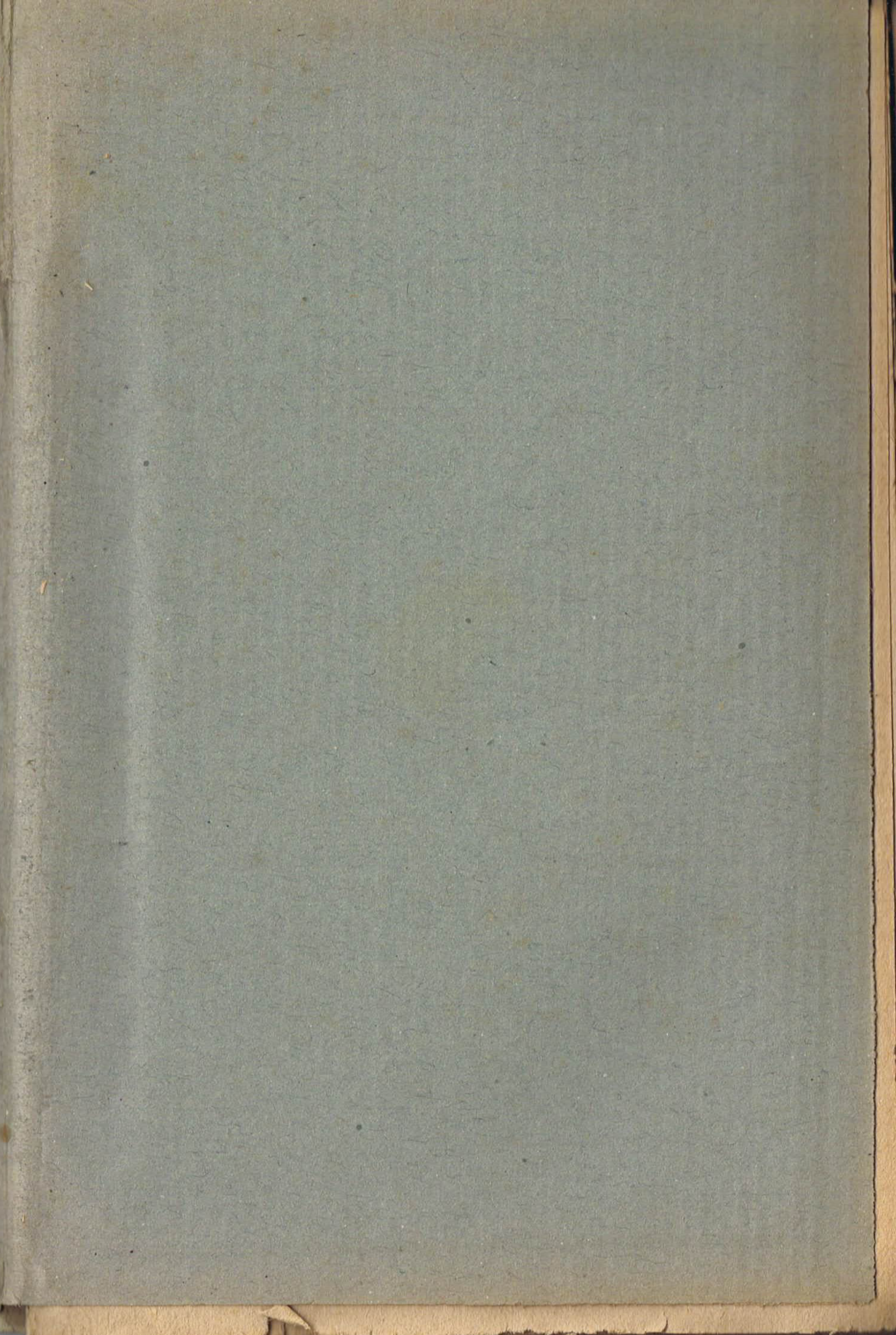
„Untergegangen?" fragte sie lächelnd dagegen, „o nein, mein Freund, Sie irren. Gucken Sie her, hier steht es und wird stehen, so lange die Firma leben wird —"

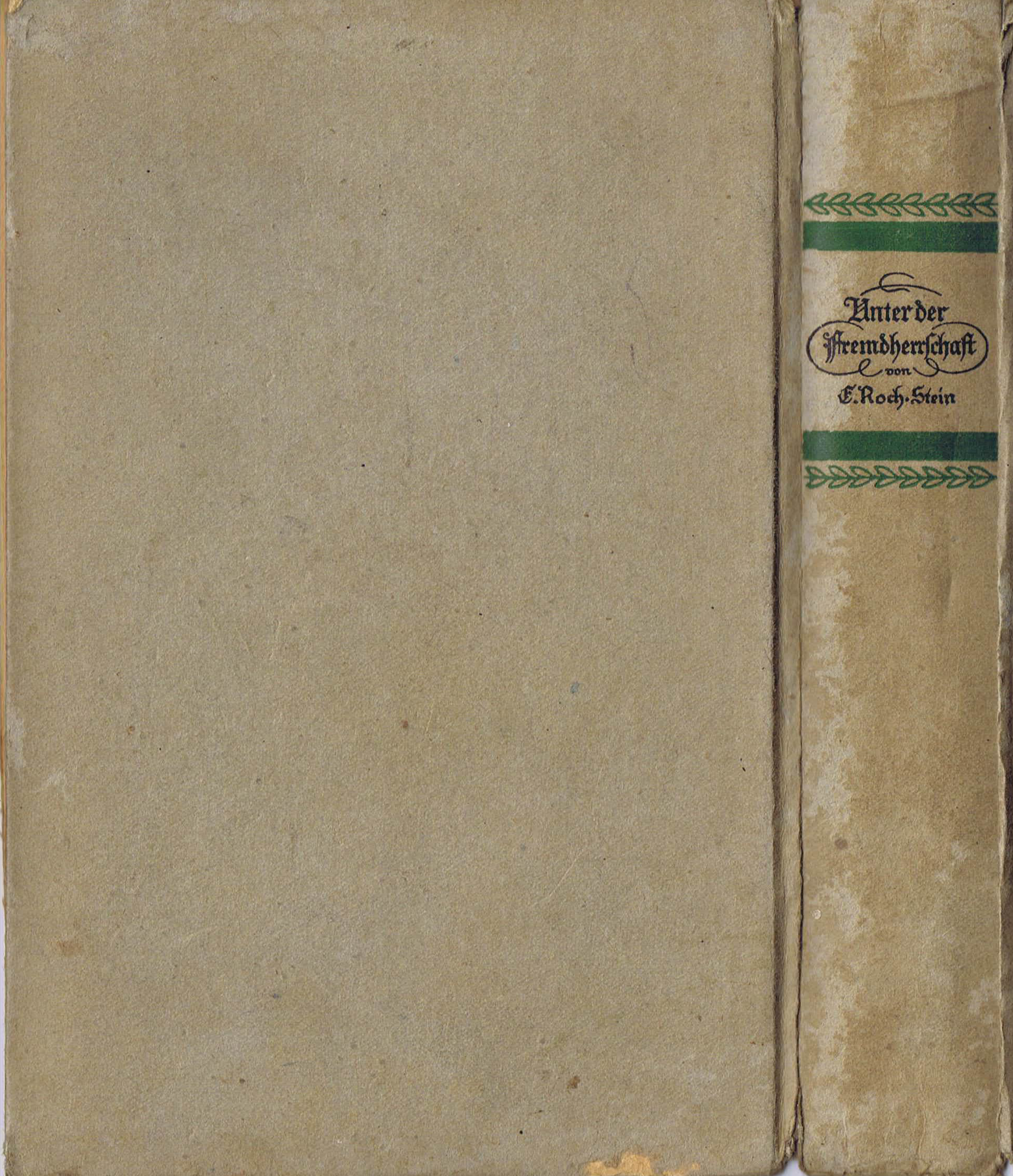
Beate schlug bei diesen Worten die erste Seite des Hauptbuches auf, legte den Finger an die geschriebenen Worte, die dort in großen Lettern verzeichnet standen und las laut und deutlich:

„Erstes Hauptbuch der ‚Zigarrenfritzen'."

Ende.






Unter der
Fremdherrschaft
von
E. Roch-Stein